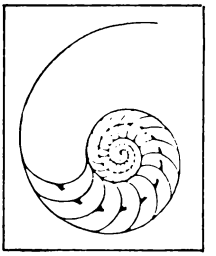
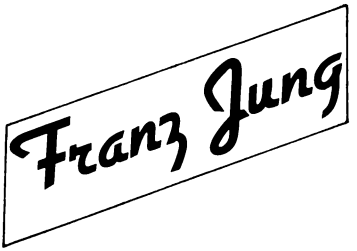
Franz Jung Werke in Einzelausgaben





Feinde Ringsum

Prosa und Aufsätze 1912 bis 1963

Werke 1 / Erster Halbband

Publiziert bei Edition Nautilus

Franz Jung Werke 1 / Erster Halbband
Editor dieses Bandes: Lutz Schulenburg

Originalausgabe
Edition Nautilus
Verlag Lutz Schulenburg
Hassestr. 22 – D-2050 Hamburg 80
Alle Rechte dieser Ausgabe bei Lutz Schulenburg
1. Auflage 1981
ISBN: 3-921523-56-7 (pb)
ISBN: 3-921523-57-5 (geb.)
Printed in Germany

Cläre Jung gewidmet

Ludwig Meidner: Porträtskizze Franz Jung

EDITORISCHE NOTIZ

Dieser erste Band der Werkausgabe, wegen seines Umfangs aufgeteilt in zwei Halbbände, legt zum ersten Mal eine geschlossene Sammlung der verstreut publizierten Prosatexte und politischen Artikel aus dem Zeitraum von 1912 bis 1963 vor. Hinzugenommen wurden einige Manuskripte aus dem Nachlaß. Verzichtet wurde auf die Aufnahme von Auszügen aus selbständigen Schriften, die besonders in der Revolutionszeit, während Jung entweder im Gefängnis saß oder sich in Rußland aufhielt, in der Arbeiterpresse erschienen; eine Ausnahme bildet die das Buch einleitende Szene des *Trottelbuches*.

Wegen der teilweise schwer auffindbaren Quellen bleiben einige Lücken, die im letzten Band dieser Ausgabe durch Nachlieferung geschlossen werden sollen. Nicht berücksichtigt wurden die vielen Wirtschaftskorrespondenzen, die Jung für die Tagespresse schrieb. Diese bedürfen einer besonderen Forschungsarbeit; einige wenige Beispiele für diese Seite der jungschen Tätigkeit finden sich in diesem Band, sicher aber genügend, um Jung als ernsthaften ökonomischen Beobachter kennenzulernen. Die die russische Revolution und die Sowjetunion behandelnden Artikel wurden in diese Sammlung nicht mit aufgenommen; sie geben einen gesonderten Band dieser Werkausgabe ab. Auf den Abdruck von *Der Fall Gross*, mittlerweile in drei unterschiedlichen Editionen vorliegend, wurde verzichtet.

Orthographie und Zeichensetzung wurden weitgehend vorlagengetreu übernommen. Offensichtliche Druckfehler wurden korrigiert.

Die von Fritz Mierau verfaßte *Chronik* war für den Band *Franz Jung. Der tolle Nikolaus*, Leipzig 1980, bestimmt, wurde dort aber nicht mit aufgenommen und wird hier erstmals veröffentlicht.

Den Intentionen dieser Jung-Ausgabe entspricht es nicht, vorrangig wissenschaftlichen Ansprüchen gerecht zu werden, sondern vielmehr die Originalität von Jungs Schaffen aufzuzei-

gen, es für ein kritisches Publikum in größerem Umfang als bisher zugänglich zu machen.

Der Herausgeber des ersten Bandes dankt allen, die durch ihre Vorarbeiten und Materialsammlungen nicht nur die Zusammenstellung erleichterten, sondern ihn in dieser kurzen Zeit überhaupt erst ermöglichten. Ohne diese mehr als freundliche Mitarbeit hätte der vorliegende Band in seiner jetzigen Ausführlichkeit kaum erscheinen können. Besonders seien deshalb an dieser Stelle genannt: Walter Fähnders, Helga Karrenbrock, Martin Rector, Peter Ludewig und Fritz Mierau. Außerdem soll bei dieser Gelegenheit auf Frau Cläre Jung hingewiesen werden, die im Frühjahr 1981 in Ost-Berlin verstarb und ohne deren selbstlose Bewahrung des größten Teils des Jung-Nachlasses, ihren stetigen Einsatz für die Neuausgaben, Franz Jung mehr noch, als er es heute schon ist, verschollen wäre. Daher möchten wir ihr diesen Band widmen im Gedenken an eine Zeugin und Kämpferin und ihre Bemühungen, der menschlichen Existenz eine neue soziale Basis zu ermöglichen.

FRITZ MIERAU
LEBEN UND SCHRIFTEN DES FRANZ JUNG.
EINE CHRONIK

FRITZ MIERAU

Leben und Schriften des Franz Jung
Eine Chronik

„Diese wunderbar hochgetürmte, eckige Stirn, unter dem starken Jochbogen ein Paar unruhige, scharfe, graue Augen, die so mild und menschenfreundlich aufleuchten konnten. Ein schmaler, gekniffener Mund und ein zartes Kinn mit einer Narbe, die (aus verschwundener Zeit!) von einer Mensur herrührte. Dieses Gesicht, auf dem innere und äußere Kämpfe so hart ausgeprägt waren, konnte kindlich und weich, ja geradezu schön sein, von reiner Güte, wie sie nur zarte und feine Seelen verschenken. Es konnte aber auch verschlossen und hart sein, wenn Jung Trägheit, seelische Versumpfung und Kleinlichkeit aufspürte. Da flammte er auf."

Müller-Isenburg: Franz Jung.
In: Vossische Zeitung vom 22.12.1920.

Die Chronik geht mit Franz Jung davon aus, daß „alle Biographien, Dokumente, Briefwechsel nicht imstande sind, den tieferen Inhalt menschlicher Beziehungen zu verwischen"'. Man müsse lernen, schrieb er 1913 in seiner Antwort an Stanislaw Przybyszewksi, daß „Daten, Tatsachen, Äußerungen Momente von untergeordneter Bedeutung sind, solange man ihnen einen absoluten Wert beimißt". So will die Chronik das Blickfeld freilegen helfen für die innere Bewegung eines Lebens. Nur in diesem Sinn bitten Verlag und Herausgeber um Ergänzung und Korrektur.

Der Chronik liegen die Sammlungen des von Cläre Jung betreuten Franz-Jung-Archivs Berlin zugrunde. Sieglinde und Fritz Mierau erhielten von Cläre Jung seit Mai 1975 ausführliche Auskünfte, zunächst in einem Interview, das in *Sinn und Form* 1978, Heft 2, erschien, und anschließend im Zusammenhang mit den Vorbereitungen, die zum Druck der Autobiographie *Die Kameradin* erforderlich waren.(*)

Die Chronik stützt sich weiter auf die Forschungen, Editionen und biographischen Arbeiten von Walther Fähnders,

(*) Dieses Buch ist allerdings damals nicht erschienen. (A.d.V.)

Helga Karrenbrock und Martin Rector sowie von Arnold Imhof und Klaus Ramm. Genannt seien besonders: Walter Fähnders/ Martin Rector: *Linksradikalismus und Literatur. Untersuchungen zur Geschichte der sozialistischen Literatur in der Weimarer Republik.* Band 1 und 2. Reinbek 1974. Arnold Imhof: *Franz Jung. Leben Werk Wirkung.* Bonn 1974.

Verlag und Herausgeber danken darüber hinaus allen, die durch Auskünfte das Zustandekommen der Chronik unterstützten: Hanne Bergius (Berlin-West), Michael Buckmiller (Hannover), Dr. med. Burger (Bergen), Thomas Franz (Frankfurt a. M.), Hedwig Gau (Kloster), Hermann Glander (Schwerin), Hanns Grunert (Berlin), Paul Guttfeld (Kfar Bialik), Maria Hertwig (Berlin-West), Elisabeth Hirn (Gunzenhausen), Walter Huder (Berlin-West), László Illés (Budapest), Dezsö Keresztúry (Budapest), Sigrid Kleinmichel (Berlin), Budapest Föváros Levéltára (Budapest), Deutsches Literaturarchiv, Schiller-Nationalmuseum (Marbach), Eduard Rahr (Tschudowo), Rolf Recknagel (Leipzig), Arturo Scharz (Milano), Wolfgang Storch (Berlin-West), Miklós Szabolcsi (Budapest), University of New Hampshire, The University Library (Durham).

1888

26. November: Franz Josef Johannes Konrad Jung im oberschlesischen Neiße (jetzt Nysa) geboren als zweites Kind des Uhrmachermeisters Franz Jung (1853 - 1926) und seiner Frau Clara (1859 - 1921), geb. Döhring. Der Vater stammte aus einer katholischen Seiffersdorfer Bauern- und Gastwirtsfamilie; er hatte in Breslau die Uhrmacherkunst erlernt, sich später längere Zeit dem Studium der Musik, dann der Elektrotechnik und Mechanik gewidmet. 1878 geheiratet und sich in Neiße niedergelassen. 1905 gab er sein Geschäft auf, war Stadtverordneter, später Stadtrat, Mitglied des katholischen Kirchenvorstandes und in Schlesien bekannt als Gründer von Kreditgenossenschaften für Hausbesitzer und Handwerker sowie als Fachmann für die Reparatur von Kirchenläutwerken; auch komponierte und schrieb er selber und hatte in seinem Haus oft Schriftsteller und Musiker zu Gast. Die Mutter entstammte einer Breslauer lutherischen Familie, ihr Vater war Journalist

und Astronom (Autodidakt).

9. Dezember: Jung wird in der katholischen St.-Jakobs-Kirche getauft.

1898

Besuch des Städtischen Realgymnasiums in Neiße bis 1907. Jung erhält Klavier- und Geigenunterricht, spielt vertretungsweise die Orgel in der Neißer Kreuzkirche. Während der Gymnasialzeit zieht Jung der zeitgenössischen naturalistischen Literatur Goethes „Wahlverwandtschaften", Heine, Jean Paul, Eichendorffs „Ahnung und Gegenwart", Stifters „Hochwald" vor. Nach der Lektüre von Dostojewskis „Idiot" entwirft er *Aufzeichnungen eines Idioten*. Bekanntschaft mit Max Herrmann-Neiße (1886 - 1941).

1902

Im Alter von dreiundzwanzig Jahren stirbt Jungs Schwester Clara.

1906

Anfang des Jahres: Notizen im Tagebuch zu *„Korpsgeist"*, *„Meine Mutter"*.

Lektüre: Oscar Wilde „Lady Windermeres Fächer", Heinz Tovote „Das Ende vom Liede", Richard Voss „Villa Falkonier", Arthur Schnitzler „Reigen", Paul Keller „Das letzte Märchen", Fjodor Dostojewski „Krotkaja", Ernst von Wolzogen „Der Thronfolger", Richard Voss „Die neue Circe", Heinz Tovote „Liebesräusche".

17. März: Tagebucheintragung: „Heute bin ich aus der katholischen Kirche ausgetreten. Ich war auf dem Wege nach dem Missionshaus, wo ich beichten wollte. Den ganzen Weg lag ich mit mir selbst in schwerem Kampfe. Einmal sagte ich mir, das Beichten ist für mich Unsinn. Erst sagt man ein paar Sünden runter, dann wird eine Ermahnung 2 - 3 Minuten lang runtergeschnurrt. Dann kommt das Glücksgefühl: Wieso kommt es aber? Warum? Das ist mir unerklärlich. Dies allein hätte mich vielleicht bewegen können, doch noch zu beichten. Aber ich

sagte mir: Ich weiß aus dem Wirrwarr der Zweifel vorläufig keinen Ausweg, ich verwickle mich bei weiterem Nachdenken mehr und mehr in Widersprüche. Ist es da nicht eine Lüge, wenn ich mir den Anschein gebe, gläubig zu sein und des momentanen Glücksgefühls wegen zu beichten? Auch wenn es die Schule befiehlt und wir morgen zur Communion gehen – ich werde nicht beichten. Also drehte ich vor der Tür der Kirche wieder um. Ich denke, wenn ich morgen kommuniziere – weil ich muß, nicht weil ich will –, so kann das keine Sünde – oder nichts, was eine Schuld für mich bedeuten könnte – sein. Noch viel weniger Gottesraub. Denn ich will ja gar nicht die Communion als Gnadenmittel empfangen. Für mich ist die Hostie lediglich Sauerteig."

Frühjahr: Lektüre: William Shakespeare „Ein Sommernachtstraum", R. Stratz „Unter den Linden", Jens Peter Jacobsen „Niels Lyhne", Gustav Frenssen „Hilligenlei", Selma Lagerlöf „Gösta Berling".

26. Juni: Tagebucheintragung: „Der Frühling stand im Zeichen Ibsens. Rosmersholm, Gespenster, Wildente. Zauberworte, Melodien aus der Ferne verträumter Sehnsuchtsideale."

Sommer: Tagebucheintragung: „Max Herrmann hat mich mit seinem Erstlingsbuche enttäuscht. Ich hatte Unvollkommeneres erwartet. Ich bin ganz erstaunt zu sehen, daß er via Hauptmann, Wedekind mit der Moderne mitgegangen ist. Bei ihm klingt alles so frei und trotzig.

Heine, den er als Motto ständig zitiert, ist allerdings eine Geschmacklosigkeit. Herrmann ist eckig und roh in seinen Versen, kampfeslustig wie ein Norweger, sein Witz ist gezwungen, an den Haaren herbeigezerrt – was ihm durchaus nicht als Vorwurf gereicht – das verstehende Sich-Abfinden mit der Welt, das heitere Verzichten, das heißblütige Begehren, das den Stempel der Unerfüllbarkeit trägt, mit einem Wort der Typus Schnitzler fehlt ihm. Ich persönlich nenne es einen Rückschritt in der Entwicklung, weil ich zum Dekadenten hinneige. Vielleicht kann es aber auch ein Fortschritt sein.

Jedenfalls hat er sich zum Dichter qualifiziert. Sein Nokturno beweist es nachdrücklich."

Herbst: Tagebucheintragung: „Das Problem Nietzsche. Die letzte Konsequenz der Entartung. Das Christentum ist ihr Anfang. Daher die Feindschaft. Gleiche Rassen. Wo aber liegt die

Kraft? Im Kosmos, im chaotischen Kosmos."

1907

11. März: Zeugnis der Reife. Entlassen, um Rechtswissenschaft zu studieren.

April: Jung läßt sich nach Ankunft in Leipzig mit seinem Neißer Mitschüler Theodor Gerstenberg, der 1912 das *Trottelbuch* verlegen wird, an der Musikhochschule immatrikulieren, tritt aber nach ersten Vorlesungen von Max Reger wieder aus.

19. April: Immatrikuliert für zwei Semester Kameralwissenschaften an der Universität Leipzig. Mitglied der Leipziger Burschenschaft „Arminia".

Sommer: Tagebucheintragung zur Lektüre:
„Selma Lagerlöf Die Wunder des Antichrist
St. Przybyszewski De profundis
Emil Strauß Kreuzungen
Hermann Stehr Der begrabene Gott
Selma Lagerlöf Jerusalem
Hesse Peter Camenzind
Dostojewski Ein Werdender
Storm
Leute von Seldwyla Schriften und Biographien von F. Lasalle
Dostojewski Dämonen abgebrochen
H. Stehr Leonore Griebel
Mann Professor Unrat gefällt mir gar nicht
St. Przybyszewski Andragyna
Hamsun Schwärmer
Ich las von H. erst ‚Hunger'. Die Mischung von Psychologischem und Mystischem gefiel mir."

1908

30. April: Abgangszeugnis der Universität Leipzig. Testate für: Jesus und seine Predigt/Schluß: Sittenpredigt Jesu. Vergleichende Kolonialwirtschaft und Kolonialpolitik. Geld, Kredit, Bank- und Börsenwesen. Allgemeine Volkswirtschaftslehre. Schopenhauer. Der Sozialismus (Sommersemester 1907). B.G.B.: Allgemeiner Teil. System des römischen Privatrechts. Grundzüge des deutschen Privatrechts. Deutsche Rechtsge-

schichte. Geschichte der neueren Philosophie mit einleitender Übersicht über die ältere. Geschichte der deutschen Literatur von der Reformation bis auf Goethes Tod. Geschichte des literarischen Lebens in Leipzig (Wintersemester 1907/1908).

14. Mai: Immatrikulation an der Herzoglich-Sächsischen Gesamt-Universität Jena. Mitglied der Jenaer Burschenschaft „Germania".

1909

1. Mai: Exmatrikulation in Jena nach einem Skandal in der Burschenschaft, Studien- und Sittenzeugnis. Testate für: Bürgerliches Recht IV, V: Familien- und Erbrecht. Deutsches Strafrecht. Bürgerliches Recht III: Sachenrecht. Allgemeines Staatsrecht. Übungen im bürgerlichen Recht für Anfänger. Zurechnungsfähigkeit (Sommersemester 1908). Handels- und Seerecht (Wintersemester 1908/1909).

4. Mai: Jung wird enterbt. Im Testament seines Vaters heißt es: „Meinen Sohn Franz schließe ich von der Erbschaft aus, da er ein unordentliches Leben führt und uns dadurch nicht bloß großen Kummer und Sorgen gemacht, sondern auch große Summen gekostet hat, die ich auf sein Erbpflichtteil anrechne, so daß er keinerlei Ansprüche gleichviel welcher Art von meinem Nachlaß hat."

6. Mai: Immatrikulation an der Königlich-Preußischen Universität Breslau, Aushilfe als Klavierspieler in Ausflugsorten und kleinen Kinotheatern. Bekanntschaft mit der Tänzerin Margot Hader, Jungs späterer erster Frau.

Mai: Jung folgt auf ein Telegramm hin Margot nach St. Petersburg, wo sie als Mitglied einer kleinen Tanztruppe im Variete „Flora" auftrat.

19. Juni: Abgangszeugnis der Königlich-Preußischen Universität zu Breslau.

Juni: Jung reist mit Margot auf einem Dampfer (als Küchenarbeiter unter der Persenning schlafend) nach Stettin. Sein Onkel, der Goldschmiedemeister Joseph Jung in Bautzen, zahlt die Hotelkosten und die Fahrt nach Berlin. Jungs Freund Dr. Josef Grabisch besorgt Franz und Margot eine Wohnung und Jung eine Anstellung als Volontär im Berliner Börsenverlag Ahrends & Mossner, wo Jung zunächst in der Kuxen-Zeitung,

einem Fachblatt für Kaliindustrie, arbeitet.

August: Jung heiratet Margot (geb. 29. November 1887). Sie ziehen in eine Neubauwohnung im Hansa-Viertel.

1911

2. Juni: Franz Jung in Breslau geboren, wuchs bei den Großeltern in Neiße auf, lebt heute als Frank Young in den USA.

August:Flucht vor der Familie nach Pless (jetzt Pszczyna), wo Joseph Grabisch geschichtliche Studien trieb. Jung schreibt seine Novelle *Die Erlebnisse der Emma Schnalke*, das Hauptstück des späteren *Trottelbuchs*. Margot fährt mit dem Kind zu ihrer Mutter nach Breslau.

September: Jung in Neiße. Wiederbegegnung mit Max Herrmann-Neiße, der ihm rät, die Novelle herauszugeben. Jungs Eltern zahlen für den Unterhalt des Kindes, das zu Margots Mutter kommt, und bewilligen einen Mietzuschuß für München, wohin Jung mit Margot übersiedelt, um seine Studien fortzusetzen.

27. Oktober: Immatrikulation an der Friedrich-Maximilians-Universität München. Jung hört Vorlesungen über: Grundsätze des Genossenschaftswesens. Statistik, insbesondere Wirtschaftsstatistik. System der gesamten Sozialpolitik. Arbeiterverhältnisse und soziale Bewegung. Märkte und Börsen. Er besucht Übungen zur Industriellen Entwicklung bei Prof. Sinzheimer, bei dem er auch seine Doktorarbeit über die Auswirkung der Produktionssteuer in der Zündholzindustrie schreibt. In diesem Zusammenhang mehrwöchige Studien in der Zündholzfabrik Rosenheim.

1911/12

Bekanntschaft mit Erich Mühsam und dem Kreis der „Gruppe Tat", einer 1909 gegründeten Ortsgruppe des seit 1908 arbeitenden „Sozialistischen Bundes" von Gustav Landauer. Begegnungen mit Karl Otten, Oskar Maria Graf, Leonhard Frank, Georg Schrimpf, Otto Groß, Raoul France, Fritz Klein.

1912

Januar: Puppenspiel (Szene). In: Der Sturm 1911/12, S. 750.

Mai: Nächtliche Szene (Vorabdruck aus *Das Trottelbuch*). In: Die Aktion, Nr. 26 vom 26.6.1912, Sp. 820–822.

August/September: Mit „Tat"-Anhängern einen Monat zum Hopfenzupfen in der Holletau (Wolnzach). Gelegenheitsarbeiten in München (Werbung für Zeitschriftenabonnements).

September: Anmerkungen. Zu den Notizen von Kurt Hiller. In: Die Aktion, Nr. 47 vom 20.11.1912, Sp. 1481.

Josef (Vorabdruck aus *Das Trottelbuch*). In: Der Sturm 1912/13, S. 109 f.

Das Trottelbuch. Leipzig; Theodor Gerstenberg 1912. (Enthält: Trottel. Eine programmatische Einleitung. Der Weg über den Berg. Die Erlebnisse der Emma Schnalke. Der tolle Nikolaus.)

Ende des Jahres: Plan einer Zeitschrift mit Dr. Otto Groß „Organ für psychologische Probleme des Anarchismus".

1913

25. Januar: Exmatrikulation in München. Übersiedlung nach Berlin. Bekanntschaft mit Franz Pfemfert und dem „Aktions"-Kreis.

Ende Januar: Revolutionsball in der „Aktion". Jung lernt Cläre Otto kennen.

März: Dagne. In: Die Aktion, Nr. 12 vom 19.3.1913, Sp. 348 f.

April: Die uralte Mär. Eine Antwort an Przybyszewsky. In: Die Aktion, Nr. 16 vom 16.4.1913, Sp. 428 f.

Mai. Sigyn. In: Die Aktion, Nr. 16 vom 16.4.1913, Sp. 439. Dr. Otto Groß und Franz Jung kündigen unter diesem Namen ihre gemeinsame Zeitschrift an.

Dezember: Morenga. In: Die Aktion, Nr. 49 vom 6.12.1913, Sp. 1143–1146.

Ende des Jahres: Beginn des Kampfes um die Freilassung des Psychoanalytikers Dr. Otto Groß, der auf Betreiben seines Vaters Prof. Dr. Hans Groß als „unheilbar krank" in die Landesirrenanstalt Troppau gesperrt worden war.

20. Dezember: Jung gibt die Nummer 5 der Zweiwochenschrift „Revolution" zur Unterstützung von Otto Groß heraus; darin Jungs Aufsatz *Der bekannte Kriminalprofessor Hans Gross in Graz. Manifest.* Am Kampf beteiligen sich „Die Aktion", „Kain", „Die Schaubühne", „Die Zukunft", „Berliner Tageblatt", „Vossische Zeitung", „Wiener Neue Freie Presse".

Ende des Jahres: Kameraden . . . ! Ein Roman. Heidelberg 1913, R. Weissbach, 76 S.

1914

Januar: Achab. In: Die Neue Kunst 1913/14, Bd. 1, S. 174–179.

24. Januar: W. Winitschenko: Ehrlich zu sich selbst. In: Die Aktion, Nr. 4 vom 24.1.1914, Sp. 87 (Rezension).

März: Kardinal Kopp. In: Die Aktion, Nr. 14 vom 4.4.1914, Sp. 292 f. Der Nachruf schließt: „Zu sagen ist, daß ein Mann für immer die Augen geschlossen hat, dessen Stimme in der vorbereitenden Krise der Entscheidung um die Erlebensmöglichkeiten dieser Welt unersetzlich ist."

März: Ludwig Meidner zeichnet Franz Jung.

Aus einem Roman: Sophie. In: Die Argonauten 1914, S. 178–181.

Sommer: Jung arbeitet für die „Korrespondenz Gelb" von Ahrends & Mossner.

2. August: Jung meldet sich als Freiwilliger: Es gehörte zum Programm von Erich Mühsams Gruppe „Tat", direkt an der Front gegen den Krieg zu arbeiten.

12. August: Das Kriegsministerium – Ersatzwesen-Abteilung – bestätigt Eingang „Ihres Anerbietens für den Dienst des Vaterlandes".

14. August: Der Zivilvorsitzende der Ersatz-Commission des Aushebungsbezirks Berlin VII verweist Jung auf den gewünschten Truppenteil.

Anfang September: Jung kommt in das Gebiet von Tannenberg.

12. September: Die Telepathen. Eine Novelle. In: Die Aktion, Nr. 36/37 vom 12.9.1914, Sp. 743–749.

Anfang Oktober: Jung in der 3. Garde-Reservedivision an

der Weichsel leicht verwundet.

Oktober: Jung marschiert mit einer Gruppe von Deserteuren nach Berlin.

14. Dezember: In Berlin bestätigt „Dr. W. Serner" (eigentlich der Schriftsteller Walter Seligman) Jung in einem fingierten Attest „Herzschwäche" und verschafft ihm einen Vorsprung für die Flucht.

Ende Dezember: Jung schreibt aus Hirschberg an Cläre Otto und bittet, Franz Pfemfert über seine Flucht zu benachrichtigen.

1915

2. Januar: Die Aktion teilt mit: „Franz Jung ist verwundet im Lazarett." In: Die Aktion, Nr. 1/2 vom 2.1.1915, Sp. 24.

Januar/Februar: „Die Aktion" druckt Jungs Roman *Sophie* in vier Fortsetzungen (1/2–7/8). Jung geht über München und Stuttgart nach Wien. Er wird verhaftet und über Mährisch-Ostrau nach Berlin gebracht, zunächst in das Festungsgefängnis Spandau, dann (ähnlich wie Georg Schrimpf, Oskar Maria Graf, George Grosz oder Richard Oehring) für einige Wochen zur Beobachtung in die Irrenanstalt Dalldorf in Berlin-Wittenau, schließlich wieder nach Spandau. Hier entsteht der Roman *Opferung*.

3. Februar: Cläre Otto wird wegen Fluchthilfe für Jung verhaftet.

März: Cläre Otto heiratet Richard Oehring.

April: Gnadenreiche, unsere Königin. Eine Novelle. In: Die Aktion, Nr. 16/17 vom 17.4.1915, Sp. 200–202, dazu Ludwig Meidners Jung-Skizze.

Ende Juni: Jung aus Spandau entlassen. Arbeitet als Handelsredakteur am „Deutschen Kurier".

Juli: Jung gründet mit Dr. Otto Ehrlich den „Industrie-Kurier. Finanz- und Handelsblatt für den Osten", ein Fachblatt für die oberschlesische Eisen- und Kohlenindustrie. Bekanntschaft mit Titus Tautz.

9. Oktober: Eine Ankündigung. Die Vertrustung des Geistes. In: Die Aktion, Nr. 41/42 vom 9.10.1915, Sp. 526.

6. November: Die Not des Peter Gnyp. Eine Novelle. In: Die Aktion, Nr. 45/46 vom 6.11.1915, Sp. 558–561. Grün-

dung des Schutzverbandes Deutscher Autoren durch Robert Breuer. Franz Jung und Cläre Oehring leben und arbeiten zusammen. Jung bereitet durch sechs Folgen der *Vorarbeit* (Auflage 120 Exemplare) eine neue Zeitschrift vor. Sie wohnten zunächst in Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 47, ab Herbst 1916 in Berlin-Südende, Steglitzer Straße 34.

November: Was suchst du Ruhe, da du zur Unruhe geboren bist. Erste Folge der *Vorarbeit*. Berlin 1915: Verlag Freie Straße, mit Jungs Beiträgen: *Vorbedingungen des Zufalls. Du bist nicht krank. Reden gegen Gott. Feinde ringsum. Bemerkung.* S. 3–8, 14 f.

Ende des Jahres: Sophie. Der Kreuzzug der Demut. Ein Roman. Berlin-Wilmersdorf 1915: Verlag der Wochenschrift „Die Aktion", 77 S.

1916

Januar: Die Krise. Aus den Aufzeichnungen von Carl Ladwig. In: Dem anderen in Dir. Dritte Folge der Vorarbeit. Berlin 1916: Verlag Freie Straße, S. 9 f. (Auszug aus: *Claruschka*).

Februar: Begegung. Aus einem Roman. Wirkung und Wucht. Wenn alle wissen werden. In: Um Weisheit und Leben. Vierte Folge der *Vorarbeit*. Berlin 1916: Verlag Freie Straße, S. 5–13.

März: Franz Jung und Margot Jung ziehen nach Falkenberg bei Grünau, Am Falkenberg 9.

April: Vorbemerkung zu meinem Roman Opferung. In: Die Aktion, Nr. 27/28 vom 8.7.1916, Sp. 388.

Mai: Die Stephanie-Gavotte. In: Die Aktion Nr. 31/32 vom 5.8.1916, Sp. 444–448 (Auszug aus *Opferung*).

Sommer: Wiederbegegnung mit Else Lasker-Schüler. *Opferung. Ein Roman.* Berlin-Wilmersdorf 1916: Verlag der Wochenschrift „Die Aktion" (= Aktions-Bücher der Aeternisten, Bd. 3), 121 S.

Ende des Jahres: Saul. Berlin-Wilmersdorf 1916: Verlag der Wochenschrift „Die Aktion" (=Aktions-Bücher der Aeternisten, Bd. 4), 55 S.

10. Dezember: Dagny Jung geboren.

1917

Anfang des Jahres: Die Liebe wandert. In: Das Aktionsbuch. Hrsg. von Franz Pfemfert. Berlin-Wilmersdorf 1917, S. 280–286 (Auszug aus *Opferung*).

Januar: Von der Not des Widerspruchs. Das Wunder. Jehan. Bekenntnis. In: Die Technik des Glücks. Sechste Folge der Vorarbeit. Berlin 1917; Verlag Freie Straße, S. 3–9, 13–15.

Februar/März: Rasputin. In: Neue Jugend 1917, Nr. 11/12 (Monatsausgabe), S. 231 f. (unter dem Pseudonym Johannes Reinelt).

17. März: Grete Meisel-Hess: Das Wesen der Geschlechtlichkeit. In: Die Aktion, Nr. 11/12 vom 17.3.1917, Sp. 154 (Rezension).

April: Der Konrad Hanf Verlag bittet Jung um Manuskripte, eventuell *Der Fall Groß.*

23. Mai: Religion der Verschwendung. Das Wunder. Die Not des Widerspruchs. In: Neue Jugend, Wochenausgabe 1917, Nr. 1, S. 1.

Im Laufe des Jahres: Jung arbeitet an dem Stück *Hahn im Korbe*. Jung unterstützt die illegale Propagandaarbeit des Spartakusbundes.

Juni: Die Sekte 1917. Verantwortung zum Glück. In: Neue Jugend, Prospekt zur Kleinen Grosz-Mappe, Wochenausgabe 1917, Nr. 2, S. 1, 4.

30. Juni: Einführung in den Roman Zuflucht. In: Die Aktion, Nr. 26 vom 30.6.1917, Sp. 361 f.

Juli: Der Kurt Wolff Verlag Leipzig nimmt Jungs *Die Krise* in den Verlagsalmanach „Der jüngste Tag" (Herbst 1917) auf.

14. Juli: Finanznovellen. In: Die Aktion, Nr. 27/28 vom 14.7.1917, Sp. 387 f. (Rezension).

22. September: Jehan. In: Die Aktion, Nr. 37/38 vom 22.9. 1917, Sp. 513–515.

17. Dezember: Jung in Kattowitz.

Ende des Jahres: Jung ist bis Oktober 1918 als Angestellter des „Seedienst-Syndikats" Redakteur der „Schiffahrt-Zeitung".

1918

Anfang des Jahres: Die Krise. In: Die neue Dichtung. Ein

Almanach. Leipzig 1918: Kurt Wolff, S. 52–57. Jung gründet mit Georg Fuchs das Wochenblatt „Sozialistische Wirtschaftskorrespondenz", das bis 1919 erscheint. Jung liest Texte der Utopisten Fourier, Considerant, Owen, Saint-Simon. Jung ist Mitherausgeber von *Club Dada. Amerikanische Parade.* In: Club Dada, Prospekt des Verlags Freie Straße, 1918, S. 8 f.

April: Jung gehört mit Tristan Tzara, George Grosz, Marcel Janco, Richard Huelsenbeck, Gerhard Preiss, Raoul Hausmann und Walter Mehring zu den Unterzeichnern des Berliner Dada-Manifests, entwickelt aber zugleich die Idee einer jakobinisch linken Gruppe „Der Berg".

Mitte des Jahres: Der Sprung aus der Welt. Ein Roman. Berlin-Wilmersdorf 1918: Verlag der Wochenschrift „Die Aktion" (=Aktions-Bücher der Aeternisten, Bd. 7), 105 S. *Gnadenreiche, unsere Königin.* Leipzig 1918: Kurt Wolff Verlag (=Der jüngste Tag, Bd. 42), 39 S. *Das Trottelbuch.* Berlin-Wilmersdorf 1918: Verlag der Wochenschrift „Die Aktion", 122 S.

24. August: Babek. Eine Erzählung. In: Die Aktion, Nr. 33/34 vom 24.8.1918, Sp. 432–434.

September: Margot Jung zieht mit Dagny nach Dresden-Hellerau. Franz Jung zieht mit Cläre Oehring nach Berlin-Friedenau, Kaiserallee 64–65, wo sie mehrere Monate den Psychoanalytiker Dr. Otto Groß beherbergen.

15. Oktober: Jung beantragt Immatrikulation an der Berliner Universität.

23. Oktober: Jung belegt für das Wintersemester 1918/19: Staatswissenschaftliche Übungen über Arbeiterschutz und soziale Fragen. Feinere Probleme der ökonomischen Theorien und zur Ökonomie und Soziologie des Weltkrieges. Einleitung in die Philosophie.

9. November: Jung und Georg Fuchs halten vierundzwanzig Stunden Wolffs Telegrafenbüro in Berlin besetzt und entwikkeln ein Arbeitsprogramm für Nachrichtenübermittlung.

November: Jung gibt als *Die Freie Straße* Nr. 9 eine neue Folge der *Vorarbeit* heraus. Als die Nr. 7 bzw. 8 können der *Prospekt zur Kleinen Grosz-Mappe*, Juni 1917, und *Club Dada*, April 1918, gelten.

Ende des Jahres: Als *Die Freie Straße* Nr. 10 erscheint eine Folge für den Dadaisten Johannes Baader.

Anfang des Jahres: Jung ist beteiligt an der Gründung des Auslandsnachrichtendienstes „Berlin Expreß. Wirtschaftsnachrichtendienst – Politische Informationen", Herausgeber ist August Döppner, Mitarbeiter sind Bernhard Reichenbach, Alexander Schwab, Simon Guttmann, John Graudenz.

Mitte Januar: Jung wird bei den Kämpfen im Berliner Zeitungsviertel im Büro der „Sozialistischen Wirtschaftskorrespondenz" in der Krausenstraße verhaftet und in den Marstall gebracht.

16. Januar: Jung flieht nach Breslau.

20. Januar: Rückkehr Jungs nach Berlin. Jung wird Mitglied der Kommunistischen Partei Deutschlands.

Ende Januar: Jung beherbergt Fritz Drach und Eugen Lewin-Dorsch.

6. Februar: Jung gehört mit Johannes Baader, Raoul Hausmann, Tristan Tzara, George Grosz, Marcel Janco, Hans Arp, Richard Huelsenbeck, Eugen Ernst und A.R. Meyer zu den Unterzeichnern eines vom „Dadaistischen Zentralrat der Weltrevolution" erlassenen Aufrufs „Dadaisten gegen Weimar".

15. März: Der Einzug der Franzosen in Berlin. In: Die Aktion, Nr. 10/11 vom 15.3.1919, Sp. 166 f.

Frühjahr: Jung gehört zu den Gründern des „Ost-Europa-Dienst Wien Sofia Konstantinopel", der vor allem Nachrichten aus der Sowjetunion vermittelte.

Mai: Die Proletarisierung des Handwerks: In: Räte-Zeitung, Nr. 15.

Mitte des Jahres: Jehan. Mühlheim (Donau) 1919: Verlag der Saturne, 7 S.

August: Auswanderung oder Sklavenhandel? In: Räte-Zeitung, Nr. 36.

August/September: Asien als Träger der Weltrevolution. In: Der Gegner 1919, Nr. 8/9, S. 7–10.

August/Oktober: Zweck und Mittel im Klassenkampf. In: Die Erde 1919, Nr. 12, 14/15, 18/19, S. 357–360, 427–431, 530–533, 670–673.

1. September: Vom Klassenkampf. In: Politischer Rundbrief (51. Brief). Zum 5. Internationalen Jugendtag. Esslingen 1919 (Auszug aus *Zweck und Mittel im Klassenkampf*).

September/November: Verantwortung zum Glück. In: Der Osten, Neue Folge, September/November 1919, S. 55 f.

Oktober: Dr. Otto Groß zieht zu Jung. Zusammen mit der linken Opposition wird Jung auf dem Heidelberger Parteitag aus der KPD ausgeschlossen.

1920

Januar: Der Fall Groß. In: Die Erde 1920, Nr. 1, S. 29–43.

Januar: Jung arbeitet an der „Russischen Korrespondenz" mit.

13. März: Dr. Otto Groß stirbt in Berlin. – Der Verlag „Die Erde" kündigt Jungs *Gott verschläft die Zeit* an.

April: Mit Dr. Alexander Schröder, Dr. Alexander Schwab und Bernhard Reichenbach gründet Jung die Kommunistische Arbeiterpartei Deutschlands (KAPD), tritt als ihr Sprecher auf und wird Mitglied der Kampforganisation (KO). Jung und Jan Appel werden beauftragt, den Standpunkt der KAPD der Kommunistischen Internationale darzulegen.

21. April: Mit Jan Appel und Herrmann Knüfgen entführt Jung den Fischdampfer „Senator Schröder" nach dem Auslaufen aus dem Fischereihafen Cuxhaven.

1. Mai: Landung in Murmansk.

Mai: Jung spricht mit Lenin, Bucharin, Sinowjew und Radek, die der Beurteilung der revolutionären Lage in Deutschland durch die KAPD zwar zustimmen, aber fordern, daß sich die Partei gegen nationalbolschewistische und extrem föderalistische Elemente abgrenzt. Jung begegnet auch Gen. Landa vom Obersten Volkswirtschaftsrat und Krzyzanowski von der Staatlichen Plankommission. In Gesprächen mit Molotow, Rykow, Kamenew kommt das Verhältnis der Sowjetregierung zu Polen zur Sprache.

24. Mai: Rückkehr der „Senator Schröder" nach Cuxhaven.

24. Juni: Jung telegrafiert aus Oslo, er komme nicht vor dem 1. Juli zurück.

August: Jung referiert auf dem 1. Ordentlichen Parteitag der KAPD. *Bericht der nach Moskau entstandenen Delegation,* in dem Jung empfiehlt, die Bedingungen für die Aufnahme in die Komintern zu akzeptieren, die KAPD solle die „Dritte Internationale als Generalstab des internationalen Proletariats"

anerkennen; Jung erleidet bei der Abstimmung eine Niederlage und zieht sich aus der Führung zurück. Franz und Cläre Jung ziehen nach Grünheide bei Berlin, Waldeck 4.

26. September: Jung wird wegen „Schiffsraubs auf hoher See" in Berlin verhaftet und sitzt bis Februar 1921 in den Untersuchungsgefängnissen Cuxhaven, Hamburg, Fuhlsbüttel, wo er die 1921 erscheinenden Erzählungen und Stücke schreibt; er steht in ständigem Briefwechsel mit Cläre Jung und seinen Anwälten.

Oktober: Reise in Rußland. Berlin 1920: Verlag der Kommunistischen Arbeiter-Partei Deutschlands, 32 S.

Proletarische Erzählungskunst. In: Proletarier, Oktober 1920, S. 12–14.

November: Der Oberschlesische Schwindel. In: Kommunistische Arbeiter-Zeitung 1920, Nr. 154, S. 1–2.

6. Dezember: Der Heizer und die Kellnerin: In: Kommunistische Montags-Zeitung (Vorabdruck aus *Joe Frank illustriert die Welt*).

20. Dezember: Fertig machen. In: Kommunistische Arbeiter-Zeitung vom 20.12.1920 (unter dem Pseudonym Frank, Vorabdruck aus *Joe Frank illustriert die Welt*). *Die Schwarze Internationale*. In: Kommunistische Montags-Zeitung vom 20. 12.1920.

Dezember: Fertig machen. In: Rote Jugend. Kampforgan der Kommunistischen Arbeiter-Jugend 1920, Nr. 1, S. 4–5. *Mutter Jones*. In: Räte-Zeitung 1920, Nr. 43 (beides Vorabdruck aus *Joe Frank illustriert die Welt*).

Dezember 1920/Januar 1921: Stiller als Wasser und niedriger als Gras. In: Räte-Zeitung 1920, Nr. 46, und 1921, Nr. 1 (Vorabdruck aus *Joe Frank illustriert die Welt*).

1921

Januar In der von Max Krell herausgegebenen Sammlung „Die Entfaltung. Novellen an die Zeit", Berlin 1921: Ernst Rowohlt Verlag, S. 257–264, erscheint Jungs *Achab*.

18. Januar: Walther Rilla bestärkt Jung in dem Vorsatz, das Buch *Gott verschläft die Zeit* als „Mittelglied zwischen Ihren früheren Büchern und Ihren neuen Büchern" herauszugeben, tatsächlich erscheint das Buch erst 1976.

1. Februar: Proletarier. Erzählung. Berlin 1921: Malik-Verlag (=Die rote Roman-Serie, Bd. 1), 87 S.

Februar: Die Kanaker. Wie lange noch? Zwei Schauspiele. Berlin 1921: Malik-Verlag (=Sammlung revolutionärer Bühnenwerke, Bd. 2), 82 S.

3. Februar: Jung wird gegen Kaution von 30 000 Mark der Sowjetregierung unter der Bedingung entlassen, sich bei der Hauptverhandlung zu stellen.

6. Februar: Uraufführung von *Wie lange noch?* durch Erwin Piscator am „Proletarischen Theater".

Februar: Jung schreibt an seinen Vater, er wünsche, daß sein Sohn Franz nicht studiere, sondern Techniker oder Bankbeamter werde. Jung sammelt das Material für eine Chronik der Zeit.

21. Februar: Die Demonstration. In: Kommunistische Montags-Zeitung vom 21.2.1921 (Auszug aus *Proletarier*).

5. März: Wenn der Mond aufgeht. In: Die Aktion, Nr. 9/10 vom 5.3.1921, Sp. 137–139 (Auszug aus *Joe Frank illustriert die Welt*).

März: Joe Frank illustriert die Welt. Berlin-Wilmersdorf 1921: Verlag der Wochenschrift „Die Aktion" (=Literarische Aktions-Bibliothek, Bd. 10), 43 S. – Als Mitglied der Kampforganisation der KAPD wird Jung zur Organisierung und Unterstützung der Streiks nach Halle, Hettstedt und Klostermansfeld entsandt, wo er in ständiger Verbindung mit Bela Kun in Berlin steht und mit Max Hölz und Karl Plättner zusammentrifft.

28. März: Uraufführung der *Kanaker* durch Erwin Piscator am „Proletarischen Theater" (Voigt – Theater in der Badstraße 58). Zugleich Theaterausgabe des Stücks.

März: Wie lange noch? Schauspiel. In: Der Gegner 1920/21, Nr. 6, S. 203–227. *Dialog zwischen Lenin und Wells.* In: Der Gegner 1920/21, Nr. 7, S. 265–270).

13. April: Der Konrad Hanf Verlag Hamburg bietet Jung den Druck von Prosa und Stücken an; Jung hatte am 11.4. *Der Fall Groß* vorgeschlagen.

Mai: Die Rote Woche. Roman. Mit 9 Zeichnungen von George Grosz. Berlin 1921: Malik-Verlag, 2. Auflage 1922 (=Die rote Roman-Serie, Bd. 3), 66 S. *Die Technik des Glücks. Teil I. Psychologische Anleitungen in 4 Übungsfolgen.* Berlin

1921: Malik-Verlag, 127 S. *Die Murman-Bahn.* In: Helft! Rußland in Not. Berlin 1921 (Auszug aus *Reise in Rußland*) *Stiller als Wasser und niedriger als Gras.* In: Rote Jugend. Kampforgan der Kommunistischen Arbeiter-Jugend 1921, Nr. 5, S. 35 f., und Nr. 6, S. 44 f. (Auszug aus *Joe Frank illustriert die Welt). Sturm über den Menschen.* In: Die Junge Garde 1920/21, Nr. 18, (Auszug aus *Proletarier*). *Arbeitsfriede.* In: Die Rote Fahne 1921, Nr. 303–359 (Vorabdruck).

10. Mai: Für Max Hölz. In: Hamburger Volkszeitung vom 10.5.1921 und in: Kommunistische Arbeiter-Zeitung 1921, Nr. 195.

Mitte Mai: Jung reist unter dem Namen Franz Klinger mit Cläre nach Holland, um über Rotterdam, Amsterdam nach England, später Irland zu gelangen. Am 15. Juni sollte er an einer Konferenz der linken Arbeiterparteien in Brighton teilnehmen. Er wird von den Beamten des Reichskommissars für Überwachung der öffentlichen Ordnung ständig beobachtet.

Ende Mai: Franz und Cläre Jung werden in Zundert (Nordbrabant) nach einem Besuch bei Henriette Roland-Holst festgenommen. Cläre wird nach einigen Tagen Haft nach Deutschland abgeschoben. Jung kommt ins Untersuchungsgefängnis Breda. Er steht in ständigem Briefwechsel mit Cläre über die Abwendung einer von den deutschen Behörden geforderten Auslieferung.

Juni: Jung schreibt im Gefängnis die Fortsetzung zu *Die Technik des Glücks*, entwirft den Plan zu einer Reihe „societärer Utopien" (in der auch seine *Die Eroberung der Maschinen* stehen könnte): Jack London, Bogdanow, Zola. Bittet um deutsch-russischen und deutsch-finnischen Sprachführer.

Juni: Zur Erinnerung. In: Die Aktion, 1921, Sp. 259–260. Jung schickt John Heartfield das Exposé für einen Film; es handelt sich wahrscheinlich um *Vorbestimmung. Im Kampf gegen das Verhängnis. 1. Ryberg-Film* (Typoskript 26 S.).

Juli: Jung schreibt die Einleitung zu der geplanten Auswahl aus den Schriften des Psychoanalytikers Dr. Otto Groß, deren erster Teil unter dem Titel „Von geschlechtlicher Not zur sozialen Katastrophe" erscheinen sollte.

Ende Juli: Holland lehnt die Auslieferung auf Grund der Tatsache ab, daß Jung schon seit Juni 1920 sowjetischer Staatsbürger ist.

21. August: Reise in Rußland. In: New Yorker Volkszeitung vom 21.8.1921.

27. August: Jung teilt aus Breda seiner Mutter mit, daß er nach Moskau geht und „wohl sobald nicht nach Deutschland zurückkehren" werde.

28. August: Jung fährt von Delfzije mit dem dänischen Frachtdampfer „Flora" nach Petrograd.

September: Jung bittet Karl Radek um Vermittlung einer Arbeit bei der Komintern. Er arbeitet zunächst unter Matthias Rakosi in der Presseabteilung der Komintern, in deren Auftrag er die Wolgadeutsche Republik besucht und *Hunger an der Wolga* schreibt, dann als führender Funktionär der von Willi Münzenberg im August 1921 initiierten Internationalen Arbeiterhilfe (IAH).

13. November: Die Fratze der Henker. In: Die Rote Fahne vom 13.11.1921 (Auszug aus *Die Kanaker*).

14. November: Proletarier und Richter. In: Klassenkampf vom 14.11.1921 (Auszug aus *Proletarier*).

4. Dezember: Cläre Jung schreibt an Wieland Herzfelde, berichtet von einem Gespräch zwischen Jung und Boris Arwatow vom Moskauer Proletkult, der „kleine populäre Schilderungen aus dem deutschen Proletarierleben und Zeichnungen von Grosz" wünscht.

5. Dezember: Offene Erklärung an die K.A.P. Mitglieder unterzeichnet mit „Im Auftrag der in der R.K.P. organisierten KAPD-Genossen". Jung trennt sich von der KAPD wegen ihrer Gegnerschaft zu Sowjetrußland und zur Komintern. *Die Hasenjagd von Holley Grove.* In: Die Rote Fahne vom 5.12.1921.

23. Dezember: Brief Wilhelm Piecks an Jung, in dem der Eingang und die Veröffentlichung der *Offenen Erklärung* in der „Roten Fahne" bestätigt wird.

25. Dezember: Fröhliche Weihnachten, vergnügte Feiertage. In: Die Rote Fahne vom 25.12.1921.

Ende des Jahres: Jung schreibt die Abhandlung *Reparationskapitalismus* (Zur Frage der Erfassung der Goldwerte). *Wie eine Genossenschaft verkracht.* In: Der Kampfruf. Organ der AAU 1921, Nr. 15, (Vorabdruck aus *Die Eroberung der Maschinen*). *Der große Streik.* In: Der Kampfruf. Organ der AAU 1921, Nr. 22, (Vorabdruck aus *Die Eroberung der Maschinen*). *Arbeitsfriede.* In: Hamburger Volkszeitung 1921, Nr. 62. *Der*

Fall Groß. Novelle. Hamburg 1921: Konrad Hanf Verlag, 50 S.

1922

21. Januar: Die Hasenjagd von Holley Grove. In: Der Weggefährte. Literarische Beilage der schweizerischen kommunistischen Parteipresse 1922, Nr. 2, S. 13 f. (Auszug aus *Joe Frank illustriert die Welt*).

22. Januar: Wieland Herzfelde schickt Jung zehn Exemplare *Rote Woche* und fünf Exemplare *Proletarier* nach Moskau und teilt mit, *Arbeitsfriede* sei seit einem Jahr gesetzt, George Grosz habe aber mit den Illustrationen bis Dezember gebraucht. „Wie Deine Bücher gehen – weitaus am besten *Die Rote Woche*. Mittelmäßig die *Kanaker*. Am wenigsten die *Technik*. Ebenso auch *Proletarier*."

Januar: Hunger und Klassenkampf. In: Der Gegner 1922, Nr. 1, S. 4–13.

Februar: Sommer. In: Der Gegner 1922, Nr. 2, S. 33–38 (Vorabdruck aus *Die Eroberung der Maschinen*).

17. Februar: Wieland Herzfelde bestätigt den Eingang von Jungs Schauspiel *Annemarie*.

März: Hunger an der Wolga. Berlin 1922: Malik-Verlag, 47 S. *Arbeitsfriede. Roman*. Mit 6 Zeichnungen von George Grosz. Berlin 1922: Malik-Verlag (=Die rote Roman-Serie, Bd. 4), 127 S.

21. März: Im Zuchthaus: In: Die Rote Fahne Nr. 136 vom 21.3. 1922 (Vorabdruck aus *Die Eroberung der Maschinen*).

24. März: Das Sterben in der Steppe. Bei den Wolgadeutschen in Orlowskoi. In: Klassenkampf Nr. 71 vom 24.3.1922 (Auszug aus *Hunger an der Wolga).*

April: Den Vorhang weg! In: Russische Korrespondenz 1922, S. 389–396 (Auszug aus *An die Arbeitsfront nach Sowjetrußland*). *Die Aufgabe der Internationalen Arbeiterhilfe in Sowjetrußland*. In: Internationale Pressekorrespondenz 1922, Nr. 80, S. 610 f.

Mai: An die Arbeitsfront nach Sowjetrußland. Zum Produktionskampf der Klassen. Berlin 1922: Vereinigung Internationaler Verlagsanstalten (=Arbeiterhilfe und Sowjetrußland, Bd. I), 47 S.

Mai/Juni: Proletarier. In: Die Rote Fahne des Ostens vom

11.6.1922 (16. und letzte Folge eines Nachdrucks von *Proletarier*).

Mai/Juni: Eine Internationale Revisionskommission kritisiert das Vorgehen der Moskauer Vertretung der IAH, besonders die von Franz Jung gegründete und gescheiterte Ural-AG, für die er die vom amerikanischen Hilfskomitee bereitgestellten Traktoren eingesetzt hatte. Jung beginnt wenig später seine Tätigkeit beim Wiederaufbau der Zündholzfabrik von Tschudowo bei Nowgorod, worüber er ein Jahr darauf *Die Geschichte einer Fabrik* schreibt.

12. Juni: Der Kampf mit dem Hunger. In: Sozialistische Republik vom 12. Juni 1922 (Auszug aus *An die Arbeitsfront nach Sowjetrußland*).

Herbst: Annemarie. Ein Schauspiel in 4 Akten mit Vorspiel und Nachspiel. Berlin 1922: Malik-Verlag (=Sammlung revolutionärer Bühnenwerke, Bd. 11–12), 64 S.

Oktober: Skoly-kommuny mezdunarodnej rabocej pomosci na Urale (Die Schul-Kommunen der Internationalen Arbeiterhilfe im Ural). In: Rabocij zurnal 1922, Nr. 2 (Oktober), S. 25 f.

November: Über die Probleme der Arbeiterhilfe. In: Internationale Pressekorrespondenz 1922, Nr. 126, S. 4 f.

Winter: Bedstvujuscee Povolze. Nabroski i vpecatlenija (Hunger an der Wolga. Skizzen und Eindrücke). Petrograd 1922.

1923

Im Laufe des Jahres: Die Eroberung der Maschinen. Roman. Berlin 1923: Malik-Verlag (Die rote Roman-Serie, Bd. 9) 176 S.

Februar: Krasnaja nedelja (Die Rote Woche). Moskau und Petrograd 1923: Gosudisdat, 44 S. Übersetzt von A.M. Gorfinkel. Redigiert von A.N. Gorlin. *Proletarii* (Proletarier). Moskau und Petrograd 1923: Gosudisdat, 74 S. Übersetzt von L. Krukowskaja. Entwurf für einen Agitationsfilm in 3 Teilen *Emigrant*. Der letzte Teil „schließt mit der Montage des ersten Traktors, der dem Gut dann übergeben und in Tätigkeit gesetzt wird. Der Film schließt mit Zahlen und Statistik."

1. Mai: Aufführung der *Kanaker* in Hamburg unter Leitung von Gustav von Wangenheim.

Sommer: Jung wird Administrator im Petrograder Werk „Ressora".

Mitte des Jahres: Mehr Tempo Mehr Glück Mehr Macht. Ein Taschenbuch für Jedermann. Berlin 1923: Malik-Verlag (=Franz Jung: *Die Technik des Glücks*. Teil 2), 125 S.

9. November: Jung wird mit einem herzlichen Dankschreiben von den Arbeitern des „Ressora"-Werks Petrograd verabschiedet.

Ende November: Franz und Cläre Jung kehren auf getrenntem Weg nach Deutschland zurück. Jung lebt unter dem Namen und mit dem Paß eines Franz Larsz.

27. November: Jung versucht für Ressora die Lieferung von Stanzen und Druckinstrumenten für Petroleumbrenner Wiener Facon und von Stanzen und Schnitten für die Fabrikation von Schreibmaschinen zu organisieren.

Ende des Jahres: Jung wohnt in Grätzwalde (Ortsteil von Schöneiche) bei Friedrichshagen, von Frühjahr 1924 bis 1928 in Wandlitzsee bei Berlin.

1924

Anfang des Jahres: Der neue Mensch im neuen Rußland. Rückblick über die erste Etappe proletarischer Erzählungskunst. Wien 1924: Verlag für Literatur und Politik, 31 S.

Januar: Arbeiterkampf. In: Platz dem Arbeiter. 1. Jahrbuch des Malik-Verlages (auf das Jahr 1924). Herausgegeben von Julian Gumperz, Berlin 1924, S. 198–205 (Auszug aus *Die Rote Woche*).

7. Januar: Der Malik-Verlag überträgt Jung die Herausgabe der bisherigen Monatsschrift „Der Gegner", die ab sofort wöchentlich in 5000 Exemplaren erscheinen soll.

12. Januar: Jungs Freund Josef Grabisch schlägt ein Jack-London-Buch mit Essays aus „Revolution" und „Klassenkampf" vor.

4. März: Sie stehen ihrer eigenen Befreiung im Wege. In: Die Rote Fahne Nr. 3 vom 4.3.1924 (unter dem Pseudonym Josef Münz).

23. März: Der neue Mensch im neuen Rußland. In: New Yorker Volkszeitung vom 23.3.1924 (Abdruck von *Der neue Mensch im neuen Rußland*).

29. März: Hier Stinnes – hier Minoux. In: Das Wort Nr. 39 vom 29.3.1924

März: Hier Stinnes – hier Minoux. In: Der Gegner 1924, Nr. 4, S. 1, 3.

Frühjahr: Die Geschichte einer Fabrik. Wien 1924: Verlag für Literatur und Politik, IV, 94 S. *Das geistige Rußland von heute.* Berlin 1924: Ullstein (=Wege zum Wissen, Bd. 25), 142 S.

Mai: Ponedelnik (Montag) Auszug aus *Die Rote Woche.* In: Germanija 1924 (Deutschland 1924). Herausgegeben von R.A. Rozental, Moskau 1924, S. 65–70. *Die Geschichte einer Fabrik. Selbstanzeige.* In: Arbeiterliteratur 1924, Heft 3–4 (Mai), S. 166.

Mai: Jung gründet als Fortführung von „Rosams Korrespondenzbüro" mit Theodor Beye die „Kontinent-Korrespondenz", die davon ausgehe, daß „das Schwergewicht des Wiederaufbaus Deutschlands bei England liegt" und als „Schrittmacher der deutschen Industrie für den deutschen Weltmarkt" dienen wolle. Als Leistungen werden angekündigt: Englischer Dienst. Deutscher Wirtschaftsdienst. Informationsdienst und Auskunftei. Korrespondenzdienst nach England (Belieferung von „Daily Chronicle" und „Daily News" über Associated News Services). Feuilleton-Korrespondenz (mit einer Abteilung Kurzgeschichten). Deutsch-englische Korrespondenz. Telefon- und Telegrafendienst. „Im Rahmen der Gesamtarbeit lassen sich unter ähnlichen Bedingungen auch ein Balkan- und ein Ostdienst einrichten."

Juni: Wladimir Majakowski und seine Schule. In: Arbeiterliteratur 1924, Heft 5–6, S. 224–230 (Auszug aus *Das geistige Rußland von heute*). *Majakowski und seine Schule.* In: Das Wort 1924, Nr. 68 (Auszug aus *Das geistige Rußland von heute*).

10. Juni: Jung schlägt dem Ullstein-Verlag die Herausgabe der Werke des französischen Utopisten Charles Fourier in drei Bänden vor, was eine „wissenschaftliche Pioniertat" wäre. Er plant die Bearbeitung einer Rohübersetzung. Jung schickt sein Buch *Jack London. Ein Dichter der Arbeiterklasse* (Wien 1924: Verlag für Literatur und Politik) an Charmion London, die Witwe des Schriftstellers.

Mitte Juni: Jung fährt nach London. Dort Zusammenarbeit

mit Malcolm Campbell, dem Vertreter der Continental Press Agency. Reger Briefwechsel mit Cläre Jung und Theodor Beye. Jung schreibt Feuilletons für den „Berliner Börsen-Courier" und das „Berliner Tageblatt". Mit Eden Paul bespricht er die englische Übersetzung seiner Bücher. In der Autobiographie schreibt Jung: „Unter dem Namen Larsz bin ich eine Reihe von Jahren als Wirtschaftskorrespondent tätig gewesen, ich habe den Adreßbücher-Verlag des Leipziger Messe-Amtes in London vertreten und dort Sonderzüge von Messebesuchern aus England und den Ländern des Commonwealth zusammengestellt, als Versicherungsberater begleitet. Ich habe eine Zeitlang als Prämien-Experte für eine Reihe von Seeversicherungsgesellschaften gearbeitet."

23. Juni: Der Moskauer Verlag Mospoligraf bittet den Malik-Verlag um eine Kurzbiographie von Franz Jung im Zusammenhang mit der Herausgabe seiner Bücher *Proletarier, Die Rote Woche, Arbeitsfriede.*

26. Juni: Rodeo in Wembly. In: Berliner Börsen-Courier vom 26.6.1924 (unter Pseudonym Frank Ryberg).

28. Juni: Jung plant einen größeren Aufsatz über Tanganjika.

5. Juli: Eine Vorlesung über Gemeinwirtschaft. In: Das Wort Nr. 77 vom 5.7.1924.

17. Juli: Jung kehrt aus London nach Berlin zurück.

Juli/August: Jack London, ein Dichter der Arbeiterklasse. In: Arbeiterliteratur 1924, Heft 7/8 S. 275 f.

September: Zavoevanie masin (Die Eroberung der Maschinen). Übersetzt von E.S. Kalmeer. Vorwort von P.S. Kogan. Mit 24 Zeichnungen von Alexander Lopuchin. Moskau 1924: Izdatel'stvo MGSPS „Trud i kniga", 130 S. *Zavoevanie masin (Die Eroberung der Maschinen).* Übersetzt und bearbeitet von A.V. Andreev. Leningrad und Moskau 1924: Izdatel'stvo „Petrograd", 72 S.

November: Proletarii, Krasnaja nedelja (Proletarier. Die Rote Woche). Übersetzt von M.V. Schick und S.A. Poljakow. Moskau 1924: Izdatel'stvo „Mospoligraf", 159 S.

Dezember: Robocij poselok (Arbeitsfriede). Übersetzt von B.J. Jarcho. Moskau 1924: Izdatel'stvo „Mospoligraf", 128 S.

1925

Anfang des Jahres: Franz und Cläre Jung ziehen in eine Wohnung Berlin-Wedding, Bristolstraße. Jung schreibt einen Text über England. Typoskript, 114 S. Die Kapitel: *Die Verwirrung der Geister durch den Krieg. Der Militarismus in England. Der Wirtschaftsaufbau. Der monarchistische Gedanke. Zersetzungserscheinungen im geschäftlichen Leben. Die Klassenunterschiede. Die Grundpfeiler englischer Gesellschaftssitten. Katholisierende Bestrebungen. Das Land ohne. Der Sozialismus in England. Konservatismus und Liberalismus. Die Gesellschaftskritik. Literatur als Sport. Die Nachkriegsliteratur. Anhang: Das irische Schauspiel.*

März: Dzek London kak poet rabocego klassa (Jack London, ein Dichter der Arbeiterklasse). Übersetzt von A. Arion. Leningrad und Moskau 1925: Izdatel'stvo „Kniga", 123 S.

13. Mai: Das geistige Rußland von heute. In: Leipziger Industrie- und Messerundschau, 1925, Nr. 26, S. 1 (Auszug aus *Das geistige Rußland von heute*).

12. Juni: Jung bietet der Redaktion des Magazins „Der Querschnitt" Aufsätze über soziologische Themen an: *Notwendigkeit der Sklaverei* und *Der innere Widerstand im öffentlichen Leben.*

Juni: Mother Jones. In: Kommunistische Arbeiter-Zeitung 1925, Nr. 59 (Auszug aus *Joe Frank illustriert die Welt*).

Juni: Die schönen Künste in Sowjet-Rußland. In: Der Querschnitt 1925, S. 454–456 (Auszug aus *Das geistige Rußland von heute*).

August: Istorija odnoj fabriki (Die Geschichte einer Fabrik). Übersetzt von J.F. Judelowitsch. Leningrad und Moskau 1925: Izdatel'stvo „Kniga", 96 S.

1926

29. Januar: Vladimir Prusa, Prag, bittet um einen Beitrag Jungs für den Almanach „Die Front", 1926.

28. Februar: Tod des Vaters. Die Kinder Jungs, Franz und Dagny ziehen zu Cläre Jungs Mutter nach Berlin.

17. März: Eröffnung des (gegenüber 1911 geänderten) väterlichen Testaments im Beisein von Franz Jung, der auf die

Erbschaft verzichtet.

April: Der große Streik. In: Der Kampfruf. Organ der AAU 1926, Nr. 22 (Auszug aus *Die Eroberung der Maschinen*).

Juni: Astoria. Eine Komödie im Hotel in 4 Akten. Manuskript, 121 S.

Im Laufe des Jahres: Jung arbeitet an den Theaterstücken *Legende, Heimweh, Geschäfte*. In Prag erscheint: *Proletári*. Enthält: *Proletarier, Die Rote Woche, Arbeitsfriede*. Übersetzt von Junis, Praha 1926. 212 Seiten (= Knikovna lidovych romanu. Svazek XXV).

17. September: Jung schickt Erwin Piscator die ersten beiden Akte von *Legende* und verspricht den Rest für Anfang Oktober.

11. November: Der Maler Franz Wilhelm Seiwert von der „Gruppe progressiver Künstler" Köln bittet Jung um Unterstützung einer von Tristan Remy angeregten Sammlung von Texten deutscher proletarischer Dichter und Schriftsteller für Frankreich. Jung schickt ihm am 10. Januar 1927 *Joe Frank illustriert die Welt* und *Eroberung der Maschinen*.

Dezember: Jung bietet seine Stücke *Heimweh* und *Geschäfte* dem Verlag Weller & Co., Leipzig, an.

20. Dezember: Jung schlägt Ernst Preczang von der Büchergilde Gutenberg eine Arbeit vor: „Geschichte eines Industriereviers mit Wirtschaftskämpfen, Trustentwicklung, Krisen etc. als Rahmen und dahineinverwoben naturalistisch geschildert Lebensentwicklung des Arbeiters, der Familie, seiner Stellung zu allen heutigen sozialen Fragen insbesondere der kulturellen." Es handelt sich offenbar um das Romanprojekt *Kohle*, später *Gequältes Volk*.

20. Dezember: Jung bietet dem Paul List Verlag Leipzig unter Hinweis auf sein Buch *Das geistige Rußland von heute* eine Lenin-Monographie an. Er besitze den „Vorteil, einige Jahre in Sowjetrußland gewesen zu sein, nicht nur als Emigrant, sondern in Wirtschaftsstellungen, die mich mehrfach auch persönlich mit Lenin in Verbindung gebracht haben. Zudem verfüge ich über persönliche Beziehungen zu einigen Mitgliedern der besonderen wissenschaftlichen Kommission, die von der Sowjetregierung zur Herausgabe einer russischen Lenin-Enzyklopädie eingesetzt worden ist. Durch diese Beziehungen ist es mir möglich, Ihnen ein Lenin-Buch in spätestens 6 Monaten fertigzustellen." Der Verlag muß interessiert gewesen sein, das Buch kam jedoch nicht zustande.

Anfang des Jahres: Jung plant die Herausgabe einer Zeitschrift „Sklaven".

12. Januar: Jung bevollmächtigt Theodor Beye zu Abschlüssen von Verträgen über seine Stücke *Heimweh, Legende, Geschäfte.*

28. Januar: Jung schlägt seine Lenin-Monographie dem Ullstein-Verlag Berlin vor. Untertitel: *Der Weg eines Politikers.* Kosten der Vorarbeit 12 000 bis 15 000 Mark. Ein Vertrag wird nicht geschlossen.

5. Februar: Jahresabrechnung vom Malik-Verlag. Bestände vom 25.1.1926: *Rote Woche* broschiert 29, Pappe 295, Halbleinen 782 (verkauft 93). *Annemarie* 110. *Hunger an der Wolga* 887 broschiert (makuliert 679), Pappe 26 (makuliert 7).

18. Februar: Vertragsaustausch mit Gustav Kiepenheuer Verlag A.G., Potsdam: *Geschäfte, Heimweh, Legende.*

30. März: Theaterprobleme der Gegenwart. In: Deutsche Allgemeine Zeitung vom 3.3.1927.

1. April: Leo Reuss interessiert sich für die Regie von *Geschäfte.*

22. April: Die Sächsischen Staatstheater Dresden teilen Jung die Annahme von *Legende* mit. Probenbeginn September.

April: Jung beendet *Das Erbe.*

9. Juni: Der S. Fischer Verlag lehnt *Das Erbe* wegen „zu viel Reflexion" ab.

7. Juli: Der Gustav Kiepenheuer Verlag informiert Jung über Verhandlungen zu *Heimweh* mit Erwin Piscator.

15. Juli: Zurück zum Theater. In: Die literarische Welt vom 15.7.1927.

Juli: Die Magdeburger „Junge Bühne" plant *Legende.*

3. August: Karl Sczodrok, der Herausgeber der Monatsschrift „Der Oberschlesier", bestätigt den Eingang von Jungs *Das Erbe.*

14. August: Regisseur Josef Gielen aus Dresden kündigt seinen Besuch mit Bühnenbildner Adolf Mahnke bei Jung an.

24. August: Verlag der Bücherkreis bestätigt den Eingang eines Auszugs aus *Gequältes Volk.*

16. September: Jung arbeitet im dramaturgischen Kollektiv der Piscator-Bühne.

19. September: Verlag Der Bücherkreis lehnt *Gequältes Volk* ab.

3. Oktober: Regisseur Josef Gielen besucht Jung in Berlin, um die Berliner Presse für die Dresdener Uraufführung von *Legende* zu interessieren.

4. Oktober: Büchergilde Gutenberg sendet *Gequältes Volk*, *Das Erbe* und *Der Fall Groß* zurück, da sie „leider für den größten Teil unserer Leser eine viel zu schwere literarische Kost" seien.

13. Oktober: Uraufführung von *Legende* in der Aktuellen Bühne des Dresdener Staatstheaters durch Josef Gielen, Bühnenbild: Adolf Mahnke, Musik: Arthur Chitz. Es erscheinen über fünfunddreißig Rezensionen. Am Morgen war Jung nach seinem Eintreffen in Dresden verhaftet, nach kurzer Zeit aber freigelassen worden.

16. Oktober: Jung im dramaturgischen Kollektiv der Piscator-Bühne. Diskussion über Wilhelm Herzogs „Ringe um den Staatsanwalt".

November/Dezember: Das Erbe. In: Der Oberschlesier 1927, Nr. 11, S. 655–662, Nr. 12, S. 725–731.

30. Dezember: Der Bühnenverlag Die Schmiede des Gustav Kiepenheuer Verlags schließt mit Jung den Vertrag über das Stück *Der verlorene Sohn.*

Ende des Jahres: Jung gründet den „Deutschen Feuilleton-Dienst" und die „Deutschen Wirtschaftsberichte".

1928

6. Januar: Der Neue Deutsche Verlag schickt *Gequältes Volk* zurück, der Text sei für die Leserschaft der Arbeiter-Illustrierte-Zeitung ungeeignet, bittet um einen speziellen AIZ-Roman.

8. Januar: Uraufführung von *Heimweh* als erste Produktion des Studios der Piscator-Bühne am Nollendorfplatz, Regie: Franz Jung und Leonhard Steckel, Bühnenbild: John Heartfield, Musik: Hanns Eisler. Es erscheinen vierzig Rezensionen.

13. Januar: Redaktion des „Oberschlesier" bittet Jung um Text aus *Heimweh*.

8. Februar: Jung schickt Babette Groß eine „grobe Skizze meines Vorschlags für AIZ-Roman". Es handelt sich wahr-

scheinlich um *Arbeiter Thomas.*

Februar: Zwei Scenen aus Heimweh. In: Der Oberschlesier 1928, Nr. 2, S. 106–110.

12. Februar: Zwei unterm Torbogen. In: Die Rote Fahne Nr. 37 vom 12.2.1928.

23. Februar: Neuer Deutscher Verlag erbittet Probekapitel des AIZ-Romans.

1. April: Streit in der Kneipe. In: Die Rote Fahne Nr. 99 vom 1.4. 1928.

13. April: J.M. Spaeth-Verlag Berlin sendet „oberschlesischen Roman" zurück.

14. April: Kurt Kläber teilt Jung im Auftrag des Internationalen Arbeiterverlags GmbH mit, er und Johannes R. Becher fänden seinen Roman (vermutlich *Gequältes Volk*) gut. Der Druck sei augenblicklich wegen der (im Zusammenhang mit den Wahlen) angespannten Finanzlage noch nicht möglich. Am 30.5.1928 erfolgte die definitive Ablehnung.

30. April: Entscheidung des Amtsgerichts in Hamburg, Abteilung 2a für Strafsachen: „Strafsache gegen Knüfken und Gen. Beschluß auf vorläufige Einstellung des Verfahrens gegen den Angeklagten Jung wegen Abwesenheit vom 26.11.22 wird wieder aufgehoben. Dem Angeklagten F.J. wird auf seinen Antrag wegen der im Eröffnungsbeschluß vom 24.III (act. 208) bezeichneten Straftaten sicheres Geleit erteilt unter der Bedingung, daß er sich zur Hauptverhandlung freiwillig stellt."

Im Laufe des Jahres: Der verlorene Sohn. Schauspiel in 4 Akten. Berlin 1928: Bühnenvertrieb Die Schmiede, Kiepenheuer. Jung beendet *Arbeiter Thomas. Schauspiel in 3 Akten.* Manuskript, 71 S.

12. Juni: Athenäum Bühnenvertrieb bittet Jung, *Annemarie* Herrn Umanski in Moskau zu senden.

19. Juni: Jung schickt Umanski *Annemarie* und verweist wegen *Legende, Heimweh, Geschäfte* und *Der verlorene Sohn* an Die Schmiede.

7. Juli: Karl Sczodrok von der Monatsschrift „Der Oberschlesier" bittet Jung um den Text des neuen Romans *Koble.*

30. Juli: Das Amtsgericht Hamburg, Abteilung 2a für Strafsachen, beschließt: „Das Verfahren gegen Jung wird gemäß Reichsgesetz über Straffreiheit vom 14. VII. 28 eingestellt. Kosten des Verfahrens trägt die Staatskasse."

31. August: Athenäum Bühnenvertrieb lehnt Jungs Komödie *Abenteuer eines Fremden. Komödie in 3 Akten und einem Nachspiel*, Manuskript, 97 S., ab.

August: Obrazy Londona (Bilder aus London). Unter dem Pseudonym Frank Ryberg. In: Prozektor 1928, Nr. 34, S. 4–6.

17. September: Georg Fuchs von der Redaktion der Leipziger Volkszeitung kündigt seinen Besuch in Berlin an, man müsse über *Arbeiter Thomas* sprechen, was noch vor *Legende* im Städtischen Theater Leipzig gespielt werden sollte, „weil es gewissermaßen ein umgekehrter Toller ist".

Herbst: Jung zieht nach Berlin-Lichterfelde, Apoldaer Straße 7.

1929

Januar: Gequältes Volk. Aus einem noch ungedruckten Oberschlesienroman. In: Der Bücherkreis 1929, Nr. 1, S. 8–12.

15. Januar: Dr. Karl Schröder vom Verlag Der Bücherkreis bestätigt Jung die Aufnahme von *Das Erbe* im geplanten „Vier-Männer-Buch" für das zweite oder dritte Vierteljahr.

21. Januar: Der Malik-Verlag gestattet Jung, seine neue Zeitschrift „Gegner" zu nennen.

28. Januar: Der Verlag C. Weller & Co. Leipzig bewirbt sich um den Bühnenvertrieb von *Arbeiter Thomas*. Jung ist einverstanden und zieht das Stück aus dem Bühnenvertrieb Die Schmiede zurück.

27. Februar: Johannes Kretzen von der Zeitschrift „Kulturwille" teilt Jung über die Arbeit an *Arbeiter Thomas* in Leipzig mit: „Durch Berichte im ‚Vorwärts' und im ‚Berliner Börsen-Courier' aufmerksam gemacht, habe ich jetzt im ‚Kulturwille' Hanns Eisler etwas hervorgehoben und dabei in einer Schlußbemerkung auch über unsere Bemühungen um Ihr Stück berichtet."

27. März: Georg Fuchs schreibt Jung, *Hausierer*, der neue Roman, habe ihm und einigen Genossen in Leipzig gut gefallen.

28. März: Felix Gasbarra vom Piscator-Studio prüft *Arbeiter Thomas*.

2. April: Verlag C. Weller & Co. Leipzig sendet das Stück *Arbeiter Thomas* zurück und bittet um die angekündigte Romanfassung für Ende Mai oder Anfang Juni.

Anfang April: Jung schickt das 1. Kapitel des Romans *Hausierer* an die Redaktion des „Oberschlesier".

Mai: Maitag nach dem Aufstand: In: Kulturwille 1929, Nr. 5, S. 90 f. (Auszug aus *Die Eroberung der Maschinen*).

Juni: Hausierer. Ein Bruchstück aus einem noch ungedruckten Roman. In: Der Oberschlesier 1929, Nr. 6, S. 398–403 (abgedruckt wurde *Die Kolonne wird angesetzt*).

Juli: Das Erbe. In: Das Vier-Männer-Buch. Erlebnisnovellen von Max Barthel, Franz Jung, Adam Scharrer, Oskar Wöhrle. Berlin 1929: Der Bücherkreis, S. 115–187.

Oktober/November: Der Wille zum Stil im Drama der Gegenwart. In: Der Bücherkreis 1929, Nr. 10/11, S. 165–173.

Winter: Jung arbeitet als Dramaturg bei Erwin Piscator am Wallner-Theater.

Dezember: Jung schickt der Redaktion von „Der Oberschlesier" die Erzählung *Mulli-Mulli.*

Ende der zwanziger Jahre: Bekanntschaft mit dem Psychoanalytiker Wilhelm Reich.

1930

Januar: Ein Mensch: Ein Stück aus dem unveröffentlichten Roman *Hausierer*. In: Der Bücherkreis 1930, Nr. 1, S. 69–75.

Januar: Mulli-Mulli. Eine literarische Betrachtung. In: Der Oberschlesier 1930, Nr. 1, S. 38–41.

14. Februar: Der Verlag Der Bücherkreis bestätigt den Eingang des Manuskripts *Hausierer.*

11. April: Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart bittet Jung, den Roman *Arbeiter Thomas* zur Ansicht zu schicken.

3. Mai: Verkannte Lebensschicksale. Münchhausen, der Lügen-Baron. In: Italien-Zeitung, Wochenschrift, Florenz vom 3.5.1930 (unter dem Pseudonym Deutscher Beobachter – Berlin).

5. Mai: Societäts-Verlag Frankfurt a.M. bestätigt den Eingang des Romans *Arbeiter Thomas.*

17. Mai: Volksbühne. Theater am Bülowplatz schickt *Legende* zurück, da in nächster Spielzeit keine Aussicht sei. *Verkannte Lebensschicksale. Johann Christian Ruberg, der Goldmacher*. In: Italien-Zeitung, Wochenschrift, Florenz vom 17.5. 1930 (unter dem Pseudonym Deutscher Beobachter – Berlin).

17. Juni: Dr. Classen vom Societäts-Verlag Frankfurt a.M. lehnt den Roman *Arbeiter Thomas* ab, interessiert sich aber für Jungs weitere Produktion.

18. Juni: G. Klipper von der Deutschen Verlags-Anstalt Stuttgart lehnt den Roman *Arbeiter Thomas* ab wegen zu „nüchterner Berichterstattung" im Gefolge der „zahlreichen Dokumenten-Literatur", er hofft, Jung werde zur „echten Romanform" zurückkehren.

30. Juni: Jung schickt *Arbeiter Thomas*, Schauspiel und Roman, an den Paul List Verlag Leipzig mit der Bemerkung: „Die dramatische Bearbeitung ist noch nicht ganz endgültig, und zwar deswegen, weil zu diesem Stück Hanns Eisler eine Musik geschrieben hat mit verschiedenen Chören".

16. Juli: Büchergilde Gutenberg Berlin lehnt den Roman *Arbeiter Thomas* ab.

21. August: Verlag Rütten & Loening lehnt den Roman *Arbeiter Thomas* ab.

Im Laufe des Jahres: Jung schreibt *Floyd David. Kurzgeschichte*. Typoskript, 21 S.

Oktober: Romantische Aufenthalte . . . am laufenden Band. In: Neue Revue 1930, Nr. 10, S. 197–201.

20. November: Jungs Sohn Frank teilt aus Rotterdam mit, er befinde sich auf Europatournee und sei nicht vor einem Jahr in Berlin. Für Mai 1931 stünde eventuell eine vier- bis fünfmonatige Reise nach Südamerika bevor.

Im Laufe des Jahres: Jung schreibt eine neue Fassung des Schauspiels *Der verlorene Sohn* unter dem Titel *Samtkragen*. Typoskript, 101 S. und beginnt einen Roman *Samtkragen. Der verlorene Sohn.*

1931

Anfang des Jahres: Auswanderer. In: Glück auf! Oberschlesischer Kalender für das Jahr 1931, S. 149 (Auszug aus *Gequältes Volk*).

6. Januar: Jung bietet der Feuilletonredaktion der Frankfurter Zeitung den Roman *Samtkragen. Der verlorene Sohn* an: „Das Thema hält sich an einen 1928 durchgeführten amerikanischen Prozeß und gibt in der Behandlung die Darstellung der psychologischen Zusammenhänge. Insofern ist auch auf

die sprachliche Diktion das Hauptaugenmerk gelegt. Das rein Artistische ist bewußt in Gegensatz zu der üblichen Dokumenten-Literatur gestellt." Die Zeitung lehnt am 12.1.1931 ab.

9. Januar: Jung bietet dem S. Fischer Verlag Berlin den Roman *Samtkragen. Der verlorene Sohn* an. Der Verlag lehnt am 30.1.1931 ab.

10. Januar: Jung bietet der Deutschen Verlags-Anstalt Stuttgart seinen Roman *Samtkragen. Der verlorene Sohn* an. Der Verlag lehnt am 31.1.1931 ab.

28. Februar: Der Ullstein-Verlag Berlin lehnt Jungs Roman *Samtkragen. Der verlorene Sohn* ab.

2. März: Jung beendet eine in wenigen Tagen angefertigte Dialogbearbeitung von Theodor Dreisers Roman „Eine amerikanische Tragödie", wofür Piscator ein Szenarium entworfen hatte, und schreibt ihm: „Vielleicht auch, daß Sie den Dialog für Ihre Arbeit überschätzen. Jedenfalls zwingen Sie in der Praxis den Dialogschreiber ständig, eine völlig nutzlose Vorarbeit zu leisten, die Ihnen für Ihre Arbeit niemals genügen kann, weil Sie eben das Schwergewicht Ihrer Arbeit außerhalb des Dialogs und vorher legen müssen. (Es braucht Sie nicht zu beleidigen, wenn ich Ihnen sage, daß Dialogschreiben keine Kunst, sondern eine Technik ist, die man an der Übung erlernt. Sie hat wie alle Technik gewisse Voraussetzungen, wie beispielsweise die, daß der Dialog im Drama niemals ein Frage-und-Antwort-Spiel sein kann. Bei dem gemeinsamen Versuch eines Herumdokterns um den Dialog gleiten Sie automatisch in den Fehler von Frage und Antwort. Es ist ganz nutzlos, mit einem Dialogschreiber sich darum zu streiten. Denn für Ihre Arbeit gehen Sie ja gewisse technische Gesetze einer Dialogführung auch gar nichts an.)"

18. März: Paul Guttfeld vom Folkwang-Auriga-Verlag Friedrichssegen/Lahn bittet Jung um Unterstützung bei der Vorbereitung einer zehnbändigen Ernst-Fuhrmann-Ausgabe.

April: Schwarze Seelen. Plauderei. In: Neue Revue 1931, Nr. 1, S. 23–28.

9. April: Jung bietet dem Societäts-Verlag Frankfurt a.M. *Samtkragen. Der verlorene Sohn* an. Der Verlag lehnt am 26.5. 1931 ab.

April: Schwierigkeiten mit der Finanzierung des Deutschen Korrespondenz-Verlags durch Kurt Helfferich wegen der Re-

daktionsgemeinschaft mit der Zeitschrift „Gegner".

25. April: Heinrich Gärtner schreibt an Jung über einen Besuch bei Dr. Veith vom „Deutschen Wirtschaftsdienst", kündigt einen Brief von Eisenträger an; beiliegend die Kopie eines Briefes von Gärtner an Ministerialdirektor Dr. Eisenlohr vom Auswärtigen Amt, in dem er seine Informationstätigkeit anbietet.

Mai: Hat Deutschland den Krieg verloren? In: Neue Revue 1931, Nr. 2, S. 84–90.

17. Mai: Piscator schreibt Jung aus Moskau über seine Vorbereitungen zum Film „Aufstand der Fischer von St.Barbara".

Frühjahr: Jung bereitet die Zeitschrift „Gegner" vor, an der Ernst Fuhrmann, Raoul Hausmann, Jakob Haringer, Harro Schulze-Boysen, Adrien Turel, Karl Korsch, Helmut Wickel, Hugo Hertwig, Hilary Flaszenberg u.a. mitarbeiten. In einem anzugliedernden Verlag sollten Werke von Charles Fourier („Der sozietäre Mensch"), Raoul Hausmann („Heute und übermorgen") und Franz Jungs Drama *Timon* erscheinen. Von Shakespeares Stück ausgehend, sollte sich *Timon* „wiederfinden in der Gestalt eines Kämpfers gegen Geist und Ordnung von heute, der Widerspruch eines Menschen, der im Kampf gegen alle Umwelt und sich selbst erstickt".

Juni: Hausierer. Gesellschaftskritischer Roman. Berlin 1931: Der Bücherkreis, 242 S.

15. Juni: Der neue Mensch. In: Gegner 1931, Nr. 1, S. 3–5. *Offener Brief. „Rundfunk hören, heißt doppelt leben"* (gezeichnet „Gegner"). In: Gegner 1931, Nr. 1, S. 27 f.

16. Juni: Das illustrierte Blatt schickt den Roman *Samtkragen. Der verlorene Sohn* zurück.

15. Juli: Der Film-Weltfriedenspreis. In: Gegner 1931, Nr. 2, S. 23 (unter dem Pseudonym Paul Renard). *Sportliche Ehre – unsportliches Geschäft.* In: Gegner 1931, Nr. 2, S. 30 (unter dem Pseudonym F. Ryberg).

30. Juli: Die Städtischen Theater Leipzig schicken das Manuskript des Stücks *Arbeiter Thomas* zurück.

August: Insektenpsyche. In: Wir rechnen ab, 1931, Probeheft 0, S. 9.

15. August: Die Zeit steht still. In: Gegner 1931, Nr. 3, S. 2 (ungezeichnet). *Auf der Schaukel. Zwei Briefe – zwei Auffassungen.* In: Gegner 1931, Nr. 3, S. 3 f. (ungezeichnet). *Zwie-*

gespräch mit dem Rundfunk. Falsche Voraussetzungen, irrige Schlußfolgerungen. In: Gegner 1931, Nr. 3, S. 23 (gezeichnet mit F.J.). . . *und nicht vergessen!* in: Gegner 1931, Nr. 3, S. 31.

Im Laufe des Jahres: Jung lernt Harriet Scherret kennen, mit der er von nun an zusammenlebt.

15. September: Zurück zum Instinkt. In: Gegner 1931, Nr. 4, S. 8 (gezeichnet ng). *Zur Sache*. In: Gegner 1931, Nr. 4, S. 13 (gezeichnet -g). *Ausblicke in die Zeit*. In: Gegner 1931, Nr. 4, S. 30 f. (gezeichnet F.J.).

Oktober: Jung gründet den Deutschen Korrespondenz Verlag GmbH. Im Mittelpunkt sollen die täglichen Deutschen Wirtschaftsberichte stehen; wöchentlich ein- bis zweimal Deutsch-französischer Wirtschaftsdienst, Automobildienst, Deutsche Finanzberichte, Deutscher Verkehrsdienst. Zum DeKo-Verlag gehören die Zeitschrift „Gegner", der Folkwang-Auriga-Verlag und die E.-J.-Aufricht-Produktion.

15. Oktober: Das Goldene Zeitalter. In: Gegner 1931, Nr. 5, S. 3–5 (ungezeichnet). *Die große Trommel*. In: Gegner 1931, Nr. 5, S. 20 f. (unter dem Pseudonym Paul Renard).

15. November: Wir siedeln aus. In: Gegner 1931, Nr. 6, S. 3 (ungezeichnet).

Winter: Die E.-J.-Aufricht-Produktion des DeKo-Verlags finanziert die Aufführungen von Brechts „Mahagonny", und „Die Mutter".

15. Dezember: Getarnte Spekulation. In: Gegner 1931, Nr. 7, S. 3 (ungezeichnet).

21. Dezember: Premiere von Brecht/Weills „Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny" mit Trude Hesterberg, Harald Paulsen, Lotte Lenya.

Im Laufe des Jahres: Telepathové. Übersetzt von A.Rys. Praha 1931. Unpaginierte Ausgabe in neunzig Exemplaren im Verlag von J. Picka.

1932

Winter 1931/32: Jungs DeKo-Verlag arrangiert mehrere Patent- und Lizenzgeschäfte: Übernahme des Roland-Korkens durch eine französische Firma. Verkauf einer ungarischen Getreide-Entmuffungsanlage nach Kopenhagen. Vermittlung ei-

ner bulgarischen Joghurt-Lizenz an die tschechoslowakischen Molkereigenossenschaften. Jung fährt in diesem Winter als Sonderberichterstatter der Deutschen Wirtschafts-Berichte nach London.

12. Januar: Erste geschlossene Aufführung von Brechts „Mutter".

Februar: Die Direktion Bluth in der E.-J.-Aufricht-Produktion organisiert die Kabarettaufführung „Hier irrt Goethe", die in Berlin und in ganz Deutschland großen Erfolg hat.

Frühjahr: Jungs Zeitschrift „Gegner" arbeitet, vermittelt durch Theodor Beye, eng mit der französischen Zeitschrift „Plans" von Philippe Lamour zusammen. Daraus entsteht eine Arbeitsgemeinschaft der Deutschen Bauhütten (Gewerkschaft der Bauarbeiter, Techniker und zugehörigen Arbeitszweige) mit einer von der Stadt Marseille gegründeten und von den französischen Gewerkschaften finanzierten Gesellschaft zum Bau von 30 000 Wohnungen unter Verwendung des Raumplans von Le Corbusier. Ein ähnliches Projekt wird für die Bebauung des äußeren Pariser Festungsgürtels ins Auge gefaßt.

20. März: Für die Wiedereinführung der Sklaverei. In: Gegner 1932, Nr. 6, S. 15 (gezeichnet F.J.).

20. April: Die Parteien sterben – wir wollen leben. In: Gegner 1932, Nr. 8, S. 3 (gezeichnet -ng).

23. April: Jung mietet für die Zeit vom 1. Mai bis 31. August 1932 zwei Zimmer im Hotel-Restaurant „Waldfrieden" in Kleinglienicke bei Potsdam.

Ende Mai: Auf Veranlassung der Stettiner Zollfahndungsstelle werden Direktor Albert Lück vom Stettiner Zweigbetrieb der „Bauhütten", zugleich Vorsitzender des Verbandes sozialer Baubetriebe, Dr. Fritz Schönherr, Berliner Finanzberater und Direktor der Societé Franco-Allemand d'études financières et industrielles, sowie Dr. Theodor Beye, der Direktor der E.-J.-Aufricht-Produktion, wegen Divisenvergehens verhaftet. Jung wird gesucht. Eine scharfe Hetze der konservativen und nationalsozialistischen Presse setzt ein.

9. Juni: Jung schreibt eine Darstellung über die Liquidation des DeKo-Verlags.

Sommer: Jung lebt unter dem Namen Larsch in Binz auf Rügen. Schreibt seine ausführlichen Ratschläge zur Liquidierung des DeKo-Verlags an Cläre Jung.

5. August: Rudolf Leonhard sagt aus Paris auf Jungs Bitten seine Mitarbeit am „Gegner" zu.

September: Jung kehrt nach Berlin zurück. Cläre und Franz Jung ziehen mit Harriet und Felix Scherret nach Halensee, Lützenstraße 8, Ecke Ringbahnstraße. Auflösung des DeKo-Verlags. Gründung einer „Korrespondenz für Arbeitsdienst und Arbeitsbeschaffung", die aus der seit Mai 1932 erschienenen Arbeitsvermittlung des „Gegner" hervorging.

3. Dezember: Peter Jung geboren.

1933

Anfang des Jahres: Nach der Bildung der Hitlerregierung arbeitet Jung kurze Zeit im „Strom"-Verlag von Ernst Ostweg (Raffalowicz). Jung zieht mit Harriet und dem Sohn Peter nach Zehlendorf. Harriet arbeitet in dem von Cläre Jung weiter herausgegebenen „Deutschen Feuilleton-Dienst".

März: Adrien Turel und Harro Schulze-Boysen werden von der SS verhaftet und nach Verhören wieder freigelassen.

1934

Anfang des Jahres: Jung gibt mit Dr. Alexander Schwab den von Heinrich Gärtner übernommenen „Pressedienst für Wirtschaftsaufbau" heraus, der allmählich als Diskussionsmaterial für die politischen Oppositionsgruppen der seit November 1930 arbeitenden „Roten Kämpfer" diente.

1. Mai: De 1 Meidag na den Opstand. In: MEI 1934. Internationale Festbundel. Uitgave Nr. 5, 1934, Hilversum 1934.

Anfang Juni: Adrien Turel geht in die Schweiz.

1935

29. Mai: Jung schließt mit der F.A. Herbig Verlagsbuchhandlung einen Vertrag über den Beitrag *Die neue Bühnentechnik und ihr Einfluß auf das Schauspiel der Zukunft*. Er erscheint mit vielen Illustrationen Ende 1935 in dem Band „Die Welt im Fortschritt. Gemeinverständliche Bücher des Wissens und Forschens der Gegenwart". Der ersten Reihe zweites Buch, S. 129–175.

1936

November: Jung wird zusammen mit Alexander Schwab in dessen Wohnung verhaftet und einige Monate gefangengehalten. Nach Einsicht der einschlägigen Akten der Geheimen Staatspolizei im Deutschen Bundesarchiv Koblenz schrieb Martin Rector zu Jungs Freilassung in einem Brief an Hans Schwab-Felisch, den Sohn Alexander Schwabs, am 7.12.1971 zusammenfassend: „Besonders wichtig sind fol. 57 und 64. In dem Telegramm steht, daß Jung ‚für', nicht ‚von' oder ‚durch' die Stapo inhaftiert sei; Abt E der Stapo ist – analog zu den Abteilungsziffern im Innen- und Kriegsministerium – immer die Abwehrabteilung. Jung wird, so ist die Sache zu erklären, dort weniger verhört als vielmehr umworben. Denn: Stapo ist, sowohl aus Schwabs Andeutungen fol. 90 als auch aus der Aktennotiz fol. 64, bekannt, daß Jung bereits zu diesem Zeitpunkt für die Abwehr des RKM (Canaris) arbeitet. Es entsteht gelegentlich der Verhaftung Jungs eine Konkurrenz zwischen Gestapo Berlin und der Canaris-Abwehr um Jung; jene versucht ihn dieser zu nehmen; deshalb ‚für' die Gestapo inhaftiert; zur ‚Bearbeitung' nämlich. Durchgesetzt hat sich schließlich die Abwehr, so kam Jung frei. Und so läßt sich schließlich doch noch beweisen, was Frau Jung immer behauptete, aber nie belegen konnte: Jung ist auf Intervention von Canaris-Leuten damals wieder freigekommen."

1937

Frühjahr: Jung geht nach seiner Entlassung, unterstützt von dem Schriftsteller Camill Hoffmann, dem damaligen Presseattaché der Berliner Botschaft der Tschechoslowakei, nach Prag, wo er den Central European Service = Mitteleuropäische Wirtschaftsberichte initiiert, Erscheinungsort London, Herausgeber zunächst Bernhard Reichenbach, Mitarbeiter in Prag Georg Fuchs und Helmut Wickel. Wickel schrieb später dazu, Ziel sei es gewesen, „die politische und wirtschaftliche Unterwanderung Südosteuropas durch von Nazis geleitete Apparate und deutsche Konzerne zu enthüllen" (A. Imhof, Franz Jung, Bonn 1974, S. 35). Jung arbeitete auch für die „Grünen Berichte", die monatlichen, hektographierten Deutschland-Be-

richte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Sopade), die 1934 bis 1938 in Prag, 1938 bis 1940 in Paris erschienen.

1938

März: Jung geht nach Paris.
Mai: Jung geht nach Genf (4. Mai 1938 bis 17. Oktober 1939).

1939

Oktober: Jung wird wegen Verdacht des wirtschaftlichen Nachrichtendienstes aus der Schweiz ausgewiesen, er geht nach Budapest, wo er bis Herbst 1944 als Agent der Baseler Transportversicherung lebt und in deren Auftrag Reisen auf dem Balkan unternimmt.

1940

Dezember: Jung zieht um nach Budapest XI, Mlasszonyunk ut 58.

1941

Jung lernt die Tänzerin Sylvia (Anna von Meißner) kennen, die zeitweise im Nachtclub des Hotels „Arizona" auftritt. Jung unterhält enge Beziehungen zur Botschaft der Schweiz. Er ist für das Rote Kreuz tätig und organisiert die Durchschleusung polnischer Flüchtlinge, meist Angehöriger der polnischen Armee, die in Ungarn und Rumänien interniert waren, durch Ungarn und Jugoslawien nach Paris und London.

1942

Harriet und Franz Jung lernen den Feuilletonchef des „Pester Lloyd", Deszö Keresztury, kennen, mit dem sie bis Anfang 1944 verkehren.

1943

Anfang Oktober: Jung spricht am Grab des Biologen Raoul France, der am 3.10.1943 in Budapest gestorben war.

1944

18. Januar: Dagny Jung wird in das Krankenhaus Bergen auf Rügen eingeliefert.

Mitte Januar: Jung schreibt auf Grund seiner Kenntnis der Zürcher Aufführung eine Einführung in Thornton Wilders „Unsere kleine Stadt", die Deszö Keresztury unter dem Titel *Artistische Dramaturgie* druckt.

25. Januar: Artistische Dramaturgie. In: Pester Lloyd vom 25.1.1944.

18. Februar: Dagny Jung wird in die Medizinische Universitätsklinik Greifswald verlegt, wo Franz Jung sie besucht.

20. April: Dagny Jung wird aus der Klinik entlassen und geht nach kurzem Aufenthalt bei ihrer Mutter Margot Rhein-Jung auf Hiddensee nach Wien, wo sie von der Polizei aufgegriffen, in ein Arbeitskommando in der Steiermark zwangsverpflichtet wird; sie begeht einen zweiten Selbstmordversuch und wird in das Wiener Allgemeine Krankenhaus eingeliefert.

Oktober: Jung wird nach der Machtübernahme durch die Partei der Pfeilkreuzer verhaftet und entkommt durch Zufall.

27. November: Jung wird vom SD verhaftet und nach Wien gebracht. Er entkommt erneut und findet Zuflucht bei Bekannten.

1945

Anfang des Jahres: Jung wegen Erkrankung im St.-Elisabethen-Spital in Wien. Mit Evakuierung des Spitals wird er nach Redawinkel verlegt. Offenbar auf dem Weg ins schon befreite Rom wird Jung in Norditalien verhaftet, ins Festungsgefängnis Verona gebracht und dann in das KZ Bozen (Bolzano) gesperrt.

Februar: Harriet Jung heiratet in Wien Hauptmann Wisser.

22. März: Dagny Jung stirbt in Wien. Jung ist später der Meinung, Dagny sei bei der Evakuierung des Krankenhauses

durch Injektion getötet worden. In einem Bericht einer nahen Bekannten von Dagny vom 2.12.1946 an Margot Jung heißt es jedoch: „Im Zusammenhang mit dieser schweren Grippeerkrankung wurde Fräulein Dagny auf die Psychiatrische Klinik Wien IX. Lazarettgasse gebracht. Dies geschah am 12.11.45. Wie mir dort mitgeteilt wurde, litt Fräulein Jung infolge der schweren Grippe an Schreikrämpfen, schweren geistigen Störungen und drohte mit Selbstmord. Dazu kam dann noch eine schwere Lungenentzündung, an der Fräulein Dagny leider am 20. III. 1945 gestorben ist."

April: Nach der Befreiung Norditaliens befindet sich Jung in verschiedenen Auffanglagern.

12. September: Jung wird aus einem amerikanischen Lager in Neapel entlassen.

Spätsommer: Jung trifft in Rom wieder mit Sylvia (Anna von Meißner) zusammen, die er, wie verabredet, zunächst in St. Anton, dann in Meran und Mailand gesucht hatte. In Fregene am Tyrrhenischen Meer (Via Tortoreto, Casa Mazzoli) gründet Sylvia ein Fremdenheim.

1946

4. Januar: Jung beginnt autobiographische Notizen für Sylvia.

Januar: Jung korrespondiert mit Giovanni Bassanello, einem Lehrer für Italienisch und Latein, den er im KZ Bozen kennengelernt hatte.

Frühjahr: Jung schreibt an Erwin Piscator in New York und bietet ihm zunächst *Samtkragen. Der verlorene Sohn*, dann *Herr Grosz* an, eine stark veränderte szenische Fassung von *Der Fall Groß*.

April: Jung verdient sich die Badesaison über seinen Lebensunterhalt durch Kuchenbacken in Fregene, was ihm nach einem Arrangement mit dem Gendarmeriechef von Maccarese auch offiziell erlaubt wird.

9. Mai: Dr. Oskar Wälterlin vom Schauspielhaus Zürich dankt Jung für die Zusendung des Stücks *Samtkragen. Der verlorene Sohn*.

14. Mai: Giovanni Bassanello unterrichtet Jung über den Fortgang seiner italienischen Übersetzung von *Samtkragen.*

Der verlorene Sohn, einer Neufassung des Texts von 1928 bis 1930. Typoskript, 158 S.

Sommer: Das Internationale Rescue and Relief Committee zahlt Jung eine Unterstützung.

Juli/Oktober: Briefwechsel mit dem Theater-Verlag Reiss A.G. Basel, der eine sechsmonatige Option für die englischsprachigen Theater- und Filmrechte von *Samtkragen. Der verlorene Sohn* übernimmt.

28. August: Jung schreibt an Ignazio Silone, den er 1935 oder 1936 im Haus von Oprecht von der Büchergilde Gutenberg kennengelernt hatte, und bittet ihn um Hilfe bei der Beschaffung einer Aufenthaltsgenehmigung, da er nur eine Identitätskarte der Budapester Polizeibehörde besitze.

29. August: Jung schickt der Büchergilde Gutenberg Zürich ein Drittel des autobiographischen Manuskripts *Das Jahr ohne Gnade* und verspricht ein zweites.

21. September: Jung plant eine dokumentarische Erzählung über einen Pater, der zum Werkzeug der Gestapo geworden war, und sammelt Unterlagen für eine „Arbeit über die Stellung der Kirche etwa vom Beginn des 18. Jh. bis in die Mitte des 19. Jh." Er bittet Kirchenbehörden um Unterstützung.

Herbst: Jung zieht von Fregene nach Masi di Cavalese (Trento), Val di Fiamme, Villa Rosa, in das Sommerhaus von Giovanni Bassanello.

21. Oktober: Jung schickt den Rest des Manuskripts von *Das Jahr ohne Gnade* an die Büchergilde Gutenberg, insgesamt 170 Seiten Typoskript.

8. November: Kurt Wolff, jetzt Pantheon Books Inc. New York, lehnt den Druck „Ihres Buches *Herr Grosz*" sowie *Der Hintergrund* ab, wovon Jung offenbar nur Konzepte eingesandt hatte.

26. November: Dr. H. Oprecht von der Büchergilde Gutenberg schickt Jung *Das Jahr ohne Gnade* zurück: „Leider ist die Darstellung weder kompositionell noch sprachlich so, daß man sie als druckreif bezeichnen könnte. Doch ist der Stoff durchaus wertvoll und interessant."

1947

17. März: Cläre Jung teilt Oskar Maria Graf und Wieland

Herzfelde in New York mit, sie habe zwei Jahre lang nichts von Jung gehört.

21. März: Jung schreibt, vermittelt durch Bernhard Reichenbach, an Cläre Jung aus Masi di Cavalese, berichtet von autobiographischen Versuchen, ausgelöst vor allem durch die Dagny-Katastrophe. Er wartet auf seine Einreise nach den USA, wohin er Harriet und Peter mitnehmen möchte. Mit diesem Brief beginnt ein Austausch, den Jung mit kurzen Unterbrechungen bis zu seinem Tod im Januar 1963 aufrechterhält.

27. April: Brief von Margot Jung-Rhein an Jung über den Tod ihrer Tochter Dagny.

30. Mai: Theater-Verlag Reiss A.G. teilt Jung mit, ein Exemplar von *Samtkragen. Der verlorene Sohn* sei in die USA gesandt worden.

Anfang Juni: Cläre Jung schlägt in Briefen an die Kommission für Literatur des Kulturbunds zur demokratischen Erneuerung Deutschlands (Günter Weisenborn, Rudolf Kurtz) mit Bezug auf ein Gespräch am 25.5.1947 vor, Franz Jung nach Berlin zu holen, „denn mir scheint, daß Franz hier noch wichtige Aufgaben zu erfüllen hat".

22. Juli: Das Internationale Rescue and Relief Committee New York bittet Jung, außer dem von Julian Gumperz ein zweites Affidavit zu besorgen.

21. August: Margot Jung-Rhein teilt Jung mit, sie wolle von Hiddensee eventuell nach Süddeutschland umziehen. Tatsächlich zog sie kurz darauf nach Berlin zurück.

September: Jung arbeitet an dem Stück *Herr Grosz*, der sogenannten „Hitlerversion" für Erwin Piscator in New York.

1948

14. Februar: Adolph Weingarten in New York bestätigt zwei Briefe Jungs aus Italien und einen Artikel über die italienische Volksfront.

Ende April: Margot Jung-Rhein und Hans Lange sind eine Woche bei Cläre Jung und Felix Scherret in Berlin zu Besuch.

April/Dezember: Cläre Jung überweist Margot Jung-Rhein monatlich 30 Mark.

Anfang Mai: Jung fährt per Schiff von Neapel in die USA.

Mai: Jung lehnt Erwin Piscators Angebot ab, mit ihm für

ein Sommertheater in Boston zu arbeiten. Jung kommt wieder in Kontakt mit Ernst Fuhrmann, den er seit den zwanziger Jahren kannte und 1931/32 in seiner Zeitschrift „Gegner" gedruckt hatte.

August: In New York erscheint *The Way Home (Herr Grosz)*. Drama in five acts. English Version by Saul Collin. Parallel muß das Stück an Piscators Workshop Theatre probeweise aufgeführt, aber nicht in den Spielplan genommen worden sein.

September/Dezember: Jungs Korrespondenz mit Harriet, die ihre und Peters Ausreise in die USA vorbereitet.

13. November: Oskar Maurus Fontana in Wien bestätigt den Eingang von Jungs Artikeln *Schule der Weihnachtsmänner* und *Die Zeichendeuter von Wallstreet.*

1949

Januar/September: Cläre Jung überweist Margot Jung-Rhein monatlich 30 Mark.

29. Februar: Der Historiker Heinz Maus teilt Jung mit, er habe Jungs autobiographische *Variationen* Dr. Götze vom Wolfgang Krüger Verlag angeboten. *Variationen* enthielt die Teile: 1. Bewegung. Abstieg. 2. Pilgerfahrt. Theresa. Heimkehr. 3. Ich liebe das Böse. Amok . . . und habe die Hölle gewählt. 4. Die törichte Jungfrau. Maus schlägt vor, das Stück *Herr Grosz* dem von Brecht zu gründenden neuen Berliner Theater anzubieten.

23. April: Harriet teilt Jung mit, Peter habe die Auswanderungserlaubnis erhalten, sie dagegen nicht.

5. Mai: Oskar Maurus Fontana in Wien bestätigt den Eingang von „Jungs Features", die man in Wiener Zeitungen unterbringen wolle.

24. Mai: Peter Jung besteigt in Hamburg das Schiff in die USA.

November: Franz Pfemfert zum 70. Geburtstag. In: Aufbau (New York) 2. Novembernummer 1949.

Dezember: Margot Jung-Rhein zieht nach Berlin-Spandau.

23. Dezember: Harriet Jung stirbt in Frankfurt a.M.

Im Laufe des Jahres: Jung schreibt *Die Revolte gegen die Lebensangst. Anmerkungen zu einer Studie über die parasitäre Lebensangst*. (Typoskript), 22 S.

1950

Anfang des Jahres: Jung ist bis Ende 1953 als Wirtschaftsstatistiker für ein wöchentlich erscheinendes New-Yorker Börsenblatt tätig. Der Herausgeber, Gunter Reimann (Otto Steinicke), beschrieb Jung 1963 als einen „wühlenden Beobachter" mit „großer Verachtung für physischen Komfort": „Ein Mensch von großer Begabung und schnellem Erkennen von neuen Entwicklungen, von großer Kenntnis der wirtschaftlichen Zusammenhänge besonders auf dem Gebiete der ‚Hochfinanz', dabei ohne systematische Ausbildung, konnte er auf einem Gebiete, wo Phantasie und Kombinationsgabe selten ist, dafür aber um so anregender und fruchtbarer wirkt, sich einen Platz schaffen." Jung plant, „demnächst etwas zu publizieren – über den Tageskampf hinaus". Es handelt sich wahrscheinlich um die autobiographischen *Variationen*. Außerdem bewarb er sich – vergeblich – mit einer Arbeit über die Albigenser um ein Stipendium der Harvard-Universtität.

16. Dezember: Tod von Felix Scherret in Berlin.

1951

Anfang des Jahres: Jung ist als Wirtschaftskorrespondent für deutschsprachige Zeitungen tätig – „Industrie-Kurier", „Frankfurter Allgemeine Zeitung", „Neue Zürcher Zeitung", „Bremer Nachrichten", „Bund" (Bern), „Weser-Kurier", „Wirtschafts-Korrespondenz".

1952

Mitte des Jahres: Jungs Sohn Franz (Frank Young) geht von München in die USA.

19. November: Der Verkehrsunfall. In: Die Neue Zeitung vom 19.11.1952.

1953

April: Jung beantragt die USA-Staatsbürgerschaft.

Mai/August: Oskar Maria Graf schreibt die beiden Fassungen einer Rede auf Jung „Grabrede für einen Freund" (Typo-

skript, 22 S.) und „Nekrolog für einen Freund" (Typoskript, 45 S.).

November: Jung arbeitet an einer Novelle *The strange behaviour of an old man. Einführung in die deutsche Sprache.*

9. Dezember: Widersprechende Prognosen. Unsicherheit über die wirtschaftliche Lage in den USA für 1954. In: Die Welt vom 9.12.1953.

Mitte Dezember: Jung zieht nach San Francisco um, wo er u.a. Henry Miller trifft. Ernst Josef Aufricht bietet ihm an, nach Westberlin zu kommen, Jung gibt zu bedenken: „Ich muß was anzubieten haben, und ich muß fertige Arbeiten mitbringen."

1954

Im Laufe des Jahres: Bemühungen um den Paß. Cläre Jung schreibt an Margot Jung-Rhein am 18.9.1954, sie habe nur die eigene Scheidungsurkunde gefunden, die wenigstens deutlich die deutsche Staatsbürgerschaft ausweise. „Die Originalpapiere selbst habe ich seinerzeit an Franz und Harriet abgegeben, als sie heirateten und auch die Adoption von Peter durchgeführt wurde."

1955

Februar: Jung plant seine Abreise nach Bremen für den 20. 3.1955, verschiebt sie aber zunächst wegen Geldschwierigkeiten, dann wegen seiner Kehlkopfoperation auf Herbst, schließlich auf Ende des Jahres.

Juli: Jung arbeitet wieder an zeitanalytisch-autobiographischen Texten. Als Titel schwebt ihm vor *I don't come back.*

August: Jung läßt sich am Kehlkopf operieren.

September: Cläre Jung beginnt mit der Niederschrift ihrer Erinnerungen.

12. November: Jung teilt Cläre mit, er sei seit 10.11.1955 in Hamburg.

14. Dezember: Jung kommt für zehn Tage nach Berlin, wohnt in der Pension Scherpf, Ludwig-Kirch-Str. 10, trifft ständig Cläre Jung.

Weihnachten: Jung mit Margot Jung-Rhein zu Besuch bei

Hugo und Maria Hertwig, die er aus der Arbeit am „Gegner" kennt.

1956

7. Februar: Jung schreibt nach seiner Rückkehr nach San Francisco an Cläre Jung: „Ich muß mich hier wieder hineinfinden und versuchen, die große Zahl von geschäftlichen Verbindungen, die ich angeknüpft habe, irgendwie auszunutzen. Das zeigt sich leider erst nach Monaten, ob das möglich sein wird. Vorerst bin ich noch in der Phase der Korrespondenz und Projekte. Ich habe nichtsdestoweniger bei diesen Verbindungen eine ganze Menge neu hinzugelernt und die westliche kontinentale Atmosphäre in mich eingesogen – eigentlich nur um festzustellen, daß ich dort nichts mehr zu suchen habe."

24. Februar: Cläre Jung schließt das Manuskript ihrer Erinnerungen (1911 – 1955, 900 S.) ab.

10. Juli: Jung kann infolge einer Nachoperation an den Stimmbändern „im besten Fall nur verständlich flüstern". Das vereitelt den Plan, in San Francisco ein Büro für Handelswerbung aufzuziehen.

26. Oktober: Ernst Fuhrmann – 70 Jahre. In: Aufbau (New York) vom 26.10.1956.

28. November: Ernst Fuhrmann stirbt in einem New-Yorker Hospital. Jung übersiedelt für einige Zeit nach New York, um Ilse Katz-Fuhrmann bei der Vorbereitung der Bände 6 und 7 der neuen Werkausgabe zu helfen.

1957

Anfang des Jahres: Jung arbeitet an der Auswahl für die Bände 6 und 7 der Ernst-Fuhrmann-Ausgabe: *Die Liebe wandert*. In: Ahnung und Aufbruch. Expressionistische Prosa. Herausgegeben von Karl Otten. Darmstadt, Berlin und Neuwied 1957, S. 229–235 (Auszug aus *Opferung*).

Mitte Februar: Jung kehrt nach San Francisco zurück.

16. April: Jung kündigt einen zwei- bis dreimonatigen Besuch in Hamburg an.

10. Mai: Jung fliegt von New York nach Amsterdam.

Mitte Juni: Jung reist nach Frankfurt und Stuttgart. Er ist

mit den Vorbereitungen für einen Gedenkband für Ernst Fuhrmann beschäftigt, der jedoch nicht zustande kommt.

13. Juli: Bausteine zu einem neuen Menschen. Das Gesamtwerk von Ernst Fuhrmann. In: Stuttgarter Zeitung vom 13.7. 1957.

Mitte Juli: Cläre Jung und Hugo Hertwig besuchen Jung einige Tage in Hamburg.

20. August: Der Reisebericht. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 20.8.1957.

Mitte September: Jung fliegt nach Amerika zurück.

November: Jung trägt sich mit Plänen, nach Los Angeles oder nach Mexiko zu gehen.

12. Dezember: Oda Schäfer empfiehlt Jung, sich an Dr. Albrecht Knaus vom Goverts Verlag zu wenden, der nach seiner Begegnung mit Jung etwas von seiner Autobiographie erwartet.

1958

Anfang des Jahres: Jung arbeitet an seiner Autobiographie.

8. Mai: Jung bietet dem Goverts Verlag seine Autobiographie an, der Vertrag kommt nicht zustande.

Mai: Johannes R. Becher besucht Cläre Jung.

14. Mai: Becher schreibt an Cläre Jung: „Ich bin überzeugt, daß das alles eines Tages in der oder jener Weise wiederkehren wird. Ich selbst plane eine Arbeit, welche die Jahre 1900 bis heute umfaßt. Auch darin darf Jung nicht fehlen."

1959

Januar: Jung schickt einen der ursprünglich als Anfang der Autobiographie gedachten *Akzente* an Karl Otten, der den Text begeistert begrüßt.

Anfang des Jahres: Briefwechsel mit Leonhard Frank.

10. Februar: Jung imponiert an „Links wo das Herz sitzt" die „außerordentliche Arbeitsleistung, Gradlinigkeit und innere Geschlossenheit und das tiefe jugendhaft scheu gebliebene Verständnis für die lebende Atmosphäre ringsum".

Februar: Jung schließt mit dem Hermann Luchterhand Verlag den Vertrag über die Autobiographie *Akzente*. In: Schlesi-

en 1959, Heft 1, S. 39 f.

Im Laufe des Jahres: Jung schreibt die Texte *Vom Kaiserreich zu Dada, Nur ein Traum*, die in veränderter Form in die Autobiographie *Der Weg nach unten* eingehen. *Saul.* In: Schrei und Bekenntnis. Expressionistisches Theater. Herausgegeben von Karl Otten. Neuwied und Berlin 1959, Beschäftigung mit Leben und Ansichten des Psychoanalytikers Wilhelm Reich.

1960

Anfang des Jahres: Jung arbeitet weiter an der Autobiographie.

29. Februar: Im Brief an Cläre Jung schreibt er zu seinen Arbeitszielen: „Ich beabsichtige auch keinesfalls, für mich irgendwelche Sympathien zu erwecken, eher im Gegenteil. Es ist im Grunde genommen eine Analyse – der Person wie der Umstände und der Umwelt, in die diese Person gesetzt war."

10. März: Jung erkundigt sich bei Cläre Jung nach den Manuskripten von Schauspiel und Roman *Samtkragen. Der verlorene Sohn*, die er für Television oder Kinofilm anbieten will.

16. August: Jung schickt Cläre Jung den 3. Teil der Autobiographie – „die Berliner Jahre bis Hitler".

22. Oktober: Jung schickt Cläre Jung *Die roten Jahre*, den 2. Teil seiner Autobiographie. Er kündigt an, er werde im November nach Europa kommen, zunächst nach Paris, dann nach Locarno zu Karl Otten.

November: Jung trifft in Paris Ruth Fischer, Tristan Tzara, Emil Szittya.

Im Laufe des Jahres: Arbeit an *Wie dem auch sei.*

1961

Januar/Februar: Jung wohnt in Wien bei Oscar Maurus Fontana.

Februar/März: Jung hält sich mehrere Wochen in San Giovanni Rotondo auf, wo Sylvia (Anna von Meißner) wohnt.

9. März: Dada kommt in die Jahre – Raoul Hausmann zum 75. In: Frankfurter Rundschau vom 9.3.1961.

März: Jung arbeitet an seinen Rundfunkvorträgen über Ernst Fuhrmann und Wilhelm Reich.

April: Jung in Paris.

23. April: Jung bittet Cläre Jung um sein Buch *Mehr Tempo Mehr Glück Mehr Macht. Ein Taschenbuch für Jedermann.* Berlin 1923. Malik-Verlag.

Sommer: Jung lebt bei Salzburg.

Herbst: Der Weg nach unten. Aufzeichnungen aus einer großen Zeit. Neuwied a.R. und Berlin-Spandau 1961: Luchterhand, 482 S.

11. August: Das tragische Schicksal des Dr. Wilhelm Reich. Im Dschungel der Grenzgebiete der Biophysik. In: Radio Köln am 11.8.1961.

22. September: Ernst Fuhrmann. Bausteine zu einem neuen Menschen. In: Radio Köln am 22.9.1961.

13. November: Das Märchen einer Legende. Jack Londons tragisches Schicksal. In: Süddeutscher Rundfunk Stuttgart am 3.11. und 6.11.1961.

28. November: Jung erbittet von Cläre Jung seine Erzählung *Der Fall Groß* für eine geplante französische Übersetzung, die eventuell mit Illustrationen von Max Ernst erscheinen soll.

15. Dezember: Dada kommt in die Jahre – Raoul Hausmann zum 75. In: Aufbau (New York) vom 15.12.1961.

1962

Januar/April: Jung lebt durch Vermittlung von Erika und Emil Szittya in Malaucene in der Provence.

9. März: Erinnerungen an einen Verschollenen. Ernst Fuhrmanns Lehre von den Zusammenhängen. In: Süddeutscher Rundfunk am 9. und 12.3.1962.

Frühjahr: Jung lebt in Paris.

Im Laufe des Jahres: Meinen Gruß zuvor. In: Für den anspruchsvollen Leser. Einführung in die Schriftenreihe der Petersen Press. In der Petersen Press sollte eine Langspielplatte „Abendunterhaltung mit Franz Jung" erscheinen, worüber Jung in einem Brief an Adolph Weingarten geschrieben hatte, es soll sich um eine Reihe von Pamphleten gegen die Gesellschaft handeln – Fuhrmann, Reich, Marat, Marchand, mit Musik untermalt, Wodo-Rhythmen und der Parademarsch „Preußens Gloria". Petersen plant auch eine Neuausgabe von *Der Fall Groß*, den Jung für diesen Zweck umarbeitete. Von Jung

herausgegeben erscheint: *Ernst Fuhrmann: Grundformen des Lebens. Biologisch-philosophische Schriften.* Ausgewählt und mit einem Nachwort versehen von Franz Jung. Heidelberg und Darmstadt 1962 (=Veröffentlichungen der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, Bd. 28). Das Nachwort auf den Seiten 245–259 trägt die Datumsangabe Mai 1962.

Sommer: Trude Hesterberg versucht einen Prozeß gegen Jung anzustrengen, da er in seiner Autobiographie angeblich ihren ehemaligen Mann Fritz Schönherr verleumdet habe.

Juni: Pin oder Dada, der Letzte. In: Konkret 1962, H. 6, S. 20.

September: Für einen geplanten Auswahlband beim Rowohlt-Verlag bittet Jung Cläre Jung um Abschrift von *Was suchst du Ruhe, da du zur Unruhe geboren bist*, die erste Folge der *Vorarbeit* von 1915.

November: Jung liegt krank in Paris. Artur Müller vom Südwestfunk lädt ihn ein, nach Stuttgart zu kommen.

1963

16. Januar: Jung wird in das Karl-Olga-Krankenhaus Stuttgart gebracht.

21. Januar: Jung stirbt an Herzinfarkt. Artur Müller schreibt an Cläre Jung: „Unser großer und guter Freund Franz Jung ist heute mittag 1 Uhr im Karl-Olga-Krankenhaus in Stuttgart leise und ohne Schmerzen entschlafen. Ich habe an seinem Sterbebette im Namen der Freunde von ihm Abschied genommen. Auf seinem Gesicht lag ein mildes, verstehendes Lächeln."

23. Januar: Jung wird auf dem Neuen Friedhof in Stuttgart/Degerloch beigesetzt.

Rundfunksendungen, Neudrucke, Reprints 1963 – 1981

1963

Der Psychoanalytiker Wilhelm Reich. Aus der Krankengeschichte unserer Zeit. Süddeutscher Rundfunk Stuttgart am 4.2.1963.

Der Fall Groß 1921. In: Ego und Eros. Meistererzählungen des Expressionismus. Herausgegeben von Karl Otten. Stuttgart 1963.

1964

Morenga. 1913. In: Ich schneide die Zeit aus. Expressionismus und Politik in Franz Pfemferts „Aktion". Herausgegeben von Paul Raabe. München 1964 (=dtv Band 195/96).

Gnadenreiche, unsere Königin. 1915. In: Ich schneide die Zeit aus.

Amerikanische Parade. 1918. In: Dada. Eine literarische Dokumentation. Herausgegeben von Richard Huelsenbeck. Reinbek 1964 (= Rowohlt Paperback, Bd. 33).

1965

Der Weg nach unten. 1961. Auszüge: Über Franz Pfemfert und die „Aktion". In Berlin 1915. In: Expressionismus. Aufzeichnungen und Erinnerungen der Zeitgenossen. Herausgegeben von Paul Raabe. Olten und Freiburg i.Br. 1965.

1967

Sophie. 1915. Auszug. In: 20. Jahrhundert. Texte und Zeugnisse 1880–1933. Herausgegeben von Walter Killy. München 1967 (= Die deutsche Literatur, Bd. 7).

Reise in Rußland. 1920. Auszug: Petrograd 1920. In: Licht des Großen Oktober. Die Sowjetunion im Werk deutscher Schriftsteller. Berlin 1967.

1968

Wie lange noch? 1921. In: Einakter und kleine Dramen des Expressionismus. Herausgegeben von Horst Denkler. Stuttgart 1968 (= Reclams UB 8562/64).

1970

Gnadenreiche, unsere Königin. 1918. In: Der jüngste Tag. Die Bücherei einer Epoche. Herausgegeben von H. Scheffler. 2 Bände. Frankfurt a. M. 1970.

1971

Proletarische Erzählungskunst. 1920. In: Literatur im Klassenkampf. Zur proletarisch-revolutionären Literaturtheorie 1919–1923. Eine Dokumentation von Walter Fähnders und Martin Rector. München 1971.

1972

Joe Frank illustriert die Welt. Die roten Jahre 1. Herausgegeben von Walter Fähnders, Helga Karrenbrock und Martin Rector. Darmstadt und Neuwied 1972 (= Sammlung Luchterhand, Bd. 89). Enthält *Joe Frank illustriert die Welt*. 1921. *Proletarier*. 1921. *Die Rote Woche*. 1922. *An die Arbeitsfront nach Sowjetrußland*. 1922. *Der Torpedokäfer*. Unveränderter Nachdruck von *Der Weg nach unten*. Neuwied und Berlin 1972 (= Sammlung Luchterhand, Bd. 56).

1973

Die Eroberung der Maschinen. Die roten Jahre 2. Herausgegeben von Walter Fähnders, Helga Karrenbrock und Martin Rector. Darmstadt und Neuwied 1973 (= Sammlung Luchterhand, Bd. 96).

Das Trottelbuch. 1912. Reprint: Nendeln/Liechtenstein: Kraus Reprint 1973.

Kameraden . . .! 1913. Reprint: Nendeln/Liechtenstein: Kraus Reprint 1973.

Sohie. 1915. Reprint: Nendeln/Liechtenstein: Kraus Reprint 1973.

Opferung. 1916. Reprint: Nendeln/Liechtenstein: Kraus Reprint 1973.

Saul. 1916. Reprint: Nendeln/Liechtenstein: Kraus Reprint 1973.

Sprung aus der Welt. 1918. Reprint: Nendeln/Liechtenstein: Kraus Reprint 1973.

Floyd David. 1930. In: Sammlung proletarisch-revolutionärer Erzählungen. Herausgegeben von Walter Fähnders, Helga Karrenbrock und Martin Rector. Darmstadt und Neuwied 1973 (= Sammlung Luchterhand, Bd. 117).

1974

Jack London. 1961. In: Jack London: Was mir das Leben bedeutet. Essays und Erzählungen. Berlin (West) 1974.

1975

Reise in Rußland. 1920. Auszug: Moskau. In: Smoking braucht man nicht. Moskauer Skizzen 1918–1932. Ausgewählt von Antonie Günther und Brigitte Struzyk. Berlin und Weimar (= bb 331).

1976

Gott verschläft die Zeit. Frühe Prosa. Herausgegeben von Klaus Ramm. Edition Text + Kritik. München 1976. Enthält: *Das Trottelbuch*. 1912. *Gott verschläft die Zeit*. Mit den Stükken: *Zur Klärung. Der Fall Groß. Hallo mein Johann. Babek. Seligmanns Ende. Übungsstück.*

Seligmanns Ende. In: Bertolt Brecht. Der Untergang des Egoisten Fatzer. Eine Auswahl der Schaubühne aus dem Fatzer-Fragment. Berlin (West) 1976.

1977

Die Geschichte einer Fabrik. 1924. In: Die Republik, Nr. 10–15 vom 23.3.1977.

Reise in Rußland. 1920. In: Die Republik, Nr. 10–15 vom 23.3.1977.

Claruschka. Um 1916. Erstausgabe und Einleitung: Walter Fähnders. In: Recherches Germaniques 1977, Heft 7.

Heimweh. 1926. In: Spectaculum. 26. Moderne Theaterstücke. Frankfurt a. M. 1977.

Der verlorene Sohn. 1927. In: Stücke der zwanziger Jahre. Herausgegeben von Wolfgang Storch. Frankfurt a. M. 1977.

Das geistige Rußland von heute. 1924. Auszug. In: Stücke der zwanziger Jahre.

Eine Ankündigung. Die Vertrustung des Geistes. 1915. *Zweck und Mittel im Klassenkampf*. 1919. *Probleme im Theater der Gegenwart*. 1927. *Zurück zum Theater*. 1927. *Zur Ein-*

führung in „Geschäfte". 1926. *Vorbemerkung zu „Legende"*. 1926. In: Stücke der zwanziger Jahre.

1978

Wie dem auch sei. 1960. In: Die Republik, Nr. 18–26 vom 30.4.1978.

Hahn im Korbe. 1917. In: Edition Wolfgang Storch im Verlag Bloch Erben. Erstes Heft – November 1978.

Freie Straße. Erste bis sechste Folge der *Vorarbeit*, 1915–1917. Reprint: Nendeln/Liechtenstein: Kraus Reprint 1978.

Aus der Krankengeschichte unserer Zeit. Der Psychoanalytiker Wilhelm Reich. 1961–1963. In:Schwarze Protokolle, Nr. 16, Mai 1978.

1979

Dagny. Erinnerungen an Dagny. 1946. In: Sinn und Form 1979, Heft 1.

Der Weg nach unten. 1961. In: Die Republik, Nr. 34–40 vom 22.3.1979.

Heimwärts. 1948. In: Zu Anton Tschechow „Der Kirschgarten" und Isaak Babel „Maria". Eine Sammlung von Texten und Bildern. Vorgelegt von Wolfgang Storch. Berlin (West). März 1979.

Dagne. 1913. *Der Sprung aus der Welt*. 1918. *33 Stufen abwärts*. 1947. *Der Weg nach unten*. 1961. *Briefe*. 1924–1953. In: Die Tochter. Montage: Fritz Mierau. In: Geländewagen 1 Berlin. Herausgegeben von Wolfgang Storch, Berlin (West).

Emigrant. In: Filmkritik. Nr. 271 vom Juli 1979, S. 319–321.

1980

Der Tolle Nikolaus. Prosa, Briefe. Herausgegeben von Cläre M. Jung und Fritz Mierau. Reclam, Leipzig 1980. Enthält: *Die Erlebnisse der Emma Schnalke. Der tolle Nikolaus. Achab. Jehan. Babek. Der Fall Groß. Proletarier. Die Geschichte einer Fabrik. Das Erbe. Dagny. Briefwechsel zwischen Franz Jung und Cläre M. Jung.*

Der bekannte Kriminalprofessor Hans Gross in Graz. Die Telepathen. Sophie (Auszug). *Von geschlechtlicher Not zur sozialen Katastrophe*. Textanhang zu: Otto Gross. Von geschlechtlicher Not zur sozialen Katastrophe, Schriften. Robinson Verlag, Frankfurt 1980.

Grosz/Jung/Grosz. Herausgegeben von G. Bose, E. Brinkmann, P. Ludewig. Verlag Brinkmann & Bose, Berlin (West) 1980. Enthält: *Der Fall Gross. Dr. med. Otto Gross. Von geschlechtlicher Not zur sozialen Katastrophe.*

1981

Schriften und Briefe. Verlag Nettelbeck, Salzhausen und Frankfurt 1981.

Feinde Ringsum. Prosa und Aufsätze 1912–1963. Erster Halbband. Edition Nautilus, Hamburg 1981.

I.

ZWISCHEN DEN ZEITEN.
ATEMHOLEN UND ENDE – DER INNERE KRIEG WIRD . . .
1912 – 1914

TROTTEL
Eine programmatische Einleitung

Um einen Tisch des Café du Dôme saßen mehrere Herren. Eine Frau schritt draußen am Fenster vorbei.

Sie hatten sie alle gekannt, und einige kannten sie noch.

Einer las vor:

Zwei junge Burschen stolpern aus einer Vorstadtkneipe in die Nacht. Blutjunge Burschen und sehr betrunken.

Sie schlagen das Pflaster mit ihren Stöcken, sie johlen, krümmen sich vor Lachen, und sie schleppen die schwergewordenen Füße hinter sich her, daß sie von fern wie hinkende Greise erscheinen.

Eine Katze huscht über den Weg.

Die Betrunkenen bleiben stehen, die Lässigkeit ist aus ihren Gliedern gewichen, ein Rausch ballt sich zusammen. Sie jagen dem Tier nach, verstellen den Weg, sie schlagen mit ihren Stökken — — als ob das Tier schuld wäre an ihrer Jugend und ihrer Betrunkenheit, so schlagen sie.

Die Katze hält einen Baum an der Straße umkrallt und windet sich mit letzter Kraft hinauf.

Die Burschen halten keuchend inne.

Das Tier ist fast aus dem Bereich ihrer Stöcke, da holt der eine nochmals zum Schlag aus und trifft . . . . trifft das Rückgrat . . .

Das Tier wendet den Kopf und starrt durch die Nacht — starrt — und gleitet dann — ruckweise — den Stamm herunter.

Die beiden haben sich dann ohne Gruß getrennt.

Einer warf ein:

„Aber in jener Nacht schliefen sie nicht. Die Krallen gruben sich in ihr Hirn und lösten Krampf und Zuckungen aus."

Als niemand etwas sagte, fügte er schüchtern hinzu:

„Wenigstens bei einem . . ."

Da lachten sie alle.

Plötzlich sagte wieder einer:

„Ihr erinnert euch, ich sah sie einmal mit einem Commis oder Offizier oder sowas im Café. Ich ging damals an ihren Tisch und sagte: Du . . . du gehst nicht mit dem . . . komm. Ihr wißt, daß sie damals zu mir kam. Wir gingen in eine Kirche. Sie weinte. Es war sehr peinlich. Neulich war ich wieder in dieser

Kirche, ich sah sie wieder vor mir . . . ich könnte mich heute ohrfeigen."

Sie nickten alle zustimmend.

„Wenn ich damals an den vertrottelten Major geschrieben hätte . . ." sagte einer.

Der andere las wieder vor:

Kann ich dafür, daß in Montmartre die Lichter stechen, kann ich dafür . . .?

„Hör auf, du zerreißt mich, bitte . . bitte . . du — du —"

Weiter raste der Tanz.

„Bleib bei mir. Komm, mich friert hier."

„Laß nur, Kleiner."

„Du . . ." es war ein Schrei.

Ein Lächeln antwortet.

Aber er liest eine Bitte um Verzeihung heraus und nickt.

Das Weib rast und spiegelt sich in den Blicken aller.

Weiter. Rausch. Schreie. Violinen.

Er richtet sich auf, ballt die Faust, schreit: „Komm . . ."

Ein Riß klafft in dem Taumel.

„Haha . ." aber sie geht mit ihm.

Der Freund ging mit ihnen. Sie waren nie allein, in der Mansarde wohnten viele Freunde.

Schnee lag auf den Dächern und taute, daß das Wasser in die Kammer tropfte.

Er umkrallte die Hand des Freundes: „Wir haben zu sühnen, ich will ihr die Ruhe geben."

„Und verlasse mich . ." höhnte der andere ihm nach.

„Ich habe bereits alles auf mich genommen . ." bat er wieder.

„Es war eine wundervolle Nacht," warf sie ein.

„Nein," heulte der eine.

Sie lachte. „Ich hatte mich danach gesehnt . . . und gleich alle drei . ."

Du wirst noch Orangen verkaufen, dachte der Freund. (Und der Vorleser lächelte selbstgefällig.)

„Als ihr mich nahmt, war ich so befreit . ."

„Du warst rein," brüllte der eine. „Oh ich Schuft, aber ich werde dich noch . ."

„Du blöder Hund."

„Du. Du weißt, wie ich dich liebe."

Sie wies mit einer Bewegung der Hand auf den Schnee über ihrem Fenster.

Schweigen.

Er starrte sie mit fiebernden Blicken an.

Verflucht, dachte der andere, soll ich ihn halten?

„Gut . . .“ schrie der, „aber dann . . .“ Er schwang sich hinaus.

Ein Zucken ging über ihr Gesicht, sie rang in sich etwas nieder. Der Freund saß regungslos.

Von draußen kam ein Kratzen und Schürfen. Dann ein Poltern, ein Schrei oder ein Lachen oder ein Wimmern –

Man sah einen Ring über dem Dachrand zittern und brechen.

Der Freund saß regungslos.

In ihren Zügen lag ein Leuchten, ein Flackern, eine Flamme, eine Erstarrung, ihr Leben ballte sich zusammen. Sie sah den Freund ihr gegenüber beschmutzt, stinkend, schamlos in seiner Ohnmacht und Bestürzung.

Dann zupfte sie den anderen am Rock und würgte lächelnd heraus: „Zwanzig Franken muß er noch haben.“

Der Freund räusperte sich, er war erlöst.

Dann gingen sie.

Man schwieg eine Zeitlang am Tisch.

Dann setzte einer schnell, wie um den anderen zuvorzukommen, hinzu: Zwei Freunde treffen sich in London. Der eine schwärmte: Ich habe ein Weib gefunden. Krampf und Zuckungen. Ich will den Rhythmus ihrer Liebe suchen.

Der andere lächelt und sagt: „Dann mußt du ihr mehr zu saufen geben.“

Während sie noch so sprachen, trat die Frau am Arm eines Fremden ins Cafe und schritt an ihrem Tisch vorbei.

Die Herren standen auf und verbeugten sich.

Sie trug eine entzückende Robe, und der Fremde sah aus wie ein russischer Großfürst. Vielleicht, daß in seinem Hemd Brillanten funkelten. Auch tranken die beiden Gott weiß was für teure Sachen.

Die Herren hätten viel darum gegeben, wenn sie etwas von der Unterhaltung der beiden gehört hätten.

Sie hörten aber nichts und machten nur die Wahrnehmung, daß beide sehr zufrieden aussahen.

Er sog lächelnd an einer sicherlich exquisiten Zigarette, und sie führte von Zeit zu Zeit bedächtig das Glas an den Mund. . .

Am Tische der Herren fing schließlich einer wieder etwas zu lesen an.

ANMERKUNGEN

Wer sich in seiner Sexualität nicht auskennt, darf ruhig über die Motive seiner Handlungen im klaren sein.

Ideal ist achtzehnjährig und umgekehrt.

Man muß im Erkenntnistheoretischen nicht die Frage vergessen: Wer kann dafür?

Mystik ist verlogene Psychologie, die als und aus Verzweiflung geduldet wird.

Es bleibt Zeitverlust, mit Verdächtigungen seiner Motive den anderen zuvorzukommen.

DAGNE

Eine Frau wird Jahr um Jahr geschmäht. Von dem Gesindel, das sich um Kultur müht, von Literaten, Frauen, Professoren, Studenten, von Polen, Schweden und Deutschen. Eine blonde, blasse junge Frau.

Sie kam zu einer Zeit, da man sich anschickte, den neuen Menschen zu suchen. Sie hatte die Erkenntnis, die Gewißheit, den siegjubelnden Erfolg, sie kam mit ihrem singenden, spielenden, brausenden, heulenden Blut, und jubelte zu denen, die den neuen Menschen suchten.

Es waren da zwei Männer, die um dieser Erkenntnis willen sich zerfleischten. Ein Nordländer, schwerfällig, knetend, verbissen und doch voller Glückszuversicht, und einer mit dem Blut der Steppe, mit fiebernder Sehnsucht und ekstatischen Schreien, glückstrunken und zweifelnd. Sie fühlten Dagne, aber sie verstanden nicht ihre Ängste, Bitten, Tränen, Flüche, Fußtritte. Sie waren die, die am reinsten gesucht hatten, Menschen und Dichter, sie verstanden sie nicht, aber sie *glaubten.* Sie waren Menschen und Dichter, gehetzt, voll quälender Ahnungen.

So kam es, daß einer sie in sich hineinfraß und blutend ausspie, die Fäuste ballte, während der andere chaotische Hymnen in zerfetzter Schönheit schuf. So kam es, daß, als sie Kinder gebar, der eine kalt von dannen reiste, sich aus dem Hämmern der Räder eine stahlharte Hülle schlug, während der andere heulend zu ihren Füßen schrie und sich selbst vergaß.

Sie selbst *wollten* sich nicht verstehen. So kam es, daß sie wie Kreaturen und Literaten sich gegenüberstanden, den Hut in der Hand, voller Bosheit und vergiftenden Lügen.

So kam es, daß der eine lächelte, als der andere starb.

Dagne aber war längst von ihnen gegangen. In einem elenden Hotelzimmer im Kaukasus erschoß sie *sich* und einen harmlosen armseligen Studenten, der sie um ihretwillen liebte. Es war wie eine Tändelei, sie ging lächelnd, ohne Gruß und ließ der blinden, tauben, faulen Menge ein Fragezeichen zurück.

Und doch waren die beiden Männer Menschen und Dichter. Die Welt kennt ihre Verzweiflung und Liebe, und *noch* will fast niemand verstehen. Es gibt noch Leute, die in ihrem verbitterten und knirschenden, taumelnden und schreienden Tanz um die Tote dieses singende, spielende, brausende, heulende

Blut nicht fühlen. Die nicht hören, daß es das tränenerstickte Gebet *eines* reinen, großen Menschen ist.

Man gräbt in Briefen und literarisch verseuchten Erinnerungen, man hat den einen, noch ehe der andere starb, lebend begraben und sich die Ohren zugestopft, man beschmutzt Jahr um Jahr eine Frau, die ihr Blut für uns alle hingegeben hat — —

Bande!

DIE URALTE MÄR
Eine Antwort an Przybyszewsky

Es gibt eine uralte Mär, wonach das Charakterbild eines Menschen unbeschadet aller inneren Konflikte und äußeren Einflüsse sich in den Grundzügen über das ganze Leben gleichbleibend erhält. Ich kann mit einer gewissen Resignation jetzt hinzufügen: solange ein inneres Erleben noch in Frage kommt.

Ich beabsichtige nicht, die persönlichen Schmähungen Przybyszewsky's allzu tragisch zu nehmen. Feststellen muß ich nur, daß meine Beziehungen zu Schwabing von denen Przybyszewsky's nicht zu unterscheiden sind; wir trafen uns dort gelegentlich. Feststellen möchte ich ferner, daß die Schlußbemerkungen seiner Entgegnung dadurch hinfällig werden, als meine darin angedeutete Beziehung zum Hause Przybyszewsky's nicht der Wahrheit entsprechen. Ich wünsche um jener so klugen und vielleicht etwas zu ehrgeizigen Dame willen, die merkwürdigerweise und ganz ohne Grund in meiner Dagne-Glosse sich beleidigt fühlt, so taktvoll sein zu können, die Einzelheiten dieses Irrtums solange es geht zu verschweigen.

Aus meiner Dagne-Glosse, die das Schicksal einer Frau psychologisch für eine Allgemeinheit symbolisiert und dessen tragischen Inhalt als in das Unbewußte zweier Dichternaturen versunken rein erkennen lassen will, kann man eine Aufforderung zum tieferen Verständnis dieser Dichter herauslesen, wobei der Beweis eines äußerlichen Nicht-betroffen-werden-wollens und die gleichfalls symbolisch angedeutete gegenseitige Entfremdung dieser Menschen gerade im Zusammenhang mit ihren Werken als Komplexreaktion eher für als gegen diese Dichter spricht.

Man muß umlernen, daß Daten, Tatsachen, Äußerungen, Momente von untergeordneter Bedeutung sind, solange man ihnen einen absoluten Wert beimißt, und meine Liebe zu Przybyszewsky, in dem ich den großen Dichter der Dramen „Gäste" und „Gelübde" verehre, ist nicht masochistisch genug, als daß ich nicht in aller Ruhe, zwar mit großem Bedauern, den Zusammenbruch einer Psyche konstatiere, die zwischen erschütternden Depressionserscheinungen und suggestiblen Senilitätsmomenten schwankt. Ich weiß, daß seit langem letztere für ihn das Leben bedeuten, aber man muß offen wünschen,

daß das Ende eines so großen Menschen und Dichters in ersterer Richtung liegt. Die widerspruchsvollen Beziehungen zu seinen Freunden und Bekannten, die tiefe Depression über ein Telegramm, mit dem er eine von Studenten beabsichtigte Ehrung Dagnes verbot, sind Dokumente des verzweifelten Umsichschlagens eines Menschen, der den wahren Glauben an sich selbst eingebüßt hat. Meine Absicht war, ihn wissen zu lassen, daß alle Biographien, Dokumente, Briefwechsel nicht imstande sind, den tieferen Inhalt menschlicher Beziehungen zu verwischen.

Es liegt mir daran, mich auch heute mit Przybyszewsky darüber zu verständigen, daß es nicht angängig ist, einen großen Dichter als Hanswurst hinzustellen, daß ich ihm die in seiner Erwiderung zur Schau getragene widerlige Stellung zur Frau aus seinen Werken widerlege, und daß ich über alle Suggestionen und Erwiderungen hinweg die Geschichte seines Lebens zu schreiben und demnächst an dieser Stelle zu veröffentlichen gedenke.

MITTEILUNG

SIGYN. Diese von uns beabsichtigte Monatszeitschrift wird – in Berichtigung eines Druckfehlers in No. 14 – ab Juli d.Js. erscheinen. Sie wird sich nicht direkt mit Propagierung und Vertretung der Psychoanalyse befassen, sondern von der Basis einer individuellen Psychologie aus Kultur- und Wirtschaftsprobleme darstellen und das Wissen um eine neue Ethik propagandistisch als Vorarbeit einer Sozialumwertung vertreten.

Otto Gross. Franz Jung

MORENGA

Für Otto Gross

Kaiser Wilhelm II. schickt seine Soldaten über das Meer. Die Farmer jammern, daß sie arbeiten müssen. Die Farmer setzen ihr Geld zu. Die Hereros haben die großen Rinderherden. Die Hereros sind Jäger und Hirten, wild, trotzig. Die Hereros sind nicht geboren, unter dem weißen Sklavenvolk zu arbeiten. Die Farmer werden wieder Kartoffeln bauen. Die Hereros wohnen viele hundert Jahre im Land. Der Farmer Schnabel wird abgewürgt. Der Farmer Herde wird abgewürgt. Der Missionar Schmidt wird angeschossen. Der Postbote stolpert in eine Hyänenfalle. Der General duldet das nicht. Der General befiehlt, daß die Hereros an dem Bahnbau arbeiten. Die Hereros handeln nicht. Die Hereros wollen keine Bahn. Oho! Pferde, Maulesel, Kamele, Maschinengewehre, Kanonen. Die Jahreszeit wechselt. Verhandlungen und Aufstand. Morenga kommt aus den Minen von Kapstadt – Morenga, dem es zu eng war unter seinem Volk, lodernd, jäh, der Europäerfreund.

Die Reste des Stammes zwang Morenga unter seine Faust.

Sengend und fiebermatt blühen die Akazien.

Die vorrückenden drei Kolonnen des Expeditionskorps sind Fangarme. Ein würgendes Ungeheuer schiebt sich ins Land. Die Wagenburgen der Fliehenden jagt der Dunst der Nächte vor sich her. Unter den hastenden Schritten der Weiber und Kinder – ein zuckender dunkler Knäuel – schweigt alles Leben, gequält und keuchend.

„Eigentlich merkwürdig, daß der Kopf dieses Morenga so fest sitzt. Wäre bei uns unmöglich."

„Ja, wirklich merkwürdig."

„Überhaupt eine ganz anständige Summe, die ausgesetzt ist. Das Gesindel ist doch sonst so feig. Kommt nicht zum Schuß."

„Ja."

„Eine Räuberjagd kann nicht langweiliger sein –"

Leutnant Fiedler fällt.

Die Abteilung steht.

Der Wasserplatz ist besetzt. Ein kurzer, schriller Pfiff. Getrappel.

Feldwebel Schneider – Sprung vor. Säbel raus.

Achtung! Feuer! Sturm!
Verfluchter Hosenknopp!

Morenga ließ die Einschließung seiner Stellung am Waterberg ruhig geschehen.

Nach drei Tagen Warten entschließt man sich zum Angriff. Die Maschinengewehre knattern. Haubitzen. Pioniere in Front. Die ersten Terrassen werden genommen.

Auf einem vorspringenden Felsblock steht Morenga unbeweglich. Der Körper türmt sich auf. Ein Koloß. Morenga schaut durch ein Fernglas weit über die Feinde hinweg nach Osten.

Die Hereros liegen im Geröll zerstreut. Ihre bange Frage drängt zu dem Führer, die Bitte: Fliehen – fliehen –, stumme Ergebung und hoffender Trotz.

Eine wehmütige Stille flutet zurück und quält. Vereinzelt fallen noch Schüsse.

Das Fernglas am Auge, steht Morenga einsam, unbeweglich, drohend.

Der Reiter Müller aus Schweidnitz liegt im Anschlag. Fiebert: alle habe ich gehaßt. Ich bin freiwillig mit. Ich will niedergetreten werden, das Ungeheure sehen, das Schwarze – zermalmend, atemraubend. Oh – sie tanzt im weißen Kleid –

Kommandos – formiert! Sturm! Die nächsten Terrassen werden genommen.

Auf der Spitze des Berges hinter undurchdringlichem Dornengebüsch stehen die Wagenburgen.

Die Angreifer sind scheu wie Hyänen.

Die Stunden verrinnen. Der Tag verrinnt.

Am blauen Himmel reist einer schwarze Striche und färbt alles blutrot und breitet einen giftiggelben Schleier.

Unteroffizier Nietsche starrt verzückt über die Deckung empor und – fällt von einem Steinwurf.

Die Nacht schleicht.

Da zuckt Feuer. Der Busch brennt. Ein Keil treibt vor. Tost im Lärmen der Zugtiere. Dumpf. Keuchend. Ein Atemzug.

Die Leute fiebern. Die Mannschaft ist erschöpft. An Verfolgung nicht zu denken. Der General weist nach Osten: Ich danke, meine Herren. Nur die Omaheke ist frei – und dreht sich lächelnd um: Wasserlos –

Auf einem vorspringenden Felsblock flattert gespenstisch die weiße Fahne.

„An sich eine geniale Sache, die Bande in die Wüste zu jagen," meinte der Hauptmann Färber, „und doch haben wir die Bescherung. Monatelang plagen wir uns nun schon wieder herum. Das sind ja die leibhaftigen Teufel."

Der zweite Leutnant bemerkt: „Eigentlich zu verwundern, daß die Kerls noch nicht mürbe geworden, nachdem alle Weiber und Kinder krepiert oder gefangen sind."

„Gott, dieses Gesindel —"

Ordonnanz meldet: Schattiger Lagerplatz gefunden. Die Leute sind erschöpft.

Der Hauptmann überschaut prüfend eine Gruppe Bäume, der die Kolonne zukriecht, schüttelt mißtrauisch den Kopf. Die Leute murren. Er winkt lässig und nachgebend ab. Dreht sich zu den Offizieren und zuckt die Achseln.

Schleppende Kommandos. Die Leute sinken um mit geschlossenen Augen. Wollen sterben.

Da fallen Schüsse. Knatternd. Prasselnd.

Einer springt auf. Schreit: Ihr — ihr. Schreie, die Seufzer sind. Die Deutschen liegen am Boden. Wühlen die Schädel in den Sand. Zucken. Keuchen. Verrenken sich. Gurgeln. Schwerfällig, matter.

Von den Bäumen lösen sich Hereros. Sammeln sich um Morenga und stehen gespannt. Morenga blickt starr ins Weite. Sein Körper ist eingefallen. Die Augen brennen, stechen. Er steht bewegungslos. Dann wendet er sich an seine Leute und nickt verächtlich. Jauchzend werfen die Hereros sich auf die Toten.

Wie man aus Berichten weiß und vielleicht schon in der Schule gelernt hat, dauerte der Kampf noch lange Zeit. Viele deutsche Soldaten starben, wie es auf den Gedenksteinen und Merktafeln heißt, den Heldentod fürs Vaterland. Manche freiwillig, und andere indessen wiederum nicht so. Es geht das Gerücht, daß Morenga bei den Engländern manche Unterstützung gefunden hat. Er lieferte ihnen jedesmal, wenn er die Grenze zu überschreiten gezwungen war, die Waffen aus und konnte unbehelligt neue Kräfte sammeln. Diese Maßnahme wird auch niemanden (weiter) überraschen.

Aber Morenga fühlte seine Kraft erlahmen. Seine (wilden, trotzigen) Krieger waren Schatten.

Morenga sandte an den englischen Oberst einen Boten, daß er ihm ein Gefecht zu liefern wünsche. Morenga will nicht gegen die Deutschen fallen.

Der Oberst wunderte sich und sandte einen Parlamentär. Morenga schoß den Unterhändler nieder. Dann stellte er seine Leute auf, wie er es anfangs bei den Deutschen gesehen hatte, und schrie: Sturm! Jetzt nahm der Engländer das Gefecht an.

Morenga wird mit einem Fluch auf den Lippen gefallen sein.

Später war einmal ein Reisender in den Gegenden, in denen die zersprengten Reste des Hererostammes als Arbeiter angesiedelt worden waren. Der schrieb dann in die Tagesblätter: Die Männer sind überaus faul und nehmen jede Arbeit nur mürrisch und gedankenlos an, und die Weiber sind so stupide, daß sie das Lächeln eines Weißen nicht einmal erwidern . . .

DER BEKANNTE KRIMINALPROFESSOR HANS GROSS IN GRAZ

läßt seinen Sohn, den ehemaligen Grazer Privatdozenten für Psychiatrie Dr. Otto Groß in Berlin durch bezahlte Schergen oder Kriminalbeamte verhaften, über die Grenze schaffen und in Österreich verschwinden. Am 9. November d.J. Nicht zum ersten Mal, 2 Jahre vorher gab derselbe Hans Groß in Bern das schriftliche Versprechen, niemals mehr wieder seinem Sohn durch zwangsweise Internierungen nachzustellen. Als Otto Groß 1 1/2 Jahre später von München nach Berlin übersiedeln wollte, kam die Aufforderung, sich in eine Anstalt zu begeben, als Otto Groß im Mai d.J. den Plan vorlegte, sich von der Tasche des Vaters unabhängig zu machen, kam ein Brief: Wir wünschen nur, daß du in Ruhe – ausreifen läßt, als Otto Groß durch ein fast fertiggestelltes Manuskript über neue Ethik seine Arbeitsfähigkeit evident erwies – kam der 9. November zwischendurch, von Mai bis Oktober, wurde ich als Ausbeuter, Zuhälter, Urkundenfälscher, homosexueller Erpresser verdächtigt und verhört.

Man weiß nicht, wo Otto Groß festgehalten wird. Rechtsanwälte und Konsulate, die von der in Ascona lebenden Frau Frida Groß in Anspruch genommen wurden, bekommen keine Auskunft. Ein Psychiater, der anläßlich eines Otto Groß seelisch erschütternden Unglücksfalls, wobei Hans Groß seinen Sohn eines Verbrechens verdächtigte, den in Depressionen Zusammengebrochenen aufnahm und ihn in kurzer Zeit fast wider den Willen des Vaters entließ, schreibt jetzt, als man sich an ihn um Hilfe wendet: Mir ist von diesem Attest nichts bekannt. Bitte hüten Sie sich vor den „Freunden".

Bevor ich sage, was Otto Groß ist, gebe ich die Erklärung ab: Ich trete für den Professor Hans Groß ein. Vor seinen Freunden, Kollegen und Schülern. Hans Groß lebt die Tragödie des Vaters, dessen Genialität an der des Sohnes sich zerreibt und im Erleben unproduktiv wird. Hans Groß muß arbeiten aus der Verdrängung einer Verneinung seiner Existenz, der Mann, der im Gegensatz zu Aschaffenburg mit einer bewundernswerten Zähigkeit für die Jugend eintritt und allem sich Durchsetzenden Unterstützung angedeihen läßt. Man kennt

sein Handbuch für Untersuchungsrichter, die Kunst Verbrecher zu fangen, man kennt die aus seinem Seminar hervorgegangenen Arbeiten, die die Grundlage für die Kriminalpsychologie bilden.

Dieser Mann hat das Glück, einen gleich genialen Sohn zu besitzen. Die Tendenz dieses „Besitzes" ist sein Unglück. Der Vater zwingt und der geniale Vater muß aus Instinkt die eigene Lebensverneinung niederzwingen und die Genialität ist die Erlebenstendenz der Freiheit und der geniale Sohn erlebt sich im Haß gegen den Vater. Hier kommt es nicht auf Mittel an. Ich heiße jedes Mittel gut.

Jeweils ist der Sohn psychisch stärker. Er besitzt die Elastizität und den Mut sich aufzugeben. Er lernt vom Vater die Disziplin. Er sublimiert die neue Ethik, die Idee, den Zwang zur Idee, er verabscheut den Kompromiß. Er gibt dem Vater die Waffen. Er will keine Anpassung an die Normalität, er wütet gegen sich, er braucht Rausch, Kokain, Opium. Er vernichtet sich – solange der „Vater" lebt.

Der Vater indessen vernichtet sich, indem er die Waffen annimmt. Er bezahlt zur Beobachtung Detektives, Budiker, Portiers, Plätterinnen, Bäcker, Barbiere, Waschfrauen. Er frißt in sich hinein die Witterung von Huren und Erpressern. Er erstickt in Brutalität, er sperrt den Sohn ein.

Da können alle Psychiater und Psychiatiker nichts helfen. Es ist verbrecherisch, mit Attesten zu operieren, wenn zwei Menschen um die Reinheit ihres Erlebens kämpfen. Es nützt nichts, wenn man den Sohn mit der Freiheit ködert, einen Kompromiß aufzwingt, man rettet den Vater nicht mehr, wenn man den Sohn ihm zuliebe festhält. Hans Groß ist alt. Sein Leben ist Angst. Man soll auch gerecht sein.

Wir, die wir einen erheblichen Teil der intellektuellen Jugend darstellen, wollen das. Wir stellen eine Frist. Wir sind bereit, für den Professor Hans Groß einzutreten. Wir wollen den Glauben haben an eine Verständigung zwischen Jugend und Alter. Wir wollen den Glauben erzwingen. Wir erklären, daß, wer als Abtretender den Zwang in sich für die Jugend bricht, kein Schuft ist.

Aber wir wollen Otto Groß wiederhaben.

ACHAB

Achab ging von der Seite Jesabels und zog mit dem Volke von Samaria gegen die Aramäer.

Durch das Tacken der Schwerter, sausende Pfeile, heulende Propheten schrie der Sohn des Omri seinen Gott. Eine Faust krallte – der Atem von Tausenden stand still – riß, drückte nieder. Die Wogen der Kämpfer brachen, duckten sich, schlugen zurück, und hoben einen Weg. Durch die Gasse schnellte Benhadad an der Spitze seiner Fürsten, schlug gegen das Tor und drang in die Stadt der Könige von Israel.

Aber der Aramäer blieb gebannt stehen und seine Fürsten um ihn, stand vor dem Palast von Elfenbein, und die goldenen Zinnen leuchteten.

Achab schloß seine Reihen, drängte nach.

Benhadad erzitterte, als er die Augen wandte, wehrlos und demütig. Er warf die Waffen zu Boden, zerriß seine Kleider und fiel auf die Knie.

Und während rings um ihn die Edlen seines Stammes blutend niedersanken, schrie Achab durch das Gemetzel: Wo ist mein Bruder Benhadad. Seine Stimme schwoll an und zwang jedes Schwert nieder.

Achab hob den Knieenden vom Boden, umarmte ihn und lud ihn zu sich.

Durch das Geheul der siegfrohen Menge schritten die Propheten, durch die Tore von Samaria und hinauf auf den Berg Carmel, zu dessen Füßen die heiligen Haine der Astarte sich dehnten und ringsum fruchtbares gesegnetes Land, aus denen die Opferfeuer zu Ehren des Baal züngelten.

Sie streuten Asche auf ihr Haupt und Micha, der ihnen Führer und Berater war, rief: Achab ist hoffärtiger als alle Könige vor ihm. Der Herr war mit ihm und hat den Feind in seine Hand gegeben. Achab hat das Geschenk des Herrn verschmäht. Der Herr möge uns gnädig sein.

Benhadad trank an der Tafel Achabs den süßen Wein. Ihn schmeichelten Rosendüfte – Jesabel trug die Spange der Priesterin der Astarte – glitzernde Metalle und dunkel trunkene Opale.

Leuchtender als Rubine klang ihre Stimme: Bruder, sei will-

kommen in diesem Haus.

Benhadad richtete sich auf. Seine Augen wurden weit. Sein Atem ging schwer und zitternd.

Jesabel sprach zu Achab: Unser Bruder ist schön und stark. Ihr Blick wurde strahlend und füllte den Saal.

Achab umarmte Benhadad. Jesabel stand auf und hieß ihn ihr folgen.

Benhadad folgte mit schweren Füßen, demütig, zögernd, jäher.

Benhadad legte sich zu ihr.

Es wurde, als ob er einen Traum von sich stieß. Er verzerrte das Gesicht. Er ballte die Faust.

Jesabel sah auf. Ihr glückhaftes Lächeln irrte an ihm vorüber und wurde starr.

Draußen war Gesang und Flötenspiel.

Achab stand an die Brüstung gelehnt, sein Blick hing an den Sternen. Er fühlte in sich das Volk, das der Herr gesetzt hat über alle Völker, ehern in glühender Sehnsucht, aufbauen Stein auf Stein. Er fühlte, wie es mit ihm wuchs, ihn emportrug, höher und höher . . . .

Da blitzten Stimmen.

Willst du nicht mit mir fliehen – so werde ich Dich – niedertreten.

Und eine Stimme kam zitternd, weich und streichelnd: Benhadad, unser Bruder Benhadad . . . .

Aber Benhadad schrie: Oh, du aus Sidon. Hast du nicht gelogen, hast du nicht gelogen wider Achab – ?

Da sah Jesabel zu ihm hinab: Du vergißt, daß Du zur Königin sprichst.

Achab riß die Tür zur Kammer auf, zückte das Schwert und stand.

Benhadad brach zusammen. Duckte sich. Keuchte. Schlich hinaus.

Achab machte eine Handbewegung. Sein Zorn schwand. Seine Waffen brachten Benhadad bis an die Grenze des Landes.

Den Zwang der Jahre, in denen die Königsburg schimmernd über dem blühenden Land ruhte, zerriß ein Tag.

Die Straßen flüsterten den Namen des Königs und trugen ihn über Israel. Das Volk drängte sich in den Hainen. Manche

saßen mit verzerrten Gesichtern an der Schwelle des Palastes, gebückt und stumm.

Die Priester riefen: Herr, sieh Deinen Diener Achab einsam liegen in der Kammer und weinen.

Achab lag den dritten Tag, das Gesicht gegen die Wand gekehrt und wies Speis und Trank von sich.

Jesabel war inmitten ihrer Kinder – stand bebend.

Ihre Blicke tasteten die Wände entlang, klopften an die Kammer, wo Achab lag, kehrten polternd zurück, krallten sich ein und stachen.

Sehnten sich: Achab – sprich wieder zu mir, flackerten: Achab – töte mich, schrien: Achab – Achab, hallten durch die Gänge, ballten sich zusammen, drängten – und zerrissen zerflatternd.

Achab aber suchte sein Volk.

Er sprach zu sich: Was hab ich getan, daß sie wie Hunde gegen mich kläffen. Die Grenzen meines Landes sind sicher wie nie zuvor. Aus den Geschenken der Fürsten aller Länder ist der Tempel errichtet. Das Volk von Israel ist der Herr über die Völker ringsum. Warum haßt mich mein Volk – die Propheten sind wieder in Samaria und die Priester des Baal neben ihnen, und jede tun ihren Teil, demütig und friedfertig. Aber das Volk, aus dem ich emporsteige, zu dessen Macht und Schönheit ich bete, ist gegen mich.

Achab lag regungslos und weinte.

Die Tür tat sich auf, Jesabel trat scheu in die Kammer und kniete sich zu ihm. Achab – willst du, daß ich nach Sidon zurückkehre. Mich haßt dein Volk. Aber Achab schüttelte den Kopf und streichelte sie.

Achab – was hab ich getan, daß du allein bist – und durch ihre Tränen drohte eine Angst, die ihn traf und erwachen ließ.

Achab – Elias hat Regen und Tau über Israel erfleht. Willst du, daß ich mich unterwerfe.

Er richtete sich auf und sah Jesabel lange in ihr zuckendes Gesicht.

Sein Blick nahm der Tochter Ethbaals jeden Zweifel.

Sie schaute beglückt zu ihm empor und wartete.

Da wies Achab auf den Garten des Naboth, der an die Gärten des Palastes grenzte und erzählte stockend und unter vielem Erröten, wie Naboth für diesen Garten Ehren und Reichtü-

mer ausschlug, und ließ alle Schönheit und Pracht vor seinen und Jesabels Augen wieder erstehen, und seine Miene verdüsterte sich.

Da verließ Jesabel eiligst die Kammer.

Sie fertigte Siegel, berief die Edelsten von Samaria und sprach zu ihnen: Wo ist Naboth? Steinigt ihn. Er hat Gott gelästert.

Die Edlen des Volkes liebten ihren König. Sie ergriffen den Naboth, führten ihn vor die Stadt und steinigten ihn.

Jesabel aber lief zu Achab, hieß ihn fröhlich sein und führte ihn in den Garten des Naboth.

Wieder floß an der Tafel Achabs der süße Wein. Denn Josaphat, der König von Juda, war in Samaria, und vor den Toren lagerten seine Krieger.

Benhadad stand vor Ramoth in Gilead.

Josaphat sah über das Lächeln der Königin und stotterte: Benhadad hat Juda und Israel vereint. Der Herr hat die Jahre seiner Erstarkung geschehen lassen.

Achab aber schwieg.

Unter den Blicken Jesabels sank Josaphat zusammen. Seine Worte schwanden im Flötenspiel.

Josaphat schrie: Vor dem Tempel in Jerusalem drängt sich das flüchtige Volk. Es wird keinen Stein lassen in Juda und Israel.

Achab richtete sich auf und lächelte.

Achab, seine Boten verkünden die Rache an dir und deinem Haus.

Benhadad hat keine Macht über mich.

Da rief Josaphat die Propheten.

Micha trat zu Achab und sprach: Ziehe nach Raboth in Gilead. Der Herr wird den Sieg in deine Hand geben.

Achab schüttelte verächtlich das Haupt.

Benhadad hat keine Macht über mich.

Obadja trat zu Achab und sprach: Ziehe mit deinem Volk und dem Volke von Juda gegen Benhadad. Der Herr wird ihn schlagen.

Achab schaute hinaus über das drängende Volk und die Zelte Josaphats und über alles blühende Land und schüttelte das Haupt.

Da schrien die Propheten: Der Herr wird Achab schlagen und sein Haus.

Achab verzog keine Miene.

Das Volk rief: Heil Josaphat, König von Juda. Hilf uns gegen den Aramäer.

Achab zuckte zusammen.

Draußen lärmte das Volk.

Josaphat saß gebückt und demütig.

Achab rief keuchend: Führt Micha und die Seinen hinaus. Kerkert sie ein und labt sie mit dem Wasser der Trübsal, bis ich zurückkehre und den Sieg verkünde.

Seine Stimme klang hart, daß das Volk still wurde und zerstob.

Elias machte sich auf und fand Achab im Garten des Naboth.

Der König rief ihm entgegen: Mein Bruder Elias, der mir Böses prophezeit.

Elias sprach: Achab, du hast mich von dir gewiesen, als ich die Priester des Baal schlug. Jetzt spricht der Herr: Gehe hin zu meinem Diener Achab, er soll König sein über Juda und Israel.

Ich habe manches gegen dich gefehlt, Elias, aber für dich blieb immer ein Platz neben mir frei.

Denn, spricht der Herr, Achab ist größer als alle Könige vor ihm und sein Arm ist stark gegen die Feinde seines Volkes.

Aber mein Volk ist nicht mir mir.

Achab – noch immer sind die Priester des Baal in Samaria, und an Jesabels Tisch sitzen die Priester der Astarte!

Da ereiferte sich Achab: Aber auch Jesabel ist ihr Bruder Elias willkommen.

Elias schrie: Der Herr hat die Weisheit deiner Propheten getrübt, und er spricht zu mir: Gehe hin zu Achab, denn ich will nicht, daß er verderbe.

Achab schwieg.

Von den Toren kam Waffenlärm. Das Volk drängte zum Aufbruch.

Achab sprach leise und stockend: Elias, der du mir nahe warst, blick auf zu mir. Alle Schönheit wollt ich dem Volke geben und hinaufwachsen mit ihm bis zum Herrn – zu deinem Herrn.

Elias blieb stumm.

Achab sprach drängender: Und alle sollen frei sein und hinaufgreifen in die Gärten der Zeit, daß sie ein Strahl alles Lichtes wärme.

Elias blieb stumm.

Da schrie Achab: Elias – laß mich nicht zweifeln an meinem Volk – und zerriß seine Kleider.

Elias richtete sich auf.

Das Blut des Naboth kommt über Dich. Die Hunde werden Dein Blut lecken.

Aus seiner Stimme schlug Zorn gegen den König.

Aber Achab blieb unbeweglich.

Sein Antlitz war ehern und kalt.

Er fühlte, wie Elias langsam von ihm ging.

Seine Blicke folgten und gingen weit hinaus und zwangen der müden Sonne ihren Purpur und es war, daß Elias auf feurigem Wagen ihm entschwand.

In Jesabels Kammer flackerten Kerzen.

Achab trat ein. Seine Blicke wurden weich. Er trat zu Jesabel und legte sich zu ihr.

Achab, hast Du bedacht, was die Boten sagen, daß Benhadad seine Streiter nur gegen den Wagen des Königs schickt. –

Achab lächelte.

Achab, hast Du bedacht die unermeßlichen Schätze in Sidon und zahllose Streiter, neunmal soviel als die Aramäer. –

Achab lächelte.

Achab – wird einmal jeder Dein Bruder sein – Achab – sie stockte.

Die Kerzen flackerten. Die Tore sprangen auf. Die Pfeiler wuchsen. Die Haine sangen. Die Nacht zerriß. Feuer loderte und trug ein lächelndes Glück zu den Sternen, zart und zitternd und todeswund.

Gegen das Getümmel des Kampfes stritt ein Schrei.

Um den Wagen Josaphats, drängten sich die Streiter, eine Mauer schob sich vor, daß Josaphat auf die Knie sank und schrie.

Benhadad rief: Laßt ab. Der ist es nicht. Alle ließen von Josaphat ab.

Achab aber kämpfte ohne Mantel und Zeichen. Sein Wagen drang vor und riß die Seinen mit sich.

Achab sah keinen Widerstand, blickte auf und ringsum.

Da traf ein Pfeil zwischen Panzer und Wehrgehänge, daß das Blut rann.

Joas, der Wagenführer, rief: Mein Herr und König, verlasse die Reihen, daß ich die Wunde verbinde.

Achab stand hoch aufgerichtet, starr. Trieb vorwärts. Das Blut rann.

Joas warf sich vor ihm nieder: Achab, erbarme Dich Deines Volkes.

Achab hörte nicht. Trieb vorwärts. Das Blut rann.

Da schrie Joas: Wehe über Israel – und stieß sich das Schwert in die Brust.

Achab trieb vorwärts und erschlug zehntausend Feinde. Das Blut rann.

Der erste Schatten der Nacht warf Achab entseelt zu Boden.

Ein Aufzucken ging durch die Reihen.

Die Flucht.

Stürmte feldein, durch brennende Haine, durch die Tore von Samaria, hinauf die Stufen zum Palast, ergriff Jesabel und warf sie hinunter auf die Speere – die Kinder – und schlug sie um die Ecksteine des Palastes – – –

Und alles Volk befiel eine dumpfe Schwere. Eine Stille ließ jeden von dannen schleichen – – –

Schrien die Propheten: Der Herr ist gekommen über Achab und sein Haus – – –

Das armselige Pack!

W. WINITSCHENKO. EHRLICH ZU SICH SELBST. Roman

Dieser Autor erhebt sich über die pädagogischen Schmarren eines Kuprin und jener slawischen Schriftstellerinnen, die sich mit Sexualproblemen befassen. Er konzentriert den Sozialismus von einer Magenfrage zu einer Sache des Erlebens und stellt sich damit in die Reihe der Wenigen, die weiter westlich eine neue Ethik zu propagieren unternehmen. Sein Roman „Ehrlich zu sich selbst" greift in die entscheidende Beunruhigung der Frau ein, die der Prostitution. Der Held fordert in einem Manifest an die Arbeiter etwa: Wisse, daß du zu deiner Schwester gehst! Bedenke, daß dein Selbstvernichtungstrieb noch lange nicht das Recht hat, Mitmenschen als Werkzeug zu benutzen. Dieser Held ist Fanatiker. Mit einer Tendenz gegen die Intellektuellen. Er erreicht, daß einer hingeht, ein Professorenkolleg in die Luft zu sprengen, daß eine Familie zusammenbricht, daß Dara, die Frau eines sozialistischen Familienkrüppels, selbst den Konflikt löst. Sie begibt sich in ein Hotel und läßt durch den Kellner einen Herrn ins Zimmer bitten. Sie bietet 10 Rubel, und es ist psychologisch hervorragend, wie Portier, Kellner und der beglückte Student die Dame nachher mit tiefen Bücklingen zum Wagen geleiten.

Immerhin wird in diesem Roman nicht gerade Nebensächliches nur flüchtig gestreift. Sein Programm ist erst geschlossen, wenn er offen von der Notwendigkeit des Inzests spricht und Stellung zu lesbischen Beziehungen gewinnt. Das Verhältnis Mirons zu seiner Schwester (die eine Prostituierte ist) und Daras zu beiden drängt nach dieser Klarheit.

Winitschenko ist eine frohe Verheißung. Er vertritt, wenngleich noch zaghaft, da belastet mit den Schlacken des Alten, die neue Rasse, die aus den bestehenden sich kristallisiert. Er bringt jenen glühenden Optimismus, der rücksichtslos alles zu Boden schlägt und (im Schlußwort) auf den Trümmern jubeln kann: „Küsse mich!"

KARDINAL KOPP

Die Nekrologe der Tagespresse hoben mit seltener Einmütigkeit als Verdienst dieses großen Mannes Begleiterscheinungen hervor, die nach seiner Stellung Selbstverständlichkeiten waren. Ein treuer Sohn des Papstes, ein guter Deutscher, mildtätig für die Armen, treusorgender Vorgesetzter, friedensliebender Diplomat usw. – Diese Idealbilder subalterner Gehirne wirken an sich und im Zusammenhang mit Kardinal Kopp besonders peinlich. Der Entschluß einer wie immer gearteten Individualität, die Würde eines Fürstbischofs zu tragen, schließt die Überwindung jener Klischees bereits in sich.

Man versucht darüber hinwegzuschweigen, daß Kardinal Kopp dem die Glaubensidee zerbröckelnden Modernismus in Deutschland den Garaus gemacht hat dadurch, daß er mit aller Entschiedenheit in seiner Einflußsphäre auf der Aufrechterhaltung von Konvikten und Alumnaten bestand, daß er auf Universitäten, wo die Theologiestudierenden die ersten 4 Semester einzeln, sozusagen draußen in der Welt lebten, diese Konvikte wieder einführte, und daß schließlich im letzten Jahrzehnt sein Bestreben dahin ging, mit diesen Internaten bis in die Gymnasien hinunterzugehen.

Diese ungeheuer große Tat, die durchweg im Klerus ungünstig beurteilt wurde, scheint Vorbild und Bestätigung einer kommenden glücklichen Zeit, die um den Glauben an die alles erlösende Liebe sich kristallisieren wird.

Sie beweist die innerlichst durchlebte Überzeugung, daß eine Probe auf die Balance widerstrebender Instinkte inferior bleibt, daß der erste Blick des Menschen in diese Welt entscheidend ist für die Qualifikation einer um die Menschenliebe getätigten Selbstaufopferung, einer dienenden Hingabe an die Idee eines Gottes zur Selbstübernahme des die Menschen erdrückenden Leides.

Sie beweist, daß das Priestertum den Adel individueller Intensität im Erleben der Welt für eine Idee heute und in allen Zeiten beibehalten soll.

Es ist müßig, in diesem Zusammenhange die Frage zu untersuchen, wie weit die Konzentration der aus diesem Glauben quellenden Wucht auf eine bestehende Religion der

Erlösung jener durchlebten Intensität entspricht, wie weit dann die Seligkeit des Opfers allen Menschen über alle Zeiten gegenwärtig bleiben wird, zumal die heutigen Religionssysteme in ihrer Überwindung des aus dem Alleinsein stammenden Schuldgefühls der Allgemeinheit etwas greifbar Drittes bleiben, d.h. diese Konzentration doch nur scheinbar ist, dem Mitmenschen meistens unberührbar, zerfließt.

Zu sagen ist, daß ein Mann für immer die Augen geschlossen hat, dessen Stimme in der vorbereitenden Krise der Entscheidung um die Erlebensmöglichkeiten dieser Welt unersetzlich ist. Auf einer scheinbar so gegensätzlichen Seite – ein Bundesgenosse!

DIE TELEPATHEN
Eine Novelle

I

Durch jede Bar in Mont Oliver zwängte sich der fatale Pfiff. Den ganzen Sonntag fuhr der Garrison Fellow von Eastend Pittsburg mit der Untergrund nach Mont Oliver hin und her, saß in der Bar einer Galizierin und auch in einer anderen Bar und noch einer anderen Bar und dachte manchmal, daß er sich wiederum betrinken wird und wieder seine sieben Dollar Strafe zahlen muß. Aber überall saß der eine von den Seidels aus Tarnow, einen ganz spitzen Kopf mit einer Hakennase, runden kleinen Filzhut und sah ihn durchbohrend an. Und ging weg, wenn er, der Anton Groß, der Garrison Fellow, auf ihn zu wollte oder es sogar soweit war, daß man den Groß, der doch gar nichts getan hatte, hinauswarf. Es war eine weitverzweigte Gesellschaft, die ihre Netze um ihn gesponnen hatte. Vorigen Sonntag wurden acht kleine Mädchen mit Steinen geworfen, erinnerte er sich, während er immer noch einen Wisky trank, alle Leute zeigen auf mich. Er ging dann in ein Bordell, und dann noch in eines, und vielleicht auch noch in ein anderes. Blieb dann, das erinnerte er sich genau, bei zwei Mädchen, die ganz in schweren roten Tuchen waren – wie in Museumsteppichen eingehüllt, fand sich dann wieder in Eastend, ging die Treppe zu seiner Wohnung im zweiten Stockwerk hinauf und bekam dann einen Stoß ins Genick, daß er kopfüber hinunterfiel.

Am anderen Morgen mußte er durch eine johlende und pfeifende Menge hindurch zur Garrison-Toundry und hörte immer von einem John Groß, Lustmord an Prostituierten, wußte, daß er es unmöglich gewesen war, sondern vielleicht ein Seide!, oder der Kumanitzky aus Freudenstadt oder ein anderer von den Telepathen, deren geheime Absichten er selbst aus Veranlagung kannte und mithören mußte und die ihn jetzt verdächtigen wollte. Außerdem hörte er auch sagen, der „Velvet colour" und gerade er hatte früher einen Sammetkragen an einem Paletot getragen, der ihm aber gestohlen worden war. Der Ingenieur lachte ihn aus und sagte, er hätte nichts gehört. Außerdem bekam er zweihundert Dollars ausgezahlt als erste Rate für ein Patent zur Signalisierung von Schlagwettern. Hier komme ich noch gut fort, dachte er, auch wenn man schon das

John gefälscht hat. Er packte sofort seine Sachen und fuhr nach Washington. Ihm gegenüber saß allerdings ein Mann, der genau so aussah wie jener verfluchte Ribarski aus Kaschau in Ungarn, der über sechs Monate mit ihm in der Westinghouse Electric & Manufacturing Co. gemeinsam an der Hobelbank gestanden war. In Washington hatte er aber nichts zu bestellen und fuhr gleich weiter nach Brooklyn. Hier mietete er sich bei einem galizischen Juden ein, wurde aber dann betrunken gemacht, so daß er das Boardinghouse nicht mehr fand und alle seine Koffer und der größte Teil des Geldes verloren waren. Auch wurde in der Fulton Street ein gemeiner Meuchelmord an einem jüdischen Mädchen verübt, den man ihm, wie er deutlich merkte, in die Schuhe schob. Er riß sich zusammen und ging aufs österreichische Konsulat, bekam einen Ausweis auf den Namen Josef Kratky für das Austrian Home und blieb dort einige Tage. Inzwischen wurde auch ein Raubmord auf einen Juwelier verübt, der ihn aber schon gar nichts mehr anging. Er bekam Arbeit in einem Restaurant auf Coney-Island, mußte aber schon am nächsten Tage fort, da vor der Tür ein Mann stand, der fortwährend etwas über einen gewissen Josef Kratky ausschrie. Jetzt wußte er, daß es auf Leben und Tod gegen diese Bande von Mördern ging. Er trieb sich eine Zeitlang in den Parks herum, von Hoffmanns Agentur wurde er zeitweilig als Farmarbeiter geschickt, bis er dann bei seinem Landsmann Schauderna, der aus Dzieditz stammte und Hausmeister in der Bronx 178 Street West war, Aufnahme fand. Wenige Tage später, als er gerade den Steg kehrte, zischte eine Kugel an ihm vorbei, bohrte sich in die Mauer und brachte ein hohles Schmatzen mit, das sich schnell ins Ungeheure blähte und dann zerriß. Er lief auf die gegenüberliegende Seite, fand dann einen Mann, den er in einem Pittsburg-Kino schon gesehen hatte, Hakennase, kleinen Filzhut, ähnlich dem Karl Wiesnar aus Mährisch-Ostrau, der seiner Schwester nachgestellt hatte, ließ ihn verhaften – der hatte dann plötzlich einen weißen Bart und war ganz krumm, so daß die Polizei nicht wußte, woran sie war. Auch der Schauderna wurde unruhig. Es ging noch ein paar Tage. Der Anton telefonierte an die Polizeistation. Er schrieb Eingaben mit genauen Personenangaben. Er skizzierte die verschiedenen Örtlichkeiten. Er zählte alle die Verbrechen der letzten Jahre auf. Er trug die geplanten Attentate weiter,

die er nachts hören mußte. Bis ein Sanitätswagen mit Polizisten kam, der ihn holte. Er dachte, bitte – und krümmte sich in ohnmächtiger Wut. Ein verkleideter Arzt, falsche Polizeimänner. Im Krankenhaus wurde er untersucht. Man schrieb wieder „John Groß", daß er hätte weinen mögen. Ein Wärter versuchte einen homosexuellen Akt. Er sagte ruhig: My tail is allright. Der andere ließ ab. Er hätte doch nichts tun können, nur ruhig bleiben, dachte er, ich kann gegen diese alle allein nichts ausrichten. Man läßt mich verschwinden.

So hatte er auch Erfolg. Er wurde auf die „Kronprinzessin Cecilie" gebracht und fuhr schon eine Woche später von Hoboken ab. Vorher hatte man noch den neuen Rasierapparat gestohlen.

II

Anton Groß sah auf dem Dampfer viele Bekannte. In allen Klassen. Auch als Stewards, Maschinisten usw. Sie trugen lange Nadeln bei sich und suchten ihm Gift zu injizieren. Er hatte aber früher täglich seinen Körper mit Quecksilber eingerieben, so daß sie nichts ausrichten konnten. Auch war ein Pfleger aus Central Islip auf dem Schiff, der überall über einen Josef Kratky und John Groß etwas herumerzählte. Ferner war da eine Jüdin. Diese war aber der Sohn des Lehrers Wisniowsky aus Wojnicz, möglicherweise auch der Sodafabriksbeamte Pfeiler aus Mährisch-Ostrau. Man wird aus den Schiffslisten das Nähere feststellen können.

In Bremerhaven sprach man bereits von dem Garrison-Fellow als einem Bekannten. Die Straßen wimmelten von Leuten, die ihn beobachteten und den entscheidenden Schlag führen wollten. Er bekam insgesamt achtzig Mark ausgezahlt und die Fahrkarte nach Biala. Er ging zunächst in eine Wirtschaft und trank ein paar Glas Bier. Gegenüber glaubte er seinen Freund Stefan Schönherz zu sehen. Er will mir noch helfen, dachte er gerührt. Ich allein aber weiß nur, um was es sich handelt. Ich bin Mitwisser. Noch denselben Abend fuhr er weiter nach Breslau. Er stieg erst ein, ging dann wieder durch die Sperre hinaus, kletterte über einen Leerzug und kam von der geschlossenen Seite durch ein offenes Abortfenster wieder in den Zug hinein. Er blieb längere Zeit im Abort und lachte vor sich hin. Es half nicht viel. Er wurde über sich selbst wütend.

Wie kann ich ihnen denn entwischen, schalt er sich – eine fixe Idee. Er machte dann den Schaffner, der zweifellos ein falscher und verkleidet war, auf den oder jenen, die im Zug drinnen saßen, aufmerksam. Es half natürlich nichts.

In Breslau hätte er für einige Stunden Aufenthalt gehabt. Aber die Beobachtungen wurden unerträglich. Er fühlte, er würde die Heimat doch nicht mehr erreichen, es würde noch unterwegs geschehen. Er war völlig eingekreist. Er beschloß zunächst in Breslau zu bleiben. Es war schon weit im Dezember. Überall lag Schnee. Die Stadt schien ausgestorben. Das Leben ging träge. Er wohnte in der ersten Nacht im Sächsischen Hof. Am andern Tag ließ man ihn nicht mehr hinein. Der Kellner, der Portier, alle waren verständigt oder schon vorher im Bunde. Sie sahen ihn von oben bis unten an und wiesen ihn hinaus. Er mußte geradezu fliehen und ließ den Koffer mit seinen letzten Sachen zurück. Er schlief die folgende Nacht in der Halle für Auswanderer. Die nächste trieb er sich in den toten Straßen herum. Immer Tritte hinter ihm her, neben ihm Flüstern, Scharren. Am andern Tag nahm er einen Fiaker, ließ ihn kreuz und quer fahren. Acht Wagen fuhren hinter ihm her. Er suchte ein Telegrafenbureau, er wollte seine Eltern herrufen. Er fand keins. Er lächelte wie zum letztenmal vor sich hin. Er befühlte noch einmal ruhig seinen sehnigen Körper. Er saß lange Zeit bei einer furchtbaren Kälte auf einer Bank. Er war bei weitem nicht erschöpft, sondern fest entschlossen, erbittert. Da geschah, daß er an der Lohe-Brücke angegriffen wurde. Ein Polizist schlug ihn über den Kopf. Er wehrte sich. Der Mann lief fort. Er sah noch, wie dieser verkleidete Polizist seine Uniform und einen weißen zweiteiligen Bart über eine Türklinke hing und flüchtete. In dieser Nacht bekam er wieder ein Zimmer, Hotel Stadt Frankfurt. Man ließ ihn anstandslos hinein. Er besaß jetzt zwei Revolver und sehr viel Munition.

III

Es war jemand, der eine Minute zu den anderen legte. Jemand, der immer wieder um das Zimmer oder das ganze Haus aufhorchend herumging und seufzend wieder etwas anfing. Es war jemand, der unhörbar die Treppen hinauf und herunter schlich, den Korridor entlang tastete, mit ganz leiser Hand über die Klinke strich. Jemand, der vom Boden fein durch die Dek-

ke bohrte, daß das Rieseln in dem Rattern einer vorbeifahrenden Tramway unterging. Es war jemand, der in gleichmäßig hinkendem Rhythmus wie das Tropfen einer Wasserleitung in einer undurchsichtigen Ecke einen Röntgenapparat in Stellung brachte, und jemand, der hell aufhustend zirpende Signalpfiffe überdeckte.

Anton Groß dachte, ich bin in die Falle gegangen. Nur zu. Einmal muß es doch sein. Das Bett stand noch unberührt. Er stand aufrecht mitten im Zimmer. Er stieß scharf an den Tisch. Vom Nebenzimmer kam ein Geräusch. Dann Flüstern. Er fühlte, wie jemand gewürgt wurde. Hörte sehr deutlich, den Stich hast du, den du. Der Anton wand sich vor jähem Schmerz. Spürte einen Frauenkörper, den jemand mit dünnen Nadeln durchzog. Hohnüberlegen atmend: Garrison-Fellow, Garrison-Fellow . . .

Er fühlte starr: jetzt! Er schlich zur Tür. Lauschte. Blut tropfte, rieselte, kicherte. Er schoß zweimal durch die Tür. Ach – befreit! Die Stille kroch. Er riß dann das Bett auseinander. Verrammelte die Tür. Umwickelte sich die Matratze. Zündete die kurze Pfeife an. Patronen alle heraus. In jeder Hand einen Revolver. Es klopfte schon. Er schoß. Ein einziger rannte hin und her. Eine quäkende Stimme. Anton ging zur Korridortür, schloß auf und trat noch einmal hinaus. Er gab laut eine Erklärung über die Absichten und Listen dieser Mörderbande ab. Aus dem Dunkeln wollte ein dicker Mann auf ihn zukommen. Er schoß. Ein Seidel, der als Liftboy verkleidet war, lud dem Dicken einen Revolver. Er hörte jetzt Rennen und Schlürfen. Später erinnerte er sich, wie viele Minuten dann noch alles still war. Sie wollen mich abziehen lassen, dachte er. Aber er blieb jetzt auf dem Posten. Diesmal hab' ich sie, versicherte er sich. Er zog sich wieder zurück und wartete. Beide Türen fest verschlossen und verrammelt. Endlich hob sich eine Tür. Er schoß. Diesmal zischten ihm Kugeln um die Ohren. Die Tür fiel krachend zusammen. Eine Blechwand schob sich vor. Es wurde von beiden Seiten unaufhörlich geschossen. Sie standen sich unbeweglich gegenüber. Draußen blieb alles still. Da wurde von draußen die Scheibe eingeschlagen. Er kauerte sich auf den Boden, verbarg sich in den Trümmern. Welche stiegen durchs Fenster. Die Wand schob sich wieder vor. Er schrie nicht. Er feuerte weiter. Er

bekam einen Schuß in den Kopf. Das rechte Kinn wurde zerschmettert, einen Schuß in die Leiste, zwei Schuß in den Arm, einen Schuß ins Knie. Er blieb stumm. Er kauerte am Boden. Rote Brüste wogten. Dann fiel alles über ihn zusammen. Er wollte noch etwas schreien. Er erinnerte sich dann, daß er auf dem Seziertisch lag. Ein kleiner weißhaariger Mann zitterte um ihn herum. Er hörte auf sich einsprechen. Ich habe nichts zu gestehen, fühlte er dumpf. Denn er erinnerte sich, diesen Greis in Philadelphia als Barkeeper stämmig und aufgedunsen gesehen zu haben. Er gab keine Antwort. Er erbot sich, zwei Wochen später der Breslauer Polizei eine aufklärende Darstellung zu geben. Das war im Januar 1912.

IV

Man hatte noch keine Zeit. Es ist noch nichts geschehen. Spätere Aufrufe verpufften. Man konnte lesen: „Der Verputz der Mauer wird entfernt, in die Mörtelfugen des Mauerwerks des Nebengebäudes kleine Löcher gebohrt und verdünnte Salpetersäure in die Löcher gespritzt. Durch ein kleines Loch im Plafond beobachten die Schurken alles, was im Raume vorgeht, können alles sehen, lesen, ja sogar fotografieren. Durch das Loch wird gegen das Opfer eine vergiftete Nadel mittels einer kleinen Maschine geschossen. Sie benutzen Schlangen- und Leichengift oder Syphilis-Gift und Paralytiker-Blutwasser, Tuberkuloselösungen und das Pfeilgift der afrikanischen Galla-Neger, das progressive Abmagerung hervorruft. Alle Krankheiten entstehen so. Ärztliche Diagnosen sind wirkungslos. Sie wissen ja nichts." Ferner stand da: „Gegen Mädchen und Frauen gehen sie mit einer Raffiniertheit vor, bis sie es soweit gebracht haben, daß sie ihnen willfährig werden. Sie graben Kanäle bis in die Bade- und Schlafzimmer. Sie machen als Frauenzimmer die Bekanntschaft der ausgesuchten Frauen und Mädchen, füttern sie mit Backwerk und Flüssigkeiten, denen sie ihre Mittel beimengen. Verkäuferinnen, Arbeiterinnen und so weiter werden verführt, in ein Bordell gesteckt und nach dreijähriger Tätigkeit in Kellern ermordet. Andere Mädchen werden mit Geld ausgestattet, müssen dann Beamte des Staats, Kommunalbeamte, Polizisten, Gendarmen, Briefträger und so weiter heiraten und spionieren."

Die Pyramide des täglichen Lebens ist bedroht. Es bohrt,

reißt, frißt um den Gedanken der Stunde. Schlaf ist durchleuchtet, Wünsche werden nutzbar gemacht. In einem Netz zappelt jedes Opfer. Mensch, wehre dich! Ein Fels stürzt hernieder. Der Boden wankt. Gelächter. Verrat. Wollust. Und wenn du –

II.

. . . ZUR ÖFFENTLICHEN ANGELEGENHEIT – PARADIES VERDUN UND DAS GROSSE GESCHÄFT 1914 – 1917

Tanzten schwarze Ringe.

Durch das Zittern in der Luft, daß alle Bäume sich hinaufrecken und die Knospen springen, geht die Frau. Verwachsen mit dem dampfenden Boden, ein flimmernder Kelch. Die Sonne treibt vorwärts, die Trambahn hält. Eigentlich hat sie gesagt, sie wird bald zurückkommen. Die Trambahn fährt. Die Frau trägt Bücher im Arm. Auch Briefe: Ich denke immer an dich, ich bin hineingewachsen – schrieb sie vor Jahren. Ihre Briefe. Aber der andere wartet. Auch der eine. Sie fröstelt. Sie rückt hin und her. Sie schaut über die goldenen Häuser auf die Wipfel, die sich im weiten Blau schaukeln. Morgen werd ich's ihm sagen. Er wird sie durchdringend ansehen. Sie ist als Kind die Straße hastig auf und ab gegangen. Der andere fürchtet sich sehr. Er schweigt, wenn sie nur den Namen nennt. Er wird traurig, sieht sie hilflos an. Er fragt, weiß er denn, daß du bei mir bist? Aber es ist etwas an ihm, das sich schnell verkriechen möchte. Sie kann ihm nicht antworten. Oder sie muß lügen. Sie wird ihn allmählich aufblättern. Er soll alle Wärme und Schönheit haben, daß er zu ihm und ihr hinauf gedeihen mag. Er trägt seine hohe Stirn gegen das Gesindel. Vielleicht, daß er noch gegen diese Welt streitet. Und siegen wird, ohne sich umzusehen. Ihm ein Kamerad werden. Sie hob mit einem Ruck ihren Kopf. Sie wurde rot. Wollte sich umwenden. Befreit aufatmen. Vielleicht laut sprechen. Aber sie merkte, daß alle Leute sie haßten. Um so besser.

Sie war daran, mit dem Blonden ein Nest zu bauen. Und die Kinder werden dann alle miteinander spielen. Sie besucht mit ihm Konzerte. Über alle Stimmen, die sie trafen, hinweg glühte ein Klang, der wuchs, sich wölbte zu einem Dom und sie verschlang. Wie in Zeiten, da alles um die Menschen herum noch stark war, daß sie sich selbst nicht merkten. Er blühte ihr entgegen, aus Chorälen, die sie gemeinsam sangen. Er schwebte vor ihr, wenn sie sich in die Augen sahen. Er strahlte über sie, wenn sie die Straße entlang gingen. Der eine merkte dies alles und wurde unruhig, daß sie nicht zu ihm sprach. Ich fürchte, du wirst alles zerstören, wenn du nicht zu mir sprichst. Er beunruhigte sich. Er sprach hart und abgerissen. Er ging mit ihr dieselbe Straße entlang. Er sprach von Chorälen. Er sprach von

dem Klang. Da spuckte sie aus. Sie wies auf Vorübergehende, die sich nach ihr umsahen. Sie schrie: Schweine, Säue und Ähnliches. Die Leute blieben stehen. Sie ballte die Fäuste, sie zitterte. Er merkte, daß sie ihn ganz vergaß. Er redete auf sie ein. Er hielt sie eisern umklammert, als sie einer fremden Frau nachstürzen wollte. Die Augen quollen hervor, dann weinte sie lautlos. Unaufhörlich. Beängstigend. Sie hörte, wie er sagte, zu jeder Reinheit gehört eine Sicherung, sie kann niemals zufällig sein. Er sah, wie sie darüber hinwegglitt. Später hörte sie demütig seinen Entwicklungen zu. Er muß vorher alles wissen, man kann nicht auf seine Kosten leben, Bezahlung schwächt. Er erinnerte sich, daß sie ihn vor einigen Tagen einen Heiligen genannt hatte. Er erinnerte sich, daß sie ihn scheu gestreichelt hatte. Er war still geblieben, die Zähne zusammengebissen. Gestöhnt, warum sagst du mir nichts. Sie fällt wieder zusammen, vermorscht, klagt und muß um Hilfe winseln. Er wird wieder Wärter sein. Eine Glut war über ihm zusammengeschlagen. Er hätte sich quälen mögen, um sie zum Sprechen zu bringen. Er blieb einsam. Und wollte es nicht. Und durfte es nicht. Sie stöhnte zwischendurch, ich bin so dreckig, ich bin ein Hund. Er lauschte. Aber sie sagte nicht: verzeih. Sie schmähte den Blonden. Er widersprach. Er ist schuldlos, du hast ihn genommen. Sieh, daß ein Ende wird. Sie weinte lange. Er sprach viel. Er verteidigte ihn heftiger, aber er schloß immer, der soll sich beweisen . . . Es war, als ob sie den andern schützen müßte. Er kann sich nicht beweisen, dachte sie. Er ist noch so schwach und klein. Nun gut, hätte er da schließen wollen. Aber sie ging aus seinen Armen und lächelte scheu. Er blieb gebannt stehen. Er brachte keinen Laut hervor. Alles Blut drängte sich zusammen. Er blieb zusammengekauert. Sie war sehr lange aus. Er wühlte sich in die Kissen. Ich hab euch lieb, fühlte er und zuckte.

Es half nichts, daß ihm war, als müßte er ersticken. Daß er verbrannte. Er blieb angeschmiedet und ohne Waffen. Er erinnerte sich, daß sie gestern gewünscht hatte: Eine Stube voll Jungerle. Er erinnerte sich, daß manchmal ihr Gesicht hohl und wie entschwunden war. Hergerichtet zum Schlag und unempfindlich. Er wurde nicht erlöst, das Feuer prasselt. Eine furchtbare Angst war um ihn: ich bin ausgestoßen. Da tauchte eine Tote vor ihm auf, der sein Wesen unaufhaltsam zuströmte.

Er dehnte sich beglückt. Er wurde ruhiger. Er merkte, wie sehr er mit einem blassen lustigen Gesicht verbunden war. Er sah dünne goldene Haare, einen flimmernden bleichen Körper. Er mußte ein quälendes Gefühl zurückscheuchen, daß er sie bedrückend empfunden hatte. Ihre Nähe war heiß und fiebrig. Auch glitschig. Aber er sah jetzt in eine Werkstatt. Er sah ihre Kräfte an der Arbeit. Ihn schmieden. Dort war sein Leben. Er versank in ein wohliges Träumen. Er kroch ganz in sich zusammen. Er hörte die Schritte der Frau und wühlte sich tiefer ein. Er hätte rufen mögen, jetzt wenigstens laßt mich in Ruh. Da bebte er in Erschütterungen. Wie Nebel über dem Waldhange sich wölbt, zerreißt und sich wieder fängt. Er quälte diese Frau, er drängte ihr ein Leben auf, das in einem dunklen Land verankert war. Vor dem sie zitterte. Sie liebt die Sonne. Sie umspannt das weite graue Feld. Sie ist im quellenden Wasser, in den Katarakten des Stromes. Sie will leuchten und Glück sein . . . Er versank in ein dumpfes Weh. Und doch merkte er noch, wie er daran ging, sich aus dem Drohenden, Ungeheuren Kräfte zu ziehen. Er sah sich panzern. Die Augen ausschlagen. Sein Weg ging steil und schmal. Er fühlte, jeder Schritt ist gegen die Welt. Gegen das Glück. Gegen alles höchstes Leben. Und doch . . .

Aber er mußte es ablehnen. . . .

Denn er mußte es ablehnen, ein Krüppel zu sein.

DIE VERTRUSTUNG DES GEISTES
Eine Ankündigung

Ich gebe in diesen Tagen mit den Worten des Thomas von Kempen: Warum suchst du Ruhe, da du zur Unruhe geboren bist? eine Schrift heraus, die vorbereitende Arbeiten zur Vertrustung des Geistes enthalten wird.

Die Zerfaserung plumper Erscheinungsformen nach einem zentralen Bewegungspunkt rückwirkend, gegenseitig Wirken und Wirkung in der Spanne haltend – es gibt keine Ursache – mit der Möglichkeit, sichtbar werdende Kraft zu steigern, die Standard Oil Company, Singer Nähmaschinen, Scheidemantel Knochen und Leim, Manoli Mandelbaum –

Auch die Zwischenbewegung, strebendes Nebenprodukt, Riemen, Kurbeln, Dynamos, das Geld – Karczynski, Morgan, Henkel-Donnersmark, Cahn und der Buketthopper Louis Hirsch – Noch mehr: Schulfibeln, Oberlehrer, preisträgerische Litèraten, Aufbrüchige, Monopol-Theater und Programme.

Alles schon ganz schön.

Lassen Sie das beiseite. Nirgends hört man jetzt mehr: Wenn ein Mädchen einen Herrn hat, sondern das viel feinere, das ganz andere. Der Gin ist bewegungslos geworden. Fängst an zu stinken. Auch schon ganz schön.

Aber die Leute werden doch noch nicht genügend daran glauben. Noch nicht genügend, höchstens ein bissel.

Flotter: Das Gegenständliche vertrusten, heißt sich ängstlich im Kreise drehen, die Bewegung – führt auch nicht viel weiter, nein: das Klischee von 1890: Geist, von 1915: Ich, besser: ich.

Weiterhin: Hier wird keine Musik gemacht; wird darauf hingewiesen, daß das Auseinanderfalten des Menschen, des sich windenden, bäumenden, in die Höhe stoßenden, schreienden Menschen, des sich einwühlenden, zitternd satten Andern, des Mitmenschen, der Bäume, Steine und Nebel hier und da den Ton findet und festhalten soll. Daß der *Zwang* dieser Einstellung in der Auflösung der verstaubten seelischen Verknotungen der selbstgewebte glücklich gespenstische Vorhang ist, hin-

ter dem die Scham der Menschen hockt, die sich immer noch geweigert haben, geboren zu werden, daß man sie zerren muß –

Die treibende Wucht der Menschen – *Freude* dieses Paradieses, daß du und ich atmen – wird frei!

Nicht sich mehr an schillernde Erscheinungen klammern. Verzierungen, wozu um sich schlagen. Nicht soviel Wesens davon machen – wird sich einem zuleben, um den Menschen herum sein, lieben und beglücken, daß der Mensch aufschreien wird –

Das Leben . . . der Tod ist ein Vorhang, eine großartige Erfindung, solange noch die Unsicherheit usw.

Aber: Es gibt keinen Tod. Halt, niemand stirbt in der Tat. Ich weiß das.

Wirf dich weg!

DIE NOT DES PETER GNYP
Eine Novelle

I

Die Schwester Anne-Marie hatte sich in den sechs Wochen Urlaub wenig erholt. Sie wird in den nächsten Tagen wieder ins Feld gehen. Sie erzählt die gleichen Begebnisse noch einmal. Noch hastiger, noch verschwommener, und der besagte Trainkommandant ist noch mehr im Mittelpunkt. Er wird Augen machen, wenn er sie wieder im Spital sieht. Er wird ihr wieder verbieten, Zigaretten zu rauchen. Er wird eifersüchtig schauen auf den Herrn Leitenant, den Herrn Accis, die Herren Ärzte. Wird auftrumpfen gegen den Herrn Kurat und den Herrn Oberstabsarzt. Gegen den hat sie es sich schriftlich ausfertigen lassen, daß sie mit ihrem Verlobten zusammen sein kann. Und überdies will sie sich noch erinnern, wie sie wutzitternd hinter dem Baum gestanden ist und die ganze Nacht dem Oberstabsarzt aufgelauert – sie hätte ihn damals sicherlich erschießen wollen. Sie schreibt lange Briefe mit allen Einzelheiten. Sie lernt Czechisch, denn er hat es gesagt. Er ist beiläufig Professor in Olmütz. Sie wird herrlich wohnen und abends mit ihm an den Stammtisch gehen. Außerdem ist er bald 40 Jahre alt, und seine Freunde noch älter und alle Junggesellen. Und dazwischen: Wie sie bei Nacht am Dukla-Paß sieben Stunden ihm allein entgegengegangen. Durch die schwarzen Kolonnen hindurch. Mitten im Meer der Schatten vorjagender Infanterieen. Oder ihm nach und drei Tage vom Spital abgeirrt war, und die Herzen stillgestanden, als sie sich wiedersahen. Und dazwischen einen Walzer – spöttelnd über die Rote-Kreuz-Uniform mondäner Damen, mitträllernd, prüfend sich einwühlen in die vielleicht fade Trauer des Gegenüber und leicht in den Hüften sich wiegend: So glücklich bin ich – und wieder verschlungen das Und-so-weiter im Wirbel des Rakoczy-Marsches.

Bis ein Gegenüber, der anläßlich der Heimreise aus dem Ungarischen nach Wien versucht hatte, den Arm um ihre Taille zu legen – in Erinnerung wiederum vorhergegangener trügerischer Küsse voll sentimentaler Herbstlichkeit im Garten eines Reserve-Spitals in der Gegend der Brigittenau, zu einer wunderbaren und dazu noch neben ihm plazierten Frau durch eine Kopfbewegung die Unmöglichkeit eines allgemein Verbin-

denden – vielleicht nur für diesen Fall kundtat. Über das weiche wellige Profil dieser Frau glitt, während er indessen von den Kämpfen eines gewissen Peter Gnyp erzählte, der schwerverwundet spät abends in das Spital eingeliefert worden war und über Nacht nach einer zwecks Linderung vorgenommenen Morphium-Injektion mit schreckstarrenden Augen verschied, ein feines leidbereites Lächeln. So daß der nächst der Schwester Anne-Marie Sitzende in sich hinein eine Erinnerung erkannte, die sich mit einem dumpfen Schmerz quälend und glühend erhob und weiter hinaus spitz brandend flutete.

II

Die schmutzig gelben Arme der Gischt wogen. Klammern sich an den fliehenden Dampfer. Aus der Ferne blitzen die Schären. Ballen die Ängste der hellen Nächte. Die blonde Frau schaut über den Reling in die Strudel. Wie durch hohe Gitterstäbe zwängt sich der schmale Kopf. Die heißen Blicke. Kollern über die Drohung der jäh aufdämmernden, längst entschwundenen Kuppeln des grauen Petersburg. Neben ihr dachte der junge Mann, wohin wird sie mich führen. Sie überstrahlt mich. Spannt ihre Liebe um mich wie ein Netz. Wird sie für mich sorgen – in züngelnden Schauern. Er krampft immer wieder die Hand. Einmal erhebt sich die Sonne aus dem Meer. Scheucht eine unermeßliche Brut schwarzer bleierner glänzender Schlangen. Einmal sinkt die Sonne nieder. Zieht schillernde violette Kreise. Treibt die beiden enger zusammen. Lockt, preßt Tränen. Die Frau dumpfer. Schwer, bang. Den andern losgerissen, zitternd, bittender. Bis ein Fluch sich spitzt: Du hast 10 Rubel von dem Herrn auf dem Vorderdeck bekommen – Die Worte hallen nach, verschlingen ihn. Wehen hinüber über den Möwenschwarm. Sie antwortet nicht. Nimmt seinen Kopf: Wie ich mich freue, wieder zuhaus zu sein. Leben – leben – will der andere jammern. Faßt Pläne. Sie streichelt ihn. Er baut vor sich auf. Teilt alles ein. Sie atmet in seiner hastenden Angst. Sie möchte schwimmen. Einmal in einer Nacht liegen sie auf Deck unter einem Verschlag dicker schmutziger Segel. Sie muß Kartoffeln für die Passagiere der I. Klasse schälen. Er bekommt manchmal eine Zigarre geschenkt. Er windet sich um eine Sicherheit. Sie ist rot aufgedunsen im Sonnenbrand. Er weiß nicht, soll er sie niederschlagen. Ins Meer sprin-

gen. Auch in Petersburg hat er sie mit einem Fremden gesehen. Er möchte am liebsten nichts mehr sprechen. Ich muß erstikken, fühlt er. Und dann kommen sie nach Stettin. Nach Berlin. Sie tragen noch den Geruch triefender Heringsfässer. Er zappelt hin und her. Er baut wieder auf, glüht. Dazwischen Flüche, Ohrfeigen. Sie, scheint's, läßt ihn allein. Er wirft sich nieder. Lernt beten. Er soll laufen lernen. Er soll erst laufen lernen, denkt sie. Wird blaß. Eingefallen. Schwebt zitternd unter den Millionen. Schützt, hält fest, bricht nieder, gibt Bahn, stößt vorwärts, bejubelt, fleht, verbeißt sich – Du, im Strudel – und lauscht. Lauscht zitternd. Zerspringend. Hilfe! O Gott! Er taumelt herum. Eben hat er noch gelächelt. Er grinst. Nein, schreit er. Warte noch. Du. Schreit: Hörst du! Sieht sie ihn – er hört nicht, was sie spricht. Er kann nicht hören . . .

III

Sich bestätigend fragt der Herr: Es war wohl ein Russe – fuhr zaghaft über die tastenden Blicke der Schwester Anne-Marie hinweg und sprach gleichförmig zäh zwischen die Erzählungen des Anderen: Nicht wahr – ich liebe den Kosaken. Ihr wilder Gesichtsausdruck, von unaussprechlicher Schönheit, quälen zu können, saufen – alles so lässig, und verstummte. Währenddem ließ der Andere die Not des Peter Gnyp unbeirrt von neuem erstehen. Drängte sie auf. Zerpflückte. Legte Stück an Stück. Man sieht den Beinstumpf von der Granate zersplittert. Fühlt Ächzen. Fiebrige Krümmungen. Den Ruck. Schreie. Das Röcheln. Wölbt sich wieder. Die Augen weiten sich stumpf. Brechen bebend im Flüstern der Umstehenden. Ängstigt sich, daß sie ihm helfen. Schmerzlos machen wollen. Der Peter Gnyp dehnt sich, fällt lang auf die Decke. Sinkt tiefer ein. Die Glieder schlagen noch. Die Stille frißt. Schluckt auch das letzte Wimmern. Nur die Blicke rasen. Klammern sich an den Arzt. Wühlen sich ein. Träume weiter Ebenen, schwarzer Wälder ziehen ihre Kreise. Rote Häuser spielen und winken, der graue Strom schleicht. Die Augen gewittern. Knicken ein. Jagen sich auf. Bersten, kollern. Einer hört Rufe verhallen. Ganz spitz, dünn. Und wieder gurgelnd, weit hinaus. Gesprochen hat er nichts mehr, denkt der Erzähler. Die wunderbare Frau vergräbt's in ihre Ängste und wehrt dem Gegenüber zu sagen, wo hätt' man da anfassen sollen. Es kann doch einfach nicht sein,

daß – zumal in ihm eine Bosheit kichert, und er einfach hätte sich sagen sollen: Na also. Immerhin gab das Rücken der Stühle, da anläßlich der eben exekutierten türkischen Nationalhymne alles aufsprang, ihm zufällig die Gelegenheit, die Schwester Anne-Marie, die leicht seufzend den Faden ihrer Erzählungen wieder aufzunehmen sich entschlossen hatte, in bezug auf den Trainkommandanten mit einem allerdings tunlichst versteckten Zweifel zu fixieren.

VORBEDINGUNGEN DES ZUFALLS

Es ist Erfahrung, daß dem Einzelnen die Lebensgestaltung aus der Hand entwunden zu sein scheint. Ob jemand an die göttliche Vorsehung glaubt, oder an das Walten des Zufalls, bestimmbar mehr oder weniger durch Einsetzen des Willens oder in Abstufungen gegeneinander an beides – bestehen wird bleiben, daß über allem in letzter Stunde und in den ängstlich verschwiegenen Sekunden der Lebensangst eine Kraft offenbar wird, welche für das Hinvegetieren von Tag zu Tag und von Stunde zu Stunde notwendige Verkrüppelung, Zusammenballung und in Erscheinungsformen aufgefangene Kristallisation des menschlichen Bewußtseins und dessen Schwankungen in der Neuordnung der Beziehung (Triebe und Empfindungen) gewaltsam öffnet und weiter fließen läßt – mögen es nun Erlösungen oder Zusammenbrüche sein.

Notwendig scheint diese Verkrüppelung, solange der Einzelne die Wirkung der Erscheinungsformen ringsum aus der Schwäche, sich selbst nicht auflösen zu können und wollen, auf diese Formen selbst projiziert und eine Beziehung gewinnt, die dem Rhythmus des Lebensatem gleichlaufend, wohl aber auch gegensätzlich sein kann – es wird hier bereits die innere Notwendigkeit einer fortlaufenden Auflösung angenommen, da die Verkettungen und Sicherungen frei gelegter Lebensfreude nur flüchtig gestreift werden können – und diese Möglichkeit einer Auseinandersetzung, die das Sein vergiften muß, die in allen ihren Folgeerscheinungen das tägliche Leben, seine Bedürfnisse, Mitteilungen, Ordnungen darstellt und regelt – aus Schwäche geboren, niedergedrückt von dem Bewußtsein Gottes und des Zufalls, unglücklich sich empörend in den lichten Sekunden von Vernichtung und Verbrechen, dieses unser aller tägliches Leben ist eine Krankheit, eine fade Bequemlichkeit, die zu ihrer Bestätigung den dummen langweiligen Begriff des Todes einführt.

Der krampfhaft zurechtgestutzte Begriff von Anfang und Ende, wobei der Anfang schon absolut genommen wird, während beim Ende man zu Kompromissen geneigt scheint, vermag zwar den ungeheuren Inhalt von Ängsten gerade noch aufzunehmen und ein Gleichgewicht zu halten, das außerordentlich verwickelt und geheimnisvoll zu sein scheint und auch ge-

nügend Spielraum zu psychischen Spekulationen gewährt, aber dennoch ein Gleichgewicht, das automatisch von Sekunde zu Sekunde gebrochen wird, weil es darauf gegründet ist, daß das Erleben des Einzelnen sich mit der Umwelt und dem Erleben des Andern auseinandersetzt, weil es die Gewalt einführen muß, im Falle das eigene Erleben nicht bestätigt wird, weil aus dem sich ergebenden Zwiespalt des Gegeneinander-Erleben erst mühselig durch Überwindung der naturgemäß auftretenden Konflikte ein Weg gesucht werden muß, der das Mit-einander-Erleben ermöglicht – ein Mit-einander-Erleben, das nur der schwächliche, allen Konflikten schutzlos preisgegebene Abglanz des ursprünglichen Erlebens ist und zwischen Sehnsucht und ohnmächtiger Abwehr verzweifelt schwankt.

Diese begriffliche Abgrenzung und Einengung auf ein derart beschaffenes Gleichgewicht wird nur in den Fällen eines Bruchs der geltenden psychischen Organisation das Bewußtsein des Ichs aufdämmern lassen, wobei die dazu erforderlichen Kraftquellen weniger dem Aufblitzen von Wärme und Freude der Umwelt, deren Maske sich lüftet, sondern weit mehr dem Leid des Gegensätzlichen, Einzelnen, Abseitigen entspringt. Die Forcierung des Leids, die Sucht, fremdes Leid in sich aufzusaugen läßt zwar projektionsweise als Balanzierung emporsprießender unterdrückter Lebensfreude die Möglichkeit reinen Erlebens zu, und ist überhaupt als der einzig wirkliche Kompromiß der gegenwärtigen Lebensführung anzusehen, doch trägt gerade diese Form bis zur Selbstzerstörung den als Psychose gekennzeichneten Begriff von Anfang und Ende in sich – es ist durchaus lebensfähig, diesen Begriff aus der Umwelt und dieser zuliebe entblätternd bestehen zu lassen, daß man sich selbst zerstört . . .

Denn der Automatismus der Verantwortung, der das Bewußtsein des Ichs zur Vorbedingung hat und nur völlig klare und reine, konfliktlose Auflösungen bedingt und gerade darum schaffend ist, geht in der Steigerung des Erlebens Schritt für Schritt höher und breiter und zerreibt und zermürbt alle Widerstände, an denen das Leben sich klammert und führt zu dem kritischen Punkt, der den Bruch mit der zur Außenwelt gewordenen Einstellung bedeutet und läßt gerne das Blut stille stehen – etwas ist schon begriffen. Dieser „Tod" ist mehr wie das Leben – heißt das bisherige Leben.

Die Abwicklung dieser Lebensströmungen geschieht unbewußt oder bewußt, wie der Strom der Natur dahinfließt und das Leben von Tag zu Nacht gleitet – unaufhörlich, über aller menschlichen Kraft.

Nur wo der Zusammenhang mit dem Leben, dem Lebensatem fehlt, die Schwäche vor dem Aufzeigen des gegensätzlichen, des Andern und die Angst der daraus folgenden Auseinandersetzung sichtbar wird, bleibt diese Kraft ins Unbewußte verdrängt und läßt diese Atmosphäre von Leben erstehen, die so verlogen und scheinbar ist und alles Geschehen von sich aus leiten muß, daß der Einzelne in seinem wahrsten Erleben sich dagegen aufbäumt, um nur in etwa glücklich zu sein. Diese Atmosphäre ist es, die zwischen Anfang und Ende gedrängt, weiter schwelt in den Begriffsgegensätzen von Gott und Welt, als Religion und Staat, Raum, Ethik und Willen und als Demut und Zufall. Allein die Einführung des Zufalls vermag nach Ausschaltung des Systems einer göttlichen Vorsehung noch die innerlichste Erfüllung des Menschen als geschlossenes Wesen, dessen Sein sich in und mit dem sichtbaren Allsein steigert und weitet, niederzuhalten und die Fortführung eines Scheindaseins zu ermöglichen, das in Zusammenbrüchen sich fortsetzt und doch allein schon in seinen Sehnsüchten so voller Glück ist.

Es würde immerhin auch hinreichend erscheinen, wenn nicht der Fluch des Versteckens und seine Folgen darauf lasten würden, die Feigheit des Gerade-noch-Vegetierens, dessen Bedingungen von dem Ablauf eines vorbestimmten und unergründbaren Maß von Verantwortlichkeit abhängig sind. Dieses Gerade-noch ist es, das nicht länger zu ertragen ist und die zwingende Unruhe gebiert, die auch zerstörend sich äußern kann nach der Beweglichkeit der Gegensätze, d.h. in der Art der Anklammerung an die alten Ängste, die das wenige Glück noch verbergen und gerade darum so fest wurzeln. – Die Unruhe über das Maß der Verantwortlichkeit zum All und das wühlende Ein- und Nachgehen nach der atmosphärischen Verankerung und damit die Bewußtmachung des noch Unbewußten, die Zertrümmerung der Ängste, Verdrängungen, das Wissen um den Ausgleich des Seins und das Weiter – Glut und Wucht.

So daß nicht länger Gott herrscht und der Zufall. So daß nicht länger etwas geschieht ohne und gegen mich. Das ich nicht will – *sondern daß ich bin.*

DU BIST NICHT KRANK!

Der Beruf des Arztes ist voller Gefahren für den Kranken und ein Zeichen, daß der Kranke sein Gebrechen erzwingen will. Die Krankheit ist der Versuch einer Lösung der verknoteten, wühlenden, treibenden Konflikte des einzelnen, zwangsweise bewußt abseits gestellt – zur Umwelt, in der sein Selbst unbewußt als Sehnsucht mitschwingt – auf die physischen Mittel projeziert. In der Umgehung der Angst, sich selbst auflösen zu müssen, sich bewußt zu machen, zu erlösen – denn die Erlösung zeigt die Verantwortlichkeit auf – ist das erste nächstliegende Mittel recht, der Körper und seine so nebensächlichen Funktionen.

Der aus dem Weltatem hervorquellenden Kraft, die zur Lösung der Konflikte treibt, ist also der „Kranke" ausgewichen – spricht die „Krankheit". Das Eingehen, das sich anklammert an die „Anderen", die Erfahrungen, Lehrsätze, Heilungen – Löcher, durch die der Mensch sich immer tiefer verkriecht, ist der Schritt weiter im Auseinanderfalten des einzelnen vom All und die Erstarrung zur Schuld.

Der Zwang zur Welt wird brennender, die Auflösung erschwerter, der Atem wird Blut . . . Schuld türmt sich riesenhoch auf und verstrickt . . . dann *glaubt* der Kranke aus Not, will er sich nicht gestehen, daß er selbst sich würgt. Er glaubt dem Andern, den Erfahrungen etc., dem wertentscheidenden Widersinn von den Gesetzen der Körperlichkeit – und er benutzt zu dem Glauben die hergeholte andere Person, den Arzt, er benutzt – es ist dies Benutzen, solange auch der Beruf des Arztes diese Lüge verbreitet, ein für diesen überdies überaus entwürdigendes Geschäft. Und der Fall der notwendigen Beziehung und in Schmerz aufleuchtenden Durchwachsung der Unsicherheiten von Arzt und Kranken, daß allmählich die Glut der Welt dämmert, ist selten und der mühselige Weg eines Schicksals.

Ich möchte das besonders deutlich sagen: Es ist nicht wahr, daß ein „Kranker" gesund werden kann und „gesund" wird. Die Verknotung nimmt aus der Atmosphäre den Zwang zur Auflösung und zwischen dem dagegen stehenden Widerstand, der ein Teil des Seins des einzelnen ist, und dem mitreißenden Drang zur Erweiterung schwankt das Erleben – in Glück und

Unglück, Freude und Leid. Und sinkt an Intensität gleich Wert von Stufe zu Stufe, sofern der Schein des Weiter im Sinne der eingangs gedeuteten Projektion gewahrt bleiben soll (reines Blut, ganze Knochen), wo, mit Rücksicht auf geltende Zustände gesprochen, gerade Eiter und Brüche den Zustand innerhalb des Konfliktes sich selbst sichtbar zu machen den Atem wagen, und den Schritt vom Wege ab, die Projektion der Auflösung auf die Mittel der Körperlichkeit schuldbewußt aber noch offen dartun. Jämmerliches Verkriechen, daß das Blut wieder kreisen soll. („Verliert das Paradies.") Die Krankheit ist diejenige Form, in der der einzelne völlig beziehungslos ganz auf sich selbst sich verkrampft. Ein für das All glückliches Ausstoßen, das, trifft es mich, voll leuchtender Wunder meine Schuld verklärt.

Richte dich auf! Die Schuld ist noch übervoll von Glück. Auch die Schuld gebärt die Wucht, die den Buckel gerade macht, dem Armstumpf die Hand zuwachsen läßt und das eitrige Blut voll Süße.

Eine Stufenleiter geht von der Medizin zum Gesundbeten, zum Kranken, der sich selbst flieht, sich zerstört, zum Menschen, der in der Übernahme fremder Schuld ausgleichend sich selbst lebt und vielleicht wiederum zerstörend sich verschenken wird – (in der für so viele auflösenden Tragik eines Schicksals).

REDEN GEGEN GOTT

(Aus dem Gefängnis heraus sprach einer das Folgende:)

Gott ist Einer; ich bin nur viele, aber ich bin: Wir!

I

Siehe, du stehst in tausend Fesseln gebunden. Du guter Mensch, der du dich anschickst, Gott einen Weg zu bereiten. Die Blicke, die in der Runde nach Brüdern und Schwestern suchen, fallen längst gleich spitzen Pfeilen auf dich zurück, und während dein Mund Gott jubelt, gleitet es wie Ersticken über dein Rufen. Der lodernden Flamme gleich schlagen die Gedanken empor und sehen sich um, der Wegweiser zu sein. Aber die du verirrt glaubtest, fallen über dich her und aus angstverzerrten Gesichtern trifft dich Haß und gräbt sich tief ein, und da es dich drängte und dir als Bedingung erschien, verklärten Auges in Wahrheit zu sein und wie nach einem Kampfe in selbstleuchtender Schönheit ruhend in das Glück neuen Lebens hinüberzugleiten – jene Welt, die dein Stück Leben gebärend befruchtend und krönend einbezieht, in freiem Atem zu überspannen, liebend in der Sehnsucht des rhythmischen Wechsels von Tag und Nacht, des Geheimnisses entschwindender Töne teilhaftig zu werden, zu umarmen und an der Brust des andern glücklicher Zuversicht übervoll aufgelöst zu lauschen, indes fremde Umgebung sich dir zuneigt – Tiere werden getrieben, geschnellt, vorübergeschossen, kaum, daß dein Blick ein Auge erhascht, das in sich abgekehrt bleibt, Blumen beben, bis ein Hauch sie blühen und sich abwenden läßt, Hügel rollen sich auf, die Ebenen fließen und in der Ferne schwebt der scharfkantige Riß blauer Bergmassen auf und ab – netzen die Tränen dieses andern dein Antlitz, steigt der Schweiß und dumpf murrendes Flehen Kriechender zu dir auf, überfallen die gellenden Schreie Zurückgestoßener – und während das Herz sich enger zusammenkrampft, die Hand fiebernd nach dem Fremden zuckt, der Mund übereifernd sich öffnen will . . . rinnt das Blut unaufhaltsam, gleitet der Tag und die Nacht, keucht zitternd die Brust, würgt die Ohnmacht . . . du Mensch, in tausend Fesseln gebunden.

Es ist wahr, die Menschen quälen sich sehr, sich gegenseitig zu ertragen.

Eine tobende Hölle um den einzelnen. Wohin eine Hand greift: Stacheln; oder sie faßt zu, daß etwas, das schüchtern sich heben will, erstickt – erfriert; oder es zerfließt ein Scheinbild in Kot – Larven grinsen dich an, Wut bäumt sich, Hohn schwirrt und droht, der Geifer tropft. Und doch war etwas in dir, das dir zuraunte: der Mensch soll den andern in sich aufnehmen, und: klammere dich an, da geht er – dein Nächster, etwas, das die Menschen zusammentreibt, den einzelnen spaltet, zersägt und zersplittert – den Hingetriebenen. Schau unter dem Flammenbogen der Sonne, die aus dem Mauerloch dich noch herausgelockt, richte dich auf, laß deine Sehnsucht dahinströmen, Woge auf Woge, in das Weite, Unermeßliche, Dämmerungen, Schleier, Leuchtfernen – und das Gesicht, das noch im Traum der letzten Nacht deine Hand gestreichelt hat, vielleicht, um Dank zu sagen, bleibt verstoßen im Hintergrunde – kaum, daß eine leise Erinnerung dich anstößt, scheu aufflattern will und unter deinem eisigen Sehnsuchtsblick erfriert, verweht; Gift wuchert auf, es knistert, wird brüchig, da du gerade in Reinheit deinen Gott zu schauen aus bist. Die Faust muß sich ballen – schon tanzen die Gesichter gleich tollen Fratzen um dich, schwellen ins Ungeheure an, daß aus dem einen, das vielleicht in schicklicherer Minute (fühlst du) noch Gnade gefunden hätte, die Stundenkette deines Lebens sich aufrollt, die Faust ist schon längst zum Schlage erhoben, es heißt nur noch sich wehren, umsichschlagen, aufbrüllen, zertreten, auslöschen, speien – gleichgültig, wo der Müde sich anklammert, der Blinde, Lahme, der Krüppel, von der Stunde ausgesogen, weitergleitet, wie das Rad nicht stillsteht, und den Schlaf zwingen muß, der ihm die Angst entschleiert, Mord – und wehrlos sich unter seiner diebischen Feigheit krümmt, mag dann der Tag locken . . .

Sieh, du arbeitest härter als härteste Strafarbeit, du siehst deine Kräfte schwinden und andern noch Kräfte stehlen, vielleicht die Kraft zum letzten Blick – nur um bei den Menschen zu bleiben. Du, gerade du willst nicht loslassen, beißt dich fest, mußt starr in dich hineinschauen, indes die Sehnsüchte gleich feurigen Drachen um dich toben und sich auf dich nun stürzen wollen, denn du willst wahr bleiben, du willst hintreten kön-

nen vor Gott und dann aufblicken – spricht jemand in dir: Glaube nur, dein Tag wird kommen – und bietest dich dar, gibst alles hin, bleibst unerschütterlich . . . bis ein Mensch, in dem auch dein Blut quillt zu neuer Kraft, und dessen Gebet in deinem Glauben tief gewurzelt war, daran zerbricht, sich noch einmal auflehnt und schreit . . . ja, gegen dich schreit . . . Dann steht das Wort, das du unbekümmert um die Freude und Not in der Gnade deiner Tage um deine Stirn gemeißelt hast: Man hat nicht so sehr die Not, an Gott – vielmehr an die Menschen zu glauben . . . dein Tagewerk, das deine Mühsale zu Melodien und deine Nähe für die unter den Deinen, die dir so ähnlich waren und mit dir lachen und weinen konnten, zu einem frohen Aufblicken, einer verheißenden Bestätigung, so daß mancher noch umkehrte, sich wieder sammelte, mancher dich inniger umarmte und jeder vom andern hätte das Gleiche wissen können . . . Dann steht dein Glauben gegen dich auf und schwebt über dir, dich zu zerschmettern: Gott ruft dich. Tritt hin vor ihn. Daß du ihm gegenüberstehen kannst. Der Mensch im Leben eingekerkert. Das Leben im Glauben gefangen. Der Glaube in Gott verwahrt gehalten und . . . oh, die Luft deiner Unfreiheit, umschwärmt von Sonnen gleich gaukelnden Huren für ein unmündiges Geschlecht, aufgeblasen im Atem der Freude, die hinterrücks sich selbst erstickt.

Ich reiße am Gitter. Ich schreie in die Nacht. Auch du, der du mir mein Dasein mißgönnst, komme mit, geh voran – auch du, den ich glaubte niederhalten zu müssen, lauf weiter, hier geht dein Weg – kommt alle, bin ich ein Mann, eine Frau . . . ein armer Mensch, umgittert von der Welt, eingesperrt in Gott. Niemand soll helfen. Niemand denken, ich rufe um Hilfe, ich helfe Euch ja, noch ist mein Blick freier, noch hält meine Hand den Eisenstab, daß ich ihn zerbreche . . . Blut ist Blut . . . Halloh! Die Welt ist unendlich schön. Die Menschen sind herrliche Geschöpfe der Schönheit. Aber die Welt ist ein Gefängnis. Die Menschen sind Gefangene. Angefaßt!

(Und mußte wiederum schrill auflachen, etwas schämte er sich doch . . .)

II

Der Mensch, der ganz allein auf sich angewiesen wäre, ist

die Spiegelung eines verwesenden Körpers. Leben, Bewegung, Ruhe, Dauer fließt aus der Beziehung, gleich zu den Menschen und Gegenständen oder zu der Beziehung der andern, zur Welt und zur Idee. Der Mensch ist eine Summe, sogar weniger Summe, vielmehr die herausgerissene, auf den Erlebensmoment gepreßte Erscheinungsform des Zusammenwirkens, Ineinandergreifens. Es nützt nichts, zu sagen: ich will mir Mühe geben, oder: wozu das, ich bin doch immer allein, ob du fiebernd dich anklammerst, die Zähne fletschest, oder die Faust gegen dich oder den andern ballst oder demütig bettelst – du fühlst dennoch und immer gleich: Ein Getriebe ist im Gange, ein Räderwerk, und ich hänge dazwischen, immer rollt ein Rad, der Tag verrinnt, die Angst steigt, Qual und Verzweiflung, du gehst wieder daran, das Brennende in dir auszureißen, niederbrechen das, wohin deine fiebernde Hand zuckt, und das doch voll warmen reinen Blutes ist. Wo die hereinbrechende Ohnmacht die Wunden bedeckt – auf wielange! Höre auf mich: Das Leid des Brüchigen ist kaum mehr als ein Schreckgespenst und eine fluchbeladene Probe, und verschwindet, bald du sie erkennst. Denn dort, wo du, scheint's, in den Felgen hängst, zermahlen wirst oder die Schreie der andern dich hineinpressen, wo du die Schultern noch einmal gegenstemmst, das Auge blind wird, magst du auch noch wild um dich schlagen – dort wirst du nicht entrinnen, ob du selbst noch tiefer hineinstürzt, dich selbst und die Menschen zu betrügen in der Furcht nach dem letzten Lachen der Verzweiflung, der ermatteten Feigheit, ob du ein Ungewisses, ein Ungeheures glaubst stillen zu können, daß du Stücke von dir opferst – nie! nie!! Siehst du, es handelt sich eben nicht um dich, höre: um dich, sondern um den Zuschuß, um den Teil, den dein Wesen von Beginn an und notwendig der Dauer des Lebens alles Seins leisten soll, darbringen muß, um das Lebendige deiner Erscheinungsform innerhalb derjenigen Beziehung, die von dir ausgeht – du . . . niedergedrückt von dem Leid, verzehrt vom Leid . . . das Menschenleid. Das Leben blüht weiter, auch wenn du zerbrichst.

Ich sage dir jetzt: Du bist brüchig, das Leid ist nur über dir und geht von dir aus, weil du verworren, verknotet, verstrickt, verstaubt und ein schadhafter Teil eines treibenden Ganzen bist. Warte – richte nicht die andern! Hätte man dich schon

dir selbst überlassen! So aber waren alle, an die dein weiches, noch so empfindsames Kindbewußtsein sich klammerte, darauf aus, dir zu sagen: du bist, immer: du, und nicht: bist, waren darauf aus, sich mit ihren eigenen Ängsten vor dir zu verstecken und schoben das Unklare, Drohende, Lockende alles auf den Einen: Gott. Du und Gott und dazwischen Leben und Welt. Und wenn das emporstrebende Bewußtsein splitterte, anstieß – wie kann es zur Blüte gedeihen – lag die Versuchung so nahe, sich nach der Welt und dem Leben und allem, was draußen und drinnen bewegend erschien, als Ursache umzusehen, Unrecht, Kälte, den Verwesungsatem niedergebrochener Sehnsüchte gleichsam empfangend und austeilend – bis du sogar den Platz im Getriebe, der dir bereitet war, zugewiesen erhältst – oh, Mensch, sieh den bösen Weg hinter dir. Und hält dich auch deine nunmehr helle oder dunkle Beziehung zu Gott in Bewegung – du gleitest weiter mit der rollenden Zeit, Blut ebbt und flutet – du, der nur noch schwankt zu dem Einen zwischen Vertrauen und Jammern, bittend, das Leid dir erträglicher zu machen, so umgibst du dafür deinen Blick mit einer Mauer hohler Erkenntnisse, deine Empfindungen voller Lügen, um schützende Gesetze: du willst ja nur weiterleben, hoffst, nicht zerrieben zu werden, aber der Blick ist getrübt, daß du dem Einen das nicht gibst, das dir selbst allein fehlt, daß du ihn liebst. Deine leuchtende Blüte, deine reifste Frucht, bestimmt für die andern Menschen um dich, voller Verantwortung für die Vielen nach dir, wirfst du weg, opferst sie Einem, dessen Wesen dir als eine Sühne erscheint, dessen Form du gebildet hast, um dich feige zu verkriechen, du Verräter, du Feigling, du Säumiger, du böser Mensch – einer, der den Anfang sucht, der zurücklaufen will – oh, ich weiß: du bist das nicht. Du zitterst in deinem Leid und siehst dir die Augen wund, du zerbrichst, da du dich kämpfen und hassen siehst, lügen, würgen – für eine Sekunde frei aufzuatmen, du, der mit Steinen beworfen wird, keuchend sich weiterschleppt und so voll neuer Hoffnung ist.

Sei gut! Hasse Religionen und Gesetze. Und den Gott, der in den Menschen ist.

Komm, sieh den Gott der Welt!

(Entschuldigen Sie . . .)

FEINDE RINGSUM

Die Möglichkeit des Verkehrs ist von der Kraft der Einzelnen zueinander abhängig. Daß über allem nicht der Wert und Wertunterschied regiert, sondern der Zwang zur Übernahme fremden Leids, der in seinem Willen zur Auflösung sich als Bedrückung und Belastung erweist und entsprechend dem wahrhaften Strom der Wertquelle (Wert gleich Glück) des andern auch so empfunden wird. Die *doppelte* Schuld trägt der Belastete. Zu mir gehört nur die *Wirkung* des andern als Verkehrsmittel, nie der andere selbst, von mir aus irrig aufgelöst!

Es ist unerheblich, gegen den Staat zu sein. Gesetze sind eine unsicher kindliche Vorstufe. Löst man sie auf – selbst zweifelnde Versuche zum Jasagen. Wer aber wirklich Ja sagt, durchwächst den Automatismus des Staates, so daß die Möglichkeit eines Konfliktes auch die Probe auf die Reinheit des Lebenswillens ist.

Eine bis zum Atemzug gesteigerte Verengung und Zwangsprojektion durch einen fremden, unkörperlichen Organismus müßte, wird sie psychisch zum Automatismus aufgesogen, das klarste und glückstärkste Lebensbewußtsein gebären und würde in der Tat entfremdenden Bedrückungen soweit enthoben sein, daß alles fremde Leid diesem Bewußtsein konfliktlos zuströmt.

Keiner soll sich um den andern kümmern und nicht eher ruhen, als bis er soweit ist, daß die Existenz dieses andern von selbst für ihn Intensität steigernd wirkt. Es ist durch die ewig und geordnet steigende Zahl der ihm Zuströmenden, mit denen die gleiche Entwicklung der Auseinandersetzung immer wieder die gleiche Probe verlangt, ausgeschlossen, daß der Mensch an der inneren Glut freiwerdenden Glückes verbrennt. Die neugewonnene Wucht bleibt in das entsprechend gleiche Verhältnis zur Übernahme gesetzt. Man wird sich und hundert Schwächere in sich mitleben.

Aber ich empfinde, daß die Zeit da ist, auch die Gesetze der Schwerkraft aufzulösen. (Die Wunder der Bibel werden eine Spielerei sein.) Es bröckelt bereits an der Kruste vom Bewußtsein entblätterter Naturgesetze, der neue Mensch dehnt sich. Aber . . .

Ich habe manchmal niemanden um mich, an den ich mich

klammern (möchte) kann. Tiere fliehen und Steine bleiben fast immer gleich. So bin ich dann an allem schuld. Daß heute einer nicht mehr leben mag und von einer Kugel fällt oder überfahren wird oder sich an einer Krankheit würgt, und daß die Kraft *eines* Arms nicht mehr die Wasser teilt und neue Sonnen aufreißt. Aber es wird Einer kommen, das werden dann Wir sein.

So ruhig sage ich das . . . Menschen, die ich für mich gleich Spinnen sehe, Säumigen, Verzerrten, Bedrückern, Aufgeblähten, Giftigen, Lügnern, Freßsäcken, Vampyren, Mitmenschen . . . alles meine Schuld!

(Es gibt ja keinen Feind als sich selbst.)

BEMERKUNG

Thomas von Kempen sagt in der „Nachfolge Christi": Was suchst du Ruhe, da du zur Unruhe geboren bist – zur Unruhe in Wissen und Fühlen nach seinem Gott, um die Gnade der Sicherheit, in Gott zu sein. In übertragenem Sinne: Um das Fortfließende des Bewußtseins, für das Bewußtsein des Ichs, in der Wucht des expansiven verantwortlichen Selbstseins.

Es erscheint u. a. auch notwendig, das Bewußtsein zu wecken, den Ablauf eines Bewußtmachens vorzubereiten, eigenes und fremdes Selbst zu entblättern, zu bekennen, sich und andere. In diesem Sinne war von Otto Groß und mir eine Zeitschrift geplant, doch sind die Vorbereitungen durch Überwindung der eigenen Widerstände sehr langwierig. Es soll in der Zwischenzeit gesammelt werden.

Dieses Heft stellt eine damit nur in losem Zusammenhange für sich alleinstehende Veröffentlichung dar. Es kann eine Vorarbeit und auch werbend sein und soll mich selbst für meine Aufgabe sicherer machen.

Es ist schwer noch möglich, sich verständlich zu machen; überhaupt zueinander zu sprechen. Ein Versuch weiter ist die von seither übernommene Form der Kunst literarischer und bildlicher Darstellung. Auch wird man Zeichen und Klang neu und im wechselnden Rhythmus zueinander fühlen, hören und wissen lernen. Und sich weiterhin um die Verständigung und ihrer Mittel bemühen.

Vom gleichen Verlag wird demnächst ein Heft Zeichnungen von Georg Schrimpf versandt werden.

CLARUSCHKA

1.

Es geschah: Mitten auf dem Straßendamm, ringsherum und kreuz und quer das Rattern und Stoßen der Trams, das Böllern und Knattern der Lastfahrzeuge, das pfeifende Glitschen der Autos und inmitten die Arme des Schutzmanns, die sich lautlos hoben und senkten, und die weiten weißen Hosen, die ein Luftzug seitwärts blähte – es geschah, daß sie plötzlich stehen blieb und sich nach ihm umwandte.

Er folgte ihr, den Kopf zu Boden gesenkt, schlendernden Schrittes und trug ein Paket mit irgendwelchen Einkäufen lässig unter dem Arm.

Ihr Gesicht war verzerrt und etwas aufgedunsen.

„So – " die Worte kamen ruckweise und überstürzten sich schließlich – „also No. 67 parterre" – sie lachte gereizt – „gut, daß ich's weiß ..." und sie sah ihm von unten ins Gesicht mit einem versteckt gehässigen Augenzwinkern.

Sein Gesicht blieb unbeweglich. Als er sie erreicht hatte, faßte er sie zaghaft am Arm und schob sie leise vorwärts. Er hielt die Lider niedergeschlagen und schien wie im Traum zu gehen.

Sie zuckte zusammen, stemmte mit einem Ruck die Schultern gegen seine Brust, als ob sie noch gerade hätte ausweichen können.

Er taumelte für eine Sekunde und stammelte hastig, sich erinnernd, erwachend: „Geh' nur, geh' ..."

Sie schien mit den Tränen zu kämpfen und schrie auf: „Oh du ..." mit einem zitternden Krampf in der Stimme, während sie eilig, mit großen Schritten, weiterging.

Ihr Gang war durchaus sicher, er folgte ihr langsam und scheu sich nach allen Seiten umblickend. Er sah beängstigend aus, fast als hätte er mit jedem Schritt die vorbeisausenden Gefährte um Verzeihung zu bitten.

Irgendwo schien ein Zusammenprall erfolgt zu sein, es gab einen dumpfen Knall, dem eine sekundenlange Spannung folgte, wie wenn alles still stände, um sogleich wieder durch einen schrillen Pfiff und das klappernde Geräusch des vorbeihastenden Verkehrs zerrissen zu werden.

Drüben rannte sie weiter, wobei sie ab und zu mit dem Fuß stark auftrat und ein kurzes, stoßweises Fauchen und Stöhnen hören ließ.

Schließlich blieb sie erschöpft stehen.

Er kam langsam näher.

„Na du ..." empfing sie ihn und zog ihr Gesicht zu einer Grimasse.

Er lächelte und schien die Verachtung in ihren Blicken nicht zu merken.

Sie stampfte mit dem Fuße auf: „Pfui Teufel, ich kann dich schon nicht mehr sehen." Sie fühlte, wie ihre Stimme an Schärfe nachließ und schrie „Komm nur, komm komm, No. 67 parterre" – ihre Stimme überschlug sich – „du Hurenkerl."

Er schien nichts zu hören.

Passanten wurden aufmerksam und drehten sich nach den beiden um, ein paar Kinder liefen neben ihnen mit.

Während sie keuchend weiterging, blieb er plötzlich stehen. Wie von unsichtbaren Händen zurückgehalten. Es zerrte und riß in ihm, eine Flut stieg im Innersten auf, er kämpfte eine Sekunde – dann lief er ihr nach und faßte den Mantel: „Du ... hörst du ..."

Sie höhnte mit etwas belegter zitternder Stimme: „Laß mich, du ..." dann schrie sie: „Komm nur weiter ... du sollst was erleben, du dreckiges Aas." Sie versuchte sich loszureißen.

Er hörte, wie jemand hinter ihm sagte: Was ist denn der Frau – und sah, wie alle sich umblickten.

Wie oft habe ich sie schon geschlagen, dachte er, und alles kommt wieder so ... so ... seine Gedanken verwirrten sich.

Er fühlte, wie sie mit den Füßen nach ihm schlug.

Er umkrallte ihr Handgelenk.

Sie schrie auf und wollte ihn am Kopf fassen.

Die Leute lachten.

Er biß die Zähne zusammen und krallte sich tiefer ein.

Sie fing an zu laufen, aber er hielt sie mit eisernem Griff umklammert. Ab und zu schrie sie: „Laß mich, laß mich los –" dann kreischte sie wieder auf, es schien, als hörte er nichts. Mechanisch schob er sie vor sich her und trat mit ihr in das nächste Haus.

„Warum willst du, daß ich dich schlage?"

Sie war totenbleich, ihre Augen hatten einen irren Glanz.

Er drang weiter in sie: „Wie kommst du zu alledem, warum hörst du nicht ..."

Sie wich einen Schritt zurück und sagte tonlos: „Was denn ... was tu ich dir denn ..." und sie sah scheu über ihn hinweg. Draußen vor der Tür hatten sich Leute angesammelt.

„Was willst du denn überhaupt" – schrie sie – „geh' doch deiner Wege."

Sie beobachtete lauernd sein Gesicht, das wie in Krämpfen zuckte, dann fügte sie leise hinzu: „Ich tu dir doch nichts."

Er ballte die Faust: „Habe ich dich gefragt, wo du gestern warst und vorgestern und was war heute nacht ... he .. du? Aber warte ..." er machte eine Bewegung nach ihrem Kopf.

„Laß mich doch," wimmerte sie, und er fühlte, wie sie zitterte. Und er bezwang sich.

„Ich tu dir doch nichts ...' weinte sie.

Er warf einen scheuen Blick auf die Leute und stieg langsam die Treppe bis zu dem ersten Absatz hinauf.

Sie blieb unten stehen.

„Komm . . ." rief er.

Sie rührte sich nicht.

Von oben kam es in verhaltener Wut: „Wirst du . . ." er schickte sich an, die Treppe wieder herunter zu steigen.

Da stieg sie langsam hinauf.

Sie wartete schweigend oben eine Zeit lang.

Schließlich sagte er leise: „So höre doch auf zu weinen, es ist ja weiter nichts. . ." und als sie fragend zu ihm aufsah, sagte er: „Was gehen uns die Leute da an . . ."

Sie schritten die Treppe wieder hinunter und setzten ihren Weg fort. Er hatte sie noch einmal prüfend angeblickt, und sie hatte dabei scheu auf die Seite gesehen.

So gingen sie an Claruschka's Wohnung, No.67 parterre vorüber. Als sie ein Stück weiter waren, nahm sie seinen Arm und drückte ihn leise. Es schien wieder, als merkte er nichts.

Arme Claruschka, dachte er, alles wird dir so schwer gemacht, ich möchte bei dir sein und in deine verweinten Augen schauen und dich über Sergei lächeln sehen, ich bin gefesselt und so müde und du verlangst nach mir . . .

Sie sprachen auf dem Heimweg nichts mehr.

Er dachte weiter: Und doch . . . es ist so schön, deine Liebe zu wissen, aber ich komme mit aller Qual von der da und

zermartert und bespieen, du gibst mir so viel und ich lache auch über Sergei . . . und doch . . . ich kann nicht . . . warum eigentlich . . .

Als sie in ihrem Zimmer waren, streichelte sie seinen Kopf und flüsterte: „Gelt du, du betrügst mich nicht" und als er wieder auffahren wollte: „Sei mir nicht bös. . ."

Es war soviel Ermattung und Flehen in ihrem Blick, daß er schwieg.

Dann lächelte sie.

Es lag etwas unsagbar Zartes und Kostbares in diesem Lächeln, daß er dachte: Warum quäle ich sie, warum laufe ich ihr nach, wie ein Krämer, warum habe ich erst gefragt . . . oh sicher war das plump und roh, ich hätte sie streicheln sollen.

Später, als er allein war, dachte er wieder an Claruschka. Vielleicht ist es besser, heute nicht zu ihr zu gehen. Vielleicht, daß ich sie heute enttäusche. Vielleicht brauche ich sie jetzt nicht . . .

Er lächelte vor sich hin.

Es war ihm, als sähe er Claruschka mitten auf dem Straßendamm und ringsherum und kreuz und quer das Rattern und Stoßen und Sergei hinter ihr, und sah Sergei sie wutverzerrt fassen und hörte Schreie und dann Getümmel und Lärm und viele Leute, die hinter her gingen. Ein langer schwarzer Zug.

2.

Er zerknüllte einen Zettel in der Hand und warf ihn fort.

„Wenn du nicht sofort verschwindest . . ."

Aha, dachte er, also bereitet sich etwas vor, es wird was geschehen.

Er warf einen scheuen Blick nach der Ecke, in der das Mädchen, das ihm den Zettel zugesteckt hatte, verschwunden war.

Um ihn herum standen mehrere Herren, ältere und jüngere, Veteranen, Commis und Distinguierte im Zylinder, Minister und Offiziere, wie dies bei einem Promenadenkonzert üblich ist und musterten die vorüberschreitenden Damen.

Er entfernte sich langsam, indem er sich einem Zuge von Leuten anschloß, der ihn an jener Ecke vorüberführen mußte.

Er dachte: Wer mag es sein . . . Claruschka oder vielleicht Lena . . . er erinnerte sich, daß die Frau, die das Recht hatte,

ihn zu quälen, im Café zurückgeblieben war.

Wenn du nicht sofort verschwindest – er fühlte, daß es eine von den Russinnen sein mußte, es paßte auf sie – wenn nicht . . . dann. . . ja dann. . . sehr einfach, er würde hingehen, ihr die Hand küssen oder ihr lächelnd in die Augen schauen oder vielleicht eigensinnig die Achseln zucken, ja, das ist alles, was will sie. . . er sah sich erschreckt um.

Es hatte ihn irgendeine fremde langweilige Person am Arme gestreift. Er ging geradenwegs auf jene Ecke zu. Es standen dort gleichfalls eine Anzahl Zuhörer, Damen und Herren.

Ich werde sie zu einer Antwort zwingen, dachte er.

Da er sehr kurzsichtig war, lächelte er schon von größerer Entfernung die Gruppe an, um nicht überrascht zu erscheinen.

Er bahnte sich mitten hindurch einen Weg, aber er sah kein bekanntes Gesicht. Er blieb stehen und sah sich herausfordernd um, dann ging er wieder langsam zurück, mit unsicheren Schritten. Er fühlte, daß er beobachtet wurde, die Füße wurden schwer, es kostete ihm Mühe, einen Schritt vorwärts zu tun.

Plötzlich sah er Sergei und fuhr zusammen.

Sergei stand auf dem Wege und sah ihn durchbohrend an, mit wutverzerrtem Gesicht.

Er schritt auf den Russen zu.

Sergei richtete sich auf, winkte mit der Hand und rief schon von weitem lachend: „Wo steckst du denn? Ich habe deine Frau ein Stück begleitet, sie sucht dich." Er kam näher und schüttelte ihm die Hand.

Ein bohrender Schmerz durchzuckte ihn.

Was heißt das, sie sucht mich, warum lügt er . . . dann fühlte er sich nur von dem einen klaren Gedanken beherrscht, daß dieser da mit dem Zettel in Verbindung stehe, daß der es wußte und alles gesehen hatte . . . er preßte die Lippen zusammen und lachte. Ein flackerndes abgrundtiefes Lachen, das wie ein Gespenst über dunkle Moore huscht.

Sergei fragte lauernd: „Suchst du hier wen . . .?" und sah ihm scharf ins Auge.

„Nein –" kam es zögernd – „oder eigentlich doch, ich glaubte Claruschka oder Lena zu treffen".

„Sooo –" stöhnte der andere – „aber komm, wir wollen

aus dem Trubel heraus."

Er nahm ihn am Arm und sie verließen die Promenade und bogen in eine Seitenstraße ein.

Er dachte: Hat er mich nun überrumpelt . . . was will er, vielleicht weiß er nichts, sicher ist etwas vorgefallen.

Dann brach er das Schweigen: „Wo mag nur Claruschka sein, ich hätte einiges mit ihr zu sprechen."

Sergei schwieg.

Kühner geworden drängte er weiter: „Ich glaube fast sie vorhin gesehen zu haben oder Lena, jedenfalls. . ."

„Möglich —" schnitt der andere seine Worte ab — „hör mal, was tust du eigentlich deiner Frau, du bist ein Tyrann, vielleicht auch noch nicht reif."

Er stieß die Worte roh und drohend heraus und lachte dann. „Sie hat dir geklagt?"

„Sie weinte und deutete verschiedenes an, ich weiß ja nicht, aber was man so sieht . . ."

„Du hast sie begleitet, sagtest du . . ."

„Sie wollte jemanden aufsuchen." Dann fuhr er schnell und fast vertraulich fort: „Ich glaube, du, sie will dich verlassen, wenn sie Geld bekommt, fährt sie fort."

Er dachte: Hab ich dich . . . und sagte kalt, verächtlich: „Daß ihr euch alle hineinmischen müßt, was wißt ihr . . ." und lachte.

Sie schwiegen wieder.

„Ich würde sie nicht mehr mit dem B. herumlaufen lassen, ich kenne ihn, er ist gefährlich."

Er blieb stehen.

„Hör mal, weißt du bestimmt, daß Lena Lesbierin ist?"

Und als Sergei auffahren wollte: „Du hast es mir doch mal selbst angedeutet."

Er sah gleichgültig vor sich hin.

„Sieh sie dir doch an", schrie Sergei.

„Ich finde, daß sie eine herrliche Gefährtin sein muß. Mehr als Geliebte und mehr als Mutter und doch beides wieder auch nicht."

„Ich will dir sagen — schrie Sergei — ich habe deine Frau in meine Wohnung gebracht, sie hatte große Schmerzen." Und nach einer kleinen Pause setzte er hinzu: „Ich sollte dich suchen."

Wieder schwiegen sie einige Zeit.

Plötzlich sagte Sergei: „Immer noch hört man diese ekelhafte Musik. Bald wie das Grunzen von Schweinen, bald Kinderlärm. Überhaupt das Fagott oder wie das Instrument heißen mag, wozu das alles?"

Als sie ein Stück weiter gegangen waren, sagte er: „Ich weiß nicht, es ist alles so seltsam, vielleicht liebt sie mich. Spricht sie von mir?"

Der andere lachte.

Er spürte ein leises Zittern in den Gliedern und dachte: Ich sollte ihm eine Ohrfeige hauen, daß er in den Dreck fliegt. Dieses Gesindel.

Nach einer Weile sagte er: „Du bist gereizt. Wir haben doch eigentlich nicht nötig uns die Köpfe gegenseitig einzuschlagen, hörst du."

„Ja – stöhnte Sergei – ich habe mich in dir getäuscht, du bist unehrlich."

„Wieso . . ." er fühlte, wie er die Waffe aus der Hand gab.

„Du hast mit Claruschka über mich gesprochen."

„Und wenn auch, meinst du, ich hätte gelogen?"

„Aber du hast dich zwischen uns gestellt."

„Sie ist ja selbst zu mir gekommen", sagte er gelangweilt.

„Ich habe dir alles gesagt, unser Zusammensein erklärt, und du gehst hin, verrätst mich von oben herab, als Helfer und Gott."

Der andere zuckte die Achsel: „Wenn du das so auffaßt, ich glaubte für dich zu sprechen."

„Das ist deine Hinterlist, es ist aus, alles aus. Aber auch du kommst an die Reihe."

„Und Maria?"

„Was geht mich schließlich deine Frau an. Ich habe mich mit Claruschka gestritten, gedroht und bin weggegangen. Sie kam gerade vorbei und lachte. Eine von den beiden sagte, da ist die Hure. Schließlich, als es immer schlimmer wurde, ging ich mit Maria fort. Jetzt weißt du's."

„Du gingst fort, du . . . das ist ja herrlich . . ." Er schwieg peinlich berührt.

Es quälte ihn, daß er überhaupt etwas gesagt hatte, er ahnte jetzt den Zusammenhang und stellte sich die Szene vor. „Und auch Lena wurde mit hineingezogen. Sie hatte sich in jene

Ecke geflüchtet, in der ich dich traf – Sergei holte befreit Atem – und ich hätte, siehst du, von dir mehr erwartet."

„Ja aber –" würgte der andere heraus –„was habe ich damit zu tun . . ." dann stockte er.

Er fühlte, wie er sich in Lügen verstrickte, wo ein Gefühl befriedigter Eitelkeit ihn zwang, frei aufzujubeln.

„Wo ist Lena jetzt," fragte er und erschrak, daß er sich so leicht verriet.

Sergei lachte höhnisch: „Sie haben neue Kameraden getroffen und sind nach der Stadt hinein. Ich werde noch heute zu einem Entschluß kommen."

Sie gingen schweigend die Straße weiter.

In dem anderen bohrte jetzt der Schmerz, eine bange Ungewißheit über das, was er nun zu tun hätte, bedrückte ihn. Er fühlte sich übergangen und zur Seite gestellt und merkte, wie auch Sergei an Lena dachte und den kleinsten Lichtstrahl einer keimenden Hoffnung ihm vorweggenommen hatte. Er sah sich geschlagen und gedemütigt, hilflos wie ein Kind, und grübelte nach dem Etwas, das, wie er glaubte, Sergei vor ihm voraushatte.

Sie gingen in einen Biergarten und bestellten sich etwas.

„Vorhin – sagte er – bei dieser Musik war mir, als müßte ich immer allein sein. Ich sah diese vorbeiwandelden Frauen, es ist mir überhaupt nicht erklärlich, daß nicht alle mir gehören. Es ist geradezu ungeheuerlich, wahr zu sein."

„Mein Lieber, Phantasten haben bisher immer Glück gehabt."

Sergei sah ihn überlegen lächelnd an.

Er fühlte sich geprügelt.

Warum habe ich sie heute verlassen und bin nun dem Menschen da in die Hände gefallen – er fuhr zusammen – wie mag sie wieder gelitten haben, und alles wird sich wieder auftürmen zwischen uns, das ich mit meinem Innersten wegräumen muß – wenn nicht alles zu spät ist.

Er bekam eine qualvolle Angst.

Aber er bezwang sich.

„Man sollte Lena zwingen, Farbe zu bekennen," sagte er leichthin.

Es war ihm, als nähme er mit jedem Wort von ihr Abschied.

„Claruschka fühlt sich ganz wohl dabei . . ." da sah er auch,

wie Sergei litt.

Sein lächelndes Gesicht war wie erstarrt.

Sie saßen sich gegenüber und lachten. Ihr Lachen klang tönern, klappernd und schien ruckweise von dem Aufdämmern einer furchtbaren Erkenntnis verschluckt.

Sie saßen wie Kämpfer, die von unsichtbaren Gewalten zu einem Gang auf Leben und Tod gehetzt wurden, der ihnen unbequem und lächerlich erschien.

Sie waren wie Getroffene, die schon zu schwach sind, sich noch die Hand zu reichen.

Sie sprachen noch mancherlei, aber ihre Worte trafen sich nicht und glitten ab wie Meeresgischt an dem Felsen, der aus ihrem zerwühlten Inneren entstand.

Sie trennten sich fast ohne Gruß, als wären sie ihrer Lügen müde.

Er ging, den Kopf zu Boden gesenkt, nach Haus. Visionen quälten ihn.

Vor Jahren sprang ein lachendes Weib um ihn herum, schmeichelte und kratzte, er sah blitzende, strahlende Augen, die so leicht weinen konnten. Das alles hatte er sehr geliebt und eins nach dem anderen zerdrückt und vernichtet. Er sah sie stehen und zittern, als sie gestand, daß sie ein Weib mitgebracht hatte, in einer Nacht voll trunkener Ausgelassenheit. Ich muß doch mal sehen, wie das ist, sagte sie und hing an seiner Brust.

Verflucht – fühlte er und ballte die Faust.

Mit unsicheren Schritten trat er in ihr Zimmer.

Sie saß am Schreibtisch und kuvertierte einen Brief.

Seinen leisen Gruß schien sie überhören zu wollen.

Er blieb eine Zeitlang still.

Er riß sie vom Tisch weg und schrie: „He, soweit treibst du's wieder . . ."

Sie lachte. Wie hinter einer Wand, lauernd, bereit zuzuschlagen.

„Du willst mir den Boden entziehen, nicht genug, daß du alles auslöschest."

Sie sagte kühl: „Ich kenne das . . ." und dann höhnend: „Die hat genug."

Es folgte eine widerliche Szene. Er riß sie an den Haaren. Sie schlug mit irgendwelchen Gegenständen, die sie gerade er-

reichen konnte. Ein Krug ging in Scherben.

Sie hielten keuchend inne. Sie lief ins Nebenzimmer und schlug die Tür hinter sich zu.

Nach einer Weile lachte er laut auf.

Etwa eine Stunde später sagte er: „Du hättest das nicht tun sollen."

Sie lächelte unter Tränen.

„Gewiß, ich will nichts beschönigen, auch ich habe viel Schuld, aber alles, was du tust, fällt auf mich."

„Du. . ." sagte sie leise, sanft, einfangend.

„Siehst du, du hast Pläne, die ich nicht weiß, du sollst offen sein, ganz wahr und frei, hörst du . . ."

Sie nickte zustimmend, als er sie streichelte.

„Noch nie hast du mit mir etwas abgemacht, Auge in Auge. Immer vor Leuten und draußen."

Sie schwieg.

„Wozu hast du dir Geld beschafft," forschte er, „woher hast du es denn?"

Sie sah ihn fragend an.

Er schwieg ermüdet. Er fühlte, wie ihre Gedanken sich von ihm entfernten, und schickte sich an zu gehen.

„Was tust du . . ." schrie sie, „willst du mich verlassen?"

Er lächelte.

„Ich wollte mir dir fort," schmeichelte sie, „in die Berge, ganz allein, Beeren und Pilze suchen. Gelt, morgen fahren wir."

Einige Stunden später hatten sie die notwendigsten Sachen gepackt. Sie waren meistens still, und wenn sie sich etwas sagten, flüsterten sie. Als könnte es jemand hören.

3.

Auf dem Wege von der Bahnstation nach dem abgelegenen Walddorf hatte er zu tragen eine Reisetasche, zwei Mäntel und eine schwere wollene Decke.

Er stapfte langsam den Berg hinauf.

Erinnerungen stiegen auf und tauchten wieder unter, wirr durcheinander. Er suchte nach dunklen verschwommenen Zusammenhängen. Es ist wie ein Versuch, eine letzte Anstrengung, dachte er, möglich, daß ich sie noch einmal zu mir reißen kann und alle Spuren verwischen.

Sie ging tänzelnden Schritts vor ihm her, lief ab und zu plötzlich schneller, blieb dann wieder stehen, keuchte und schien müde zu sein.

Es war noch sehr früh, die Sonne war in Dunstschleier gehüllt.

Die beiden stiegen schweigend den Berg hinan.

Hinter ihnen blieben die stufenweis vorgelagerten Höhen, felsig schroffe Bergkegel und das Rauschen eines Wildbaches tief im Tale. Es war, als ob man stehn bleiben müßte und rufen: Grüß Gott, Waldgebirg.

Wie oft bin ich in diesen Höhen gewandert, dachte er, aber es ist so schal heut, diese breite Milde. Ich sollte sein wie die Flut, die zwischen Felsen schäumt, die schroffe, die in die Sonne sticht und dem Sturm ins Gesicht speit.

Seine mit etwas Verwunderung gemischte freie Stimmung begann merklich zu schwinden und einer quälenden dumpfen Gleichgültigkeit Platz zu machen.

An einem Wirtshaus am Wege blieb sie stehen und fragte: „Wollen wir hier einkehren?"

Er schrie: „Nein."

Sie besann sich etwas und ging in das Haus.

Drinnen saßen mehrere Männer, Schmuggler oder Wilderer. Er sah es ihnen an, daß sie die Nacht hier gewartet hatten. Flaschen mit Schnaps standen auf dem Tisch.

Er war ihr mit zuckenden Mienen gefolgt und setzte sich mit ihr an den noch freien Tisch.

Der Wirt ließ sich nicht sehen, die Männer flüsterten sich etwas zu.

Sie sah ihn verachtend mit kalten Blicken an, die eine Aufforderung enthielten.

Er hatte den Kopf in die Hand gestützt und schwieg.

Er fühlte etwas in sich reifen, mit dem er kämpfte. Als wenn er es zurückstoßen wollte.

An der Tür zeigte sich ein Wesen, dem sie eine Bestellung zurief. Sie sprach schleppend und geziert, daß ihm die Schamröte ins Gesicht stieg. Sie lächelte überlegen.

Plötzlich begann einer der Männer mit breiter Stimme zu singen, die anderen summten leise mit, und alle sangen dann jeweils das letzte Wort eines Satzes im Chor.

In den summenden Stimmen lag ein schmerzender Rhyth-

mus. Wie wenn jemand von Klippe zu Klippe stürzt.

Es war einer von jenen Gesängen dieser Wäldler, nach denen man sich sehnt, und die man nachher wieder so leicht überhört.

Es war, als ob diese Leute einen unerhörten Spaß im Sinne hätten, das man immer auf eine Auslösung wartet und erschrickt, wenn man in die todernsten Gesichter schaut, und fühlt, wie irgend ein winziges Etwas in der Seele gern weinen möchte.

Nach einer Weile sagte er leise und bittend: „Komm jetzt."

Sie sah ihn erstaunt an.

„Laß doch, wir können doch hier warten."

„Komm hinaus, ich habe dir etwas zu sagen." Er zitterte.

Sie sagte scharf: „Was willst du denn? Daß ich müde bin und hier etwas trinke, daß . . ."

„Bitte," wehrte er ab, „es ist erledigt, nur zwei Worte . . ."

„Was schreist du denn so."

Er zuckte zusammen.

„Ah, da hinaus . . . ich möchte dir sagen, daß ich mich jetzt von dir trenne." Er atmete befreit auf.

Die Männer sangen wieder.

„Also endlich," sagte sie. Sie warf die Worte leichthin. Wie Fangbälle, die wieder zu ihr zurückkommen mußten.

Er schrie: „Ja, Gott sei Dank." Dann knirschte er: „Ich bin entschlossen." Er sprach wie einer, der sich der gleich reißender Fluten auf ihn einstürzender Gedanken erwehren muß: „Ich habe alles versucht."

Sie antwortete tonlos: „Und jetzt erst — auf einmal, weil ich gerade — sie lachte auf — dann ist's gut."

„Nein, nicht jetzt erst." Er sprach langsam und abwartend, als ob er einem unsichtbaren Zuhörer einen Vortrag halte: „Ich weiß jetzt, daß ich es oft habe sagen wollen. Es ist, als hätte ich mich immer wieder geschämt, und es ist doch so. . ."

„Ja was denn? Was hab ich denn getan?"

Er sagte müde: „Laß nur, es hat keinen Zweck mehr. Ich habe alles kommen sehen. Nur die Kraft fehlte mir."

Er stand auf.

Sie fragte kühl: „Und was gedenkst du zu tun?"

Er rang in sich etwas nieder und lächelte bitter: „Eigentlich sollte ich dich umbringen, einen Fußtritt oder an die Gurgel. . ." er ging auf sie zu.

„Du wirst hier keinen Auftritt machen. . .“ keuchte sie.

Die Männer saßen wieder schweigend um den Tisch. Wie Richter. Es quälte ihn, daß niemand auf sie achtete.

„Wozu auch,“ sagte er, „ich werde einfach gehen.“

„Das ist wirklich zu viel,“ stieß sie hervor, „deine Launen hab ich satt.“

Er schwieg.

Nach einer Weile sagte er: „Ich gehe jetzt.“

„So geh doch . . .“ schrie sie.

Er stürzte auf sie und faßte sie am Arm: „Komm noch mit hinaus.“

Sie stand widerstrebend auf und folgte ihm.

An der Tür schrie er sie an: „Ich weiß es, du hast das Kind getötet.“

Sie sah ihn fragend an.

Dann zuckte sie die Achseln: „Was soll das . . . wenn du gehen willst, dann geh.“

„Oho, so leicht nicht. Du hast mich verfolgt und niedergestoßen. Wo du nur konntest. Du hast mich belogen, betrogen, du, du, du. Du hast dich in mir festgekrallt, mich ausgesaugt, du hast gehetzt, und alles, woran ich hing, zerrissen, du erinnerst dich der vielen Scenen, du bist auf die Straße und unter Leute gegangen.“

„Es ist aber auch immer etwas vorangegangen.“

Sie schien sich verteidigen zu wollen, aber ihr Gesicht bekam einen müden und gleichgültigen Zug.

Er drängte sie gegen den Pfosten und hatte die Faust geballt.

„Ich weiß, es geschah nicht gegen mich, sondern aus Haß gegen das Kind, das du getötet hast. Das ist das Trennende. Ich fühle es jetzt, ich würde mich anders rächen.“

„Du wolltest ja das Kind nicht.“

„Oh, du wagst viel . . . ich habe gesprochen, wie alle sprechen. Du hättest es heraushören müssen. Wie ich dich gebeten und gebettelt habe . . .“ er schwieg erschöpft.

Er fühlte, wie seine Stellung zu wanken begann.

Sie sah ihm forschend in das zuckende Gesicht und sagte kühl: „Ich hatte mir ein Zusammenleben auch anders gedacht.“

Ein Geständnis durchzuckte ihn. Irgendwo mußte in seiner Rechnung ein Fehler sein, ein taktischer Mißgriff, der alles ver-

loren machte. Er sah keinen Ausweg mehr.

„Vielleicht hast du mich geliebt, gewiß, auf deine Weise, aber das vernichtet mich, ich will nicht mehr."

Er suchte nach Anzeichen der Qual in ihrem Gesicht, er lauschte in ihr Inneres nach einem Ruf.

Sie holte tief Atem, aber ihre Miene blieb kalt und unbeweglich. Sie schien das meiste schon vergessen zu haben.

„Gib mir das Kind . . ." schrie er.

Er stieß einen gurgelnden Laut aus und stürzte wieder auf sie zu.

Er hatte vielleicht sagen wollen: Komm doch jetzt, sei gut.

Sie war im Innern des Hauses verschwunden.

Er wartete fast eine Stunde. Es war in ihm alles wie ausgelöscht.

Wo mögen nur die Männer sein, dachte er, warum singen sie nicht mehr, ob sie noch drin sind und so.

Aber er ging nicht hinein.

Er lief rings um das Haus und schließlich immer schneller und dachte, so wage es nur, warte, das wäre das Letzte, wage es nur, und dann lief er plötzlich den Weg weiter, als ob er gegen sich selbst Sturm laufen müßte, daß er nichts sah und hörte.

In fieberhafter Spannung lief er keuchend weiter.

An einer Wegkreuzung blieb er stehen und wählte dann einen wenig betretenen Seitenpfad.

So, dachte er, jetzt bin ich sie los. Er wiederholte es sich immer wieder: Jetzt gibt es kein Zurück.

Er entwarf einen Brief: Liebste Lena, jetzt bin ich sie los.

Es kam ihm bald wieder abgeschmackt vor.

So nicht, fühlte er, etwas hat sie schließlich doch bedeutet, vielleicht sehr viel.

Er verbesserte sich: Lena, rette mich. Siehe, ich komme zu dir. Krank und ausgestoßen. Claruschka, deine Schwester, weiß, was ich leide. Sie ist auch meine Schwester. Darum liebe ich dich. Während die andere mich zerfrißt. Ich will mich unterordnen deinen Augen, die über die Qualen von Jahrhunderten schauen. Sie sind unerforschlich wie die Wälder deiner Heimat und weiß wie die Fluten, von denen du singst. Laß mich mein Leid bringen und in sie versenken.

Mit jedem Schritt fühlte er die Spannung verflachen.

Er bohrte sich mit verzweifelter Anstrengung in die Erinnerung hinein, aber er wurde immer gleichgültiger.

Schließlich sank er ermattet am Wegrand nieder.

Ich bin die Spreu, die man aussondert, dachte er, ich habe kein Recht mich anzuklammern.

Sein Gesicht war in tiefstem Schmerz verzerrt.

Er fühlte, wie etwas heranschlich und ihn umgarnte, etwas heraufkroch und sich über ihn beugte, sich etwas hineinfraß und wucherte.

So sah er Maria.

Ich kann nicht, jammerte er.

Er fühlte es keimen, vor dem er zitterte und dem er sich hingab.

Wenn es die Heimat ist . . .? jubelte er.

Ein Blitz ließ ihn emporschnellen.

Über der Höhe entlud sich ein Gewitter.

Er sah kaum drei Schritt, die Bäume wimmerten unter dem Hagel, Quellen erstanden und rollten Felsblöcke vor sich her, der Tod brach sich Bahn und zerschnitt mit seiner Sense den Weg.

Maria – Maria.

Die Schreie stiegen gegen den Donner und zerfraßen ihn, daß er von Fels zu Fels fiel und starb.

Das Unwetter zog vorüber.

Er lag am Boden und hielt eine Wurzel umklammert.

Es war ihm, als wäre er eins mit dem Tosen, als wüchse er riesengroß empor und hätte einen hellen Klang, wie Stahl.

Ich habe sie geschlagen und ihr Blut vergiftet. Sie ist das Urewige und Zeitlose, das ich einzuordnen vermessen war, der Strom, den ich in meinen Händen zu sammeln glaubte, ich Tor.

Sie ist das Brot, von dem ich esse, und die Blume, von der ich trinke. Sie ist mein Atem, und meine Fußstapfen zeigen ihr Bild.

Sie spricht in mir, ihre Hand ist die Krücke, an der ich gehe.

Ich vermessener Tor.

Ich krieche an den Abgründen.

Ich zücke das Messer gegen sie.

Ich zerfleische mich nach jener Stimme.

Ich speie ihr ins Antlitz und wühle im Schmutz.

Sie lacht und weint, und ich verstehe nichts, ich höre nicht,

wenn sie mich ruft, ich sehe nicht, wenn sie sich schützend vor mich stellt.

Es ist ein Band, das weit ausspannt und wieder zusammenschnellt, ächzt und rattert, wimmert und schreit.

Und ich warte, daß es zerbricht.

Blitzschnell durchzuckte ihn wieder die Frage: Und wo ist die Heimat?

Aber es huschte im Augenblick vorüber. Er lächelte still vor sich hin.

Es ist doch ein schönes Gefühl, geschlagen zu sein, dachte er. Ein Besiegter ist einer, der einen Teil einsetzt und das Ganze gewinnt.

Er lief zu jener Wegkreuzung zurück und bog dann die Hauptstraße ein.

Er war nicht allzu sicher. Er erwog tausend Möglichkeiten, machte tausend Pläne und verwarf sie alle wieder.

Er hatte die unangenehme Empfindung, als ob er von einem Schwarm giftiger Insekten verfolgt würde. Es quälte ihn, daß er so vor sie hintreten sollte, ab und zu durchzuckte ihn die bange Frage, ob er sie auch finden würde. Er schämte sich, daß sein Inneres so offen lag, und körperliche Müdigkeit log ihm vor, daß er warten oder erst noch anderswo Unterkunft suchen müsse.

Er war völlig durchnäßt und zitterte vor Kälte.

Er empfand schließlich eine neckische Fröhlichkeit. Er kam sich vor wie ein Kind, das hinter einem Unglücklichen herläuft und schreit: Äh, bäh bäh, und mit dem Finger zeigt.

Völlig erschöpft langte er in dem in Aussicht genommenen Unterkunftshause an.

Sie war nicht da.

Er blieb völlig ruhig und wartete. Er gestand sich, daß er eigentlich nicht warte, sondern ausruhe.

Viele Stunden später kam sie erst.

Sie maß ihn mit kalten Blicken. Aber ihr Gesicht trug alle Spuren einer grausamen jagenden Angst.

Sie hat viel gewagt, dachte er, und gewonnen, aber sie hatte kein Vertrauen . . . wir sind quitt.

4.

„Ich will nicht mehr", sagte Maria und warf die Karten hinter sich auf das Fensterbrett.

Draußen regnete es.

Der Wald klebte an den Bergwänden wie ein schleimiger schwammiger Aussatz.

Sie spielten den ganzen Tag Karten, er gab sich Mühe, geschickt zu verlieren.

Von Zeit zu Zeit sagte sie, ich will nicht mehr, und warf die Karten hinter sich auf das Fensterbrett.

Sie sprachen nur, was auf das Spiel Bezug hatte. Wenige Worte. Sie sahen sich schweigend an. Als ob jeder in dem anderen etwas tief Geheimnisvolles, eine letzte Erkenntnis ergründen müßte. Sie merkten nicht, wie sie längst an einander vorbeisahen, durch die Fenster, den Wald und die Berge hindurch in eine unendliche Ebene, in der sie sich verloren.

Von Zeit zu Zeit sagte er: „Was wird nun . . ." und versuchte sich aufzurichten. Er vergaß, daß er wohl eine Antwort überhört haben mochte, er nahm wieder die Karten auf und sagte einen Trumpf an.

Und doch glimmte im Innersten ein Funken, für Sekunden leckten Stichflammen an die Oberfläche empor, es durchzog den Körper auf und nieder, etwas Weiches, Glitschiges, das sich ansaugte und Ekel erregte.

Ich will nicht, hörte er wieder und meinte, eine frische Brise müsse ihn forttragen, hinaus, weit fort. Weg von dieser Frau und ihm Frieden geben.

Blitzschnell durchzuckte ihn der Gedanke, daß er ihre körperliche Nähe nicht mehr ertragen könne, ließ ein Gefühl von Unbehagen zurück, das sich steigerte.

Er begann zu erzählen.

„Neulich träumte ich von dir.

Du warst von mir gegangen, und ich suchte dich.

In einem Konzertgarten glaubte ich dich gefunden zu haben. Du saßest in einem Kreise von Männern, die wie Kellner und Zuhälter aussahen, und schienst sehr vertraut zu sein. Du warst wie ein Vogel, der im Nest sitzt. Ihr lachtet alle sehr laut, du erzähltest etwas und langtest ständig mit den Armen über den Tisch. Ich mußte denken, so muß es sein, wenn du den Kin-

dern Brot schneidest, und ich entdeckte an deinem Körper, daß er eckig war und starke Knochen hatte. Es war so, daß man hätte sagen müssen, diese Frau hat viele Kinder. Sie ist gut für den Staat.

Ich war sehr bestürzt.

Ich lief in weitem Bogen um den Tisch und traute mich nicht, mich bemerkbar zu machen.

Ich fühlte, daß du von mir sprachst.

Aber seltsam, es traf mich nicht.

Ich wußte wohl, daß alle über mich lachten, aber ich war so ruhig und dachte, das ist gut so, daß alle über mich lachen. Es ist ein so weiter Abstand.

Nur die Neugierde empfand ich, zu sehen, ob du das wirklich warst, du verstehst, ich zweifelte noch.

Einer der Männer hatte einen Buckel. Ich erinnerte mich plötzlich, daß du von einem Vetter gesprochen hattest, der nach deiner Schilderung einen Buckel haben mußte.

Ich war wie erlöst.

Ich hatte fast Mitleid mit dir.

Ohne daß es mich quälte.

Aber ich wollte dennoch die Gewißheit haben, ich merkte, wie ich mit mir kämpfte, denn ich dachte mir, laß doch, es hat ja doch keinen Zweck, es ist gut so.

Ich mochte wohl lange Zeit überlegt haben, auf einmal rief ich laut mehrmals hintereinander: Hilpert – Hilpert. Wie wenn man kurz eine Kugel nach dem Ziel stößt.

Ich dachte, der Bucklige würde bei dem Klang seines Namens erschrecken oder schnell sich umdrehen und nach einem Bekannten ausschauen, aber er drehte nur langsam den Kopf mir zu und drohte lächelnd mit dem Finger. Wie wenn ein herzensguter Vater sein Kind schilt und sagt: Sei brav.

Mir war es, als hätte ich einen Schlag bekommen. Ich fühlte erschreckend deutlich, daß alle von meiner Anwesenheit wußten, ja daß sie selbstverständlich war.

Es quälte mich so, daß ich erwachte.

Ich hörte dich im Nebenzimmer in deinem Bett, ich empfand deinen Körper so weich und lichtstrahlend, daß ich mir eingestand, du seist vielleicht doch anders als jene Frau."

Sie sahen wieder lange Zeit schweigend durcheinander hindurch.

Sie hatte den Kopf auf die Hand gestützt und schien zu lauschen. Er hätte es gern gesehen, wenn sie gelächelt oder irgendeine Bemerkung gemacht hätte. Sie blieb unbeweglich und schwieg. Er dachte an die Möglichkeit, daß sie eingeschlafen war.

Er empfand seine Unruhe wachsen. Es war als ob ihn die Fangarme eines Ungeheuers erfaßt hätten, es lastete etwas auf ihm und drohte ihn zu ersticken. Sein Atem ging kurz.

Er sah sie plötzlich mit flackernden Blicken an.

Seine Stimme bekam einen rissigen Klang:

„Manchmal erinnere ich mich jenes Auftritts, als ich mit dir in einer fremden Stadt in ein Tanzlokal ging. Ein Orchestrion spielte. Es war ein Lokal, das in sehr schlechtem Rufe stand, aber ich wollte durchaus hin, du weißt, es war eine Laune, und ich war von der Reise sehr abgespannt."

Er sprach zusehends schneller, als wollte er etwaigen Einwendungen zuvorkommen. Er sprach über sie hinweg wie zu einer fremden Person, die hinter dem Fenster stand.

Eine Empfindung drängte sich ihm auf, die er beiseite schob.

Ach was, dachte er, ich werde es ihr zeigen, nein, ich muß das sogar und gerade jetzt.

Er suchte in ihrem Gesicht nach Spuren von Unruhe und lächelte boshaft.

„Ich habe mich damals dumm benommen, ich weiß das, aber du mußt verstehen, ich konnte nicht anders, ich mußte zu ihm gehen und um Entschuldigung bitten. Es war ja lächerlich, er kommt da auf dich zu, schlägt dir die Faust ins Gesicht und schreit, du hättest ihm Geld mitgenommen. Ich kann nur immer nicht verstehen, daß du dich mit ihm prügeltest. Es war ja gleich, was er auch sagte, aber du gebrauchtest Ausdrücke, daß alle lachten. Du sagtest damals, du wärest noch nie in dieser Stadt gewesen, es war seltsam."

Er hielt plötzlich inne.

Ihr Gesicht bekam den ihm bekannten abweisenden Zug, wurde kalt, fremd, als wolle sie einem neu hinzutretenden Unbekannten zurufen: Wer spricht eigentlich hier.

Er nahm schnell die Karten wieder auf und sagte einen Trumpf an. Er fühlte sich in die Tiefe stürzen, die Erkenntnis seiner Feigheit war ihm so beschämend, daß das Blut ihm in den Kopf stieg. Er wartete nicht erst ab, ob sie auf das Spiel

einging und legte die Karten wieder hin. Er tat es behutsam, als habe er etwas Kostbares in den Händen, und hielt den Kopf gesenkt. Sie fragte leichthin: „Wo hast du deine Freundinnen eigentlich kennengelernt".

Er schwankte einen Augenblick, ob er auffahren sollte, und antwortete ruhig: „Du weißt es ja, bei jenem Fest." Es klang, als ob er die Frage erwartet hätte.

„Und du bist dann sofort zu ihnen gegangen . . . du bist dort sehr intim?"

Er sagte ruhig und in belehrendem Tone: „Du kennst nicht die Sitte ihres Landes. Man ist wie Bruder und Schwester."

„Ich hätte das nicht von dir gedacht." Sie sprach leise mit zitternder Stimme in Erinnerungen versunken: „Du solltest ganz mein sein, ich wollte jemanden haben, zu dem ich hätte aufblicken können."

Er stieß hervor: „Und da hast du alles getan, das Schlimmste, was überhaupt ein Weib tun kann . . .?"

„Was hab ich denn getan . . ." sagte sie leise, „alles ist von dir aus hervorgegangen, du hast mich gehetzt, wo ich bei dir die Ruhe gesucht habe."

„Und was ist schließlich, es war ja nicht so schlimm, du hättest zu mir kommen sollen."

Eine Flut widersprechender Gedanken stieg in ihm auf. Als wenn in ihm alles zerreißen sollte. Er ballte die Faust.

„Siehst du, du hast mich gebeten, immer ganz offen zu sein," fuhr sie fort, „ich habe in der ersten Minute unseres Zusammenseins gezittert, enttäusche mich nicht, nur du nicht, es tut mir so weh, aber ich habe nicht das gefunden, was ich suchte."

„Was soll ich denn tun . . ." schrie er, aber er bereute es sofort. Sie sprach unbeirrt weiter: „Du hast mich immer allein gelassen. Du hast deine Freunde und deine Vergnügungen. Was habe ich, und ich habe dich so lieb . . ."

Sie schwiegen wieder eine Zeitlang.

Die Stille des Zimmers und das gleichmäßige langsame Anklatschen der Regentropfen ließen ein Grauen entstehen, das riesengroß emporwuchs, es war ein unförmiger Koloß, der lautlos und unabwendbar niederglitt. Es war, daß man lauscht nach dem Knistern der erwürgten Fleischmassen und dem Splittern der zerriebenen Knochen, daß man sich sehnt nach Krachen und Getöse, aber man hört nichts. Es war, als ob ihre

Körper sich in einem verzweifelten Lachen schüttelten.

Er fühlte: Vielleicht hat sie recht. Sie ist eine Spinne, ich verstehe es nicht. – Hat sie nach mir gefragt?

Sie saß ihm gegenüber wie festgebannt.

Er starrte sie unverwandt an. In seinen Blicken lag der Todesschrei eines Tieres. Er fühlte die Wellen über sich zusammenschlagen.

Dann stand er plötzlich auf und sagte gelangweilt: „Leck mich . . .“ und gebrauchte einen Ausdruck, der für die Abonnenten einer Leihbibliothek nicht passend ist.

Sie lächelte still vor sich hin.

„Ja, ja, mein Lieber . . .“

Er lief im Zimmer hin und her, ging dann hinaus und schlug die Tür hinter sich zu. Als er im Wald drin war, mäßigte er seine Schritte.

Es ist zu lächerlich, dachte er, was wird sie jetzt tun . . .

Er rief alle Empfindungen und Gefühle aus sich heraus und ballte sie zusammen, ich muß ihr ganz nah sein, fühlte er, sie muß in mir sein, ich will den Schrei fühlen in mir und in Ohnmacht zittern, aber ihr Bild zerfloß wie Nebel.

Es blieb kaum noch ein Hauch, der ihn wärmte.

Er lachte gequält.

Immer zu, dachte er, es geht auch so. Aber die Nervanspannung ließ merklich nach. Die Augen füllten sich mit Tränen.

Ich kann nicht, stammelte er, es gibt einen Berg, über den man hinwegkommen muß. Es geht nicht an, im Galopp zu laufen. Man muß auch vorbereitet sein. Die Liebe ist zu wenig, und die Erkenntnis, ein Bruder zu sein, ist wie ein Sturz. Man verliert wieder ein Glied und ein gut Teil Aussicht auf Erfolg.

Gleichgültigkeit drängte sich ihm auf.

Es ist fast aussichtslos, dachte er, also ruhig weiter.

Er kehrte ins Zimmer zurück.

Sie plauderte lächelnd mit dem Wirt. Als sie ihn kommen sah, sprach sie davon, daß sie bald abreisen müsse. Er murmelte etwas von Geschäften, die er erledigen müsse und von Einladungen und ähnlichem.

Sie sprachen noch den ganzen Tag von Gleichgültigem. Wie vertraute Freunde.

5.

In dem dürftig möblierten Pensionszimmer, das Claruschka und Lena bewohnten, brannte noch Licht.

Es war bereits in den ersten Morgenstunden.

Claruschka lag angekleidet auf dem Bett und starrte suchend durch das Halbdunkel. Lena saß am Tisch, den Oberkörper vorn übergebeugt und schlief.

Claruschka erhob sich leise, nahm die Balaleika von der Wand und sang, sie betete mehr, ein altes finnisches Volkslied.

Sie sang verhalten zitternd gedämpft. Mit einer Altstimme, die wie ein Schwan sich über dem See erhebt und sich rings umschaut, bevor er den Flug in eine neue Heimat antritt.

Die Balaleika weinte.

Es war ein Lied, das man bei Hochzeiten singt. Diese Lieder sind voll Schilderungen des bevorstehenden Glücks, sie schreien nach Schnaps und fröhlicher Ausgelassenheit und enden in einem rasselnden Tanzrhythmus. Man sieht hüpfende Weiberschenkel und hört das knarrende Stampfen der Bauerstiefel.

Aber sie haben eine zerstörende Melodie. Die frieren macht, die an die Gurgel fährt und giftig ist wie Strychnin im Hochzeitskuchen.

Es ist als ob einer dahinter steht, ein Abgewiesener, ein Verzweifelnder, einer, der lautlos schreit, der wie aus Marmor gemeißelt vor Schmerzen sich krümmt, der das Messer zückt und die Brandfackel ins Haus werfen wird.

Lena schlug die Augen auf.

Ihr Gesicht war eingefallen und von Natur schmal. Ihre schwarzen großen Augen waren stumpf und immer wie in einen Schleier gehüllt. Sie gaben dem Gesicht eine Müdigkeit, wie der erloschene Krater eines Vulkans, zu der im seltsamen Gegensatz die scharf hervortretenden Backenknochen waren, die roh und herrschsüchtig aussahen, und die man wie Peitschenhiebe empfand.

„Willst du jetzt mit mir gehen?" Sie sprach zaghaft und schien von vornherein Abschied zu nehmen.

Claruschka hatte die Augen voll Tränen, sie antwortete nicht. Sie sang weiter. Noch leiser, noch verschwimmender und dennoch wilder, aufreizender, quälender.

Es war, als ob die Balaleika wimmernd zeterte und zankte:

Seit Jahrtausenden leben die Menschen zusammen und haben es nicht gelernt, von einander zu gehen. Ein Haus stürzt zusammen, ein Stein reißt in die Tiefe, aber die Menschen jammern und stützen sich und stürzen dennoch ihr Lebenlang. Sie haben sich einen Rausch aus der Trennung gemacht. Sie leben von ihren Tränen, den letzten Grüßen und einsaugenden Blikken und einer langen verrieselnden Qual. Und doch ist es ein letztes Aufzucken der menschlichen Schwäche, ein Schrei, ein erlösender schriller Klang. Wie wenn eine Kette bricht, ein Haus zusammenstürzt und ein Stein in die Tiefe reißt. Als Claruschka aufhörte, sagte Lena mit zitternder Stimme: „Ich will sie alle grüßen von dir. Ich werde ihnen sagen, daß du bald kommen wirst."

Sie hielt inne, als koste es ihr große Überwindung weiterzusprechen, dann fuhr sie fort: „Mein Mann wird ja bald die Stellung wechseln, nach einigen Monaten, ich habe dann mehr Freiheit, und wir können wieder so zusammen sein wie früher."

Sie stand erschreckt auf.

„Claruschka, was tust du . . ."

Claruschka hatte die Balaleika in die Ecke geworfen.

„Siehst du, auch er ist von uns gegangen. Ich traf ihn gestern auf der Straße. Er taumelte fast an mir vorbei. Es war, als ob er mir zuschreien wollte: Rette mich doch. Aber er lächelte so sonderbar, daß ich mir dachte, ich dürfe es nicht, und so gingen wir fremd an einander vorbei. Auch er hatte dich geliebt."

Claruschke lachte geringschätzig.

Lena begann sich zu ereifern, ihr Gesicht war gerötet.

„Warum quälst du mich von neuem? Du, du hast doch mit ihm gespielt, ihn in die Arme der anderen getrieben, vor der er sich bei dir retten wollte. Ja du."

„Was soll das . . ." Claruschka ging mit aschfahlem Gesicht auf Lena zu.

„Und auch mir hast du ihn weggenommen, wie du mir immer alles genommen hast."

Sie standen sich gegenüber, kalt, mit durchbohrenden Blikken.

„Was willst du denn mit einem Mann . . ." zischte Claruschka.

Lena schwieg. Das grauenvolle unheimliche Schweigen, mit dem man sich tötet.

„Lenuschka . . ." sie wollte ihren Arm fassen.

„Bitte laß mich – ihre Stimme klang frostig – er ist mit der anderen in die verstecktesten Waldwinkel gelaufen und hat sie gewürgt, er hat sie nackt in den Wildbach gestoßen und mit Steinen beworfen, ich habe seine Schreie gehört, ich wäre bei ihm gewesen, aber blieb allein und machte alles wieder gut."

Auf ihren Lippen spielte ein triumphierendes Lächeln.

Claruschka stieß hervor: „Ich will nicht, ich habe ihn beobachtet, er sieht verschlagen aus, ein Verbrecher."

„Und doch hast du heut Sergei hinausgeworfen . . ."

„Lena – ihr Atem ging schneller – warum bist du noch in der letzten Stunde so hart . . ." Ihr war, als ob sie etwas von sich abschütteln müßte. Dann lächelte sie: „Weißt du denn nicht, daß er wiederkommt?"

Lena sagte dumpf: „Ja, wo soll er wohl hingehen . . ." und nach kurzem Schweigen: „Auch ihn hast du mir genommen."

Claruschka hatte einen boshaften Zug im Gesicht, sie schien etwas sagen zu wollen, aber sie unterdrückte es.

„Du fühlst, wie er dir entgleitet und hetzt ihn müde." Funkelnder Haß sprach aus diesen Worten.

Claruschka wandte sich ab, sie mühte sich zu lächeln.

„Du beobachtest sehr scharf," höhnte sie.

Dann warf sie sich wieder aufs Bett und begann zu weinen.

Lena ging zu ihren bereits fertig gepackten Sachen und schien noch etwas ordnen zu wollen.

Durch das Zimmer gellten Schreie.

Claruschka war vom Bett geglitten, krallte sich in den Teppich und schlug mit den Füßen um sich.

Die Schreie waren stoßend und gingen in ein keuchendes Gurgeln über. Lena war hinzugetreten und stand aufgerichtet neben ihr.

Ihr Gesicht blieb unbeweglich. Es war fast, als mühten sich ihre großen schwarzen Augen zu glänzen. Als wollten sie frohlocken: Jetzt habe ich dich.

Dann schien sie in sich zusammenzusinken, sie hob Claruschka auf und streichelte sie. Sie legte sie aufs Bett und sprach beruhigend auf sie ein.

„Wie häßlich du doch bist . . ." weinte Claruschka, fast mit

glücklichem Lächeln.

Lena schwieg.

Sie sprachen dann von der bevorstehenden Reise. Sie saßen beide am Bettrand eng aneinander geschmiegt. Wie Tauben.

Von draußen kam ein Poltern und dann ein scheues Kratzen an der Tür. Die Tür wurde schüchtern geöffnet und Sergei trat ins Zimmer.

Sein Gesicht war aufgedunsen, er roch nach Branntwein und schien sehr betrunken. Er zwinkerte mit den Augen und hatte anscheinend Mühe, sich im Zimmer zurechtzufinden.

Er ging auf Claruschka zu und gab ihr die Hand.

„Denke dir, ich war heut in sehr netter Gesellschaft." Er sprach sehr heiser und suchte vergeblich seinen Worten eine gewisse Leichtigkeit zu verleihen.

Claruschka verzog keine Miene und sah abweisend aus.

Lena machte sich wieder an ihren Sachen zu schaffen.

Sergei setzte sich an den Tisch, das Gesicht Claruschka zugewandt.

Nach einer Weile sagte Claruschka: „Deiner Stimmung nach muß sie sehr nett gewesen sein . . ." und lächelte boshaft. Sie fügte aber schelmisch hinzu: „Du Teufel."

Sergei lachte befriedigt: „Geärgert vorhin hat es mich schon. Deine Worte bohren sich direkt ein – er versuchte zu lächeln – Du hast manchmal Ausdrücke, über die man wirklich nicht so leicht hinwegkommt."

„Es ist wohl auch nicht alles so schlimm gemeint," warf Lena ein.

Claruschka verzog ihr Gesicht.

Eine Zeitlang war peinliches Schweigen.

Sergei fühlte sich bedrückt und begann mit überlauter Stimme zu erzählen.

„Ich bin da von einem Bekannten in eine Gesellschaft junger Amerikanerinnen eingeführt worden. Es war entzückend. Es weht eine ganz andere Luft um diese Menschen."

Er hielt etwas inne, wie um abzuwarten, ob jemand etwas sagen würde. Da aber niemand antwortete, fuhr er fort:

„Es kommt einem vor, als ob sich diese Mädchen jedem auf den ersten Blick anbieten, man wird dies Gefühl nicht los. Aber sie sind im Innern wie Stein. Kalt und herzlos, wenigstens denke ich mir das. Sie lachen über den Mann, wie über ein We-

sen, das irgendwo als Sehenswürdigkeit auftritt und bezahlt wird."

Claruschka, die ihn während seiner Erzählung kühl berechnend angeblickt hatte, warf ein: „Waren das deine Erlebnisse? Du sagtest, du hast dich wohl gefühlt . . ."

„Ja, wir haben zusammen gespielt. Ein Spiel mit einem Namen wie Vogelgezwitscher. Sigisby. Übrigens hat sich kürzlich jemand wegen dieser Mädchen erschossen. Er wußte gar nicht mehr, in wen er sich eigentlich verliebt hatte."

Lena lachte.

Claruschka fragte gereizt: „Nu . . . und das Spiel?"

„Ja, ach so. Jedes der Mädchen muß sich aus dem Vornamen der Anwesenden Buchstaben herauswählen, die wiederum einen männlichen Vornamen ergeben müssen. Wer von den Herren dann das Glück hat, einen so gefundenen zu besitzen, ist dann der Sigisby dieses Mädchens."

„Wird dann geheiratet . . ." lachte Lena.

„Ich habe jemanden danach gefragt. Der sagte, es sei soviel wie Seelenfreund."

Claruschka lachte auf.

„So einfach ist das nicht," fuhr Sergei fort, „man küßt sich dann oder geht hinaus, jedenfalls wird man wohl in Amerika gleich heiraten. Die Gesellschaft hat mir wirklich wohl getan, es ist so erfrischend, Mädchen mit eisiger Schärfe, ihre Glieder singen."

„Und dort bist du also zu finden . . ." sagte Claruschka.

Sergei horchte auf.

„Ja wieso, wie meinst du das . . ."

„Ich wundere mich nur, daß du nach alledem noch die Frechheit besitzt, hierherzukommen."

Sergei sprang auf. Er schien die Beherrschung verloren zu haben, er hielt sich nur schwankend auf den Beinen.

„Fängst du wieder an," brüllte er, „du, nimm dich zusammen."

Er ballte drohend die Faust.

„Bitte, keine Scene, da hinaus . . ." sagte sie kühl und wies auf die Tür.

Sergei rührte sich nicht.

Lena mischte sich ein. „Aber um Gotteswillen, Claruschka, was ist denn weiter."

„Laß mich, ich habe die Sache satt." Sie spie vor ihm aus. „Mag er hingehen, wohin er will."

Sergei wollte etwas herauswürgen, vielleicht eine Bitte um Verzeihung, er machte ein treuherziges Gesicht. Er kämpfte mit sich und schwieg.

Lena schaute Claruschka lange fragend an, sie schien zu lauschen. Es lag unsägliche Verachtung darin und ein Ruf und wie ein Versprechen. Dann haschte sie nach ihrer Hand und sagte kurz: „Lebwohl".

Sie nahm ihre Sachen und ging hinaus.

Auf der Straße holte sie Sergei ein.

Er begleitete sie zum Bahnhof.

Sie gingen schweigend den Weg.

Sergei schien sich auf etwas vorbereitet zu haben, er machte vor der Halle Miene zu sprechen, aber im Gewühl war Lena verschwunden. Er lief dann am Zug hin und her und schrie fortwährend: Lenuschka. Er erschrak vor den klagenden Lauten, die die Halle ihm zurückrief. Es klang wie das Heulen eines Hundes.

In einer seltsamen Erregung voll lachender Verzweiflung trat er wieder auf die Straße.

An der Ecke stand ein Mädchen und weinte.

Sergei blieb stehen, ging dann lächelnd zu ihr und redete sie an.

Sie sah mit einem entsetzten Blick zu ihm auf.

Als er sie näher ausfragen wollte, weinte sie heftiger.

Er führte sie zu einer Bank in einem in der Nähe liegenden Garten und redete ihr gut zu.

Sie setzte allem ein Schweigen entgegen, es war nur soviel aus ihr herauszubekommen, daß sie irgendwo Geld verloren haben mußte.

Aha, dachte er, es ist eine von den vielen, ein alter Trick.

Aber es belustigte ihn weiter den Harmlosen zu spielen.

Er versprach ihr zu helfen.

Sie hielt die Zähne aufeinander gepreßt und schwieg. Sie hatte weit aufgerissene Kinderaugen. Das ist gut so, fühlte er.

Er versuchte immer wieder mit ihr in ein Gespräch zu kommen, aber seine Bemühungen waren erfolglos.

Sie blieb neben ihm sitzen und rückte näher, wenn er erschöpft eine Pause machte.

Ein toller Einfall, dachte er, es ist noch kein Verkehr und so abgeschlossen, man sieht nichts.

Sie ließ sich willenlos gefallen, daß er sie streichelte. Sie verzog keine Miene. Schließlich drückte er sie auf die Bank und gebrauchte sie.

Sie saßen noch eine Zeitlang schweigend.

Er empfand ein unerklärliches bedrückendes Gefühl, er begann wieder zu reden und kicherte dabei vor sich hin. Er sah in die unbeweglichen weit auf gerissenen Kinderaugen, als ob er ein Geheimnis ergründen müsse.

Er bot sich an, sie zu begleiten.

Sie gingen schweigend ein Stück. Dann wühlte er in seinen Taschen und drückte ihr ein Geldstück in die Hand.

Sie ließ es zu Boden fallen, ohne nur einen Finger zu rühren.

Er hob es auf und gab es ihr wieder, aber die Hand behielt es nicht.

Er bat um ihre Adresse und wiederholte wohl zwanzigmal die seine.

Sie gab keinen Laut von sich, aber sie folgte ihm.

Er schwitzte.

Er hatte nur noch einen Gedanken, fortzukommen, er hatte um Hilfe rufen wollen.

Die erste Tram fuhr vorbei. Er ließ sie noch ein Stück fahren, lief dann wie gehetzt nach und sprang hinauf. Er preßte sich an die Messingstäbe und starrte unverwandt nach vorn. Er hätte sich um keinen Preis von diesem Platz wegbringen lassen.

Als er nach stundenlangem Umherirren zuhaus anlangte, dachte er wie erlöst: Immerhin war ich nicht der erste . . .

Er zitterte noch, als er in Claruschka's Zimmer trat.

BEMERKUNG

Die vorliegende vierte Folge unserer Vorarbeit ist zusammengefaßt in dem Mühen um Weisheit und Leben. Es ist schwer das Leben, wenn es Erleben sein soll, es ist ein überaus hohes Gut und es ist noch niemand unter uns, der das Sein voll erschöpfen könnte in allen seinen Wirkungen und seiner Wucht, aber es deucht uns doch gering und nutzlos und des Wegwerfens wert, sollten wir seinen Sinn für den und die Menschen und seine Folgerungen nicht erfassen können und von Atem zu Atem bestätigt finden. So wagen wir denn die Weisheit, das Wissen, die Wucht dem Leben voranzustellen. Und alle die Zwischenstufen, Freundschaft, Macht zueinander und Zerstörung. Das Wenige, was wir den anderen in und um uns sagen können, ist kurz nebeneinander gestellt, es handelt sich nicht darum, durch Worte überzeugen zu wollen, Gedankengänge aufzutun, an die man sich klammern soll, vielmehr fremde und unsere Ohnmacht, Verzweiflung, lastende Verantwortung und die Sekunden lichten und unerträglichen Glücks zu bestätigen. Wenn ein kleiner Teil der Beiträge unseren Freunden bereits bekannt ist, so ist zu bemerken, daß diese Versuche unserer Mitwirkung in einer Zusammenfassung ihrem Wollen noch klarer zur Geltung kommen und uns selbst weiter helfen sollen.

Dr. Otto Gross. Franz Jung.

WIRKUNG UND WUCHT

Vorausgesetzt, daß etwas geschieht, und glücklich, der Träger dieses Geschehens zu sein – in wachem Bewußtsein – empfindet der Einzelne in der Spanne des momentanen Erlebens-Ablaufs einen toten bzw. rückläufigen Rest seines Ichs, ein Anschwellen von Empfindungen, die bei dem Versuch sie zu entknoten, den Widerstand des mit dem Ich verwachsenen ergeben. Das Leid – sofern nicht automatisch ein Ausgleich zueinanderstrebener Kräfte als Drittes erscheint und Träger des Gesamtgeschehens wird, zusammengesetzt aus der Projektion des Ich-Geschehens und dessen Aufnahme in einem zweiten Ich, im Anderen und dessen zuströmender Projektion – in seiner Gesamtheit als Wirkung des ersten gesehen. Es ist nun einmal so, daß einer nicht *viele* und nicht alle *sind*, sondern höchstens *ist*, daß der Vorgang des Zu- und Miteinander eine Folge und Bestätigung des Erlebens als Kraftentfaltung und Ablauf und Verbrauch im Rahmen eines erträumten Ganzen darstellt und in sich als höchst Ordnendes und Erhaltendes das plumpe und langweilige Leid der Tage erst aufzunehmen geeignet ist – sei es als unendlich verfeinertes „Leid" oder Glück oder Bewußtsein. Es ist dabei ganz unerheblich, ob später diese Begriffe eine neue Verfeinerung erfahren und sich zu neuen Grundlagen eignen und trennen.

Sicher ist, daß daraus für heute noch der Zwang zur Wirkung sich ableitet.

Wer noch *da* ist, muß diesen Zwang sich bewußt machen. Ich rede nur zu Leuten, denen dieser Zwang zum Unerträglichsten geworden und sich gleichsetzt mit Selbstzerstörung.

Alle Vor- und Zwischenstufen beiseitegestellt. Wer will, kann noch aufhören, hier weiterzulesen!

Der an der Notwendigkeit der Umwelts-Beherrschung Schwache, Verzweifelte von dem Wesen der Macht, pendelnd in zwingender Willkür des Zerbrechens und scheint's selbsicheren Verantwortung des Gebrochenseins – das fortgesetzt selbst sich Auflösende, Hingebende verträgt es schwer zu wirken. Weniger aus Last der Gegenwirkung, Aufnahme – zu den erlesensten Genüssen zählt die Demut – lediglich durch das Gesetzmäßige. Eine letzte Entscheidung rollt sich ab auf brüchig gewordenem Niveau. Eine Stufe tiefer soll das Weiter verankert bleiben?

Die Natur schreit: ja!! das Inferiore, die Mittel, die Erlöser, die Wirkung, Leid als Objekt. Jemandem bleibt die Möglichkeit, sich zu verkriechen.

Das Ich besteht darauf: nein. Das Ich will noch den Willen haben, nicht zu wollen. Will, nicht muß – Mehrgewicht des Erlebens vom Wissen. Leid als Subjekt. Ich gegen Ich. Aus dem „Eins, nicht Alle" (heute noch) als letzter Zwang geboren – zum dämmernden Willen zur Selbst-Zerstörung und Liebe und Auferstehung und Verherrlichung.

Diese Verwirklichung, Wirkung ohne Wirken, atemlose Balance im Zusammenbruch, Allmacht zum Selbst. . . und doch . . . voller Vielleichts. . . . angeschmiegt der Sünde, gut zu sein . . . sich leben lassen und wissen im Erleben fehlt gerade noch . . . und immer in bitterer Scham . . . und trotzalledem bereit, sich noch weiter leben zu lassen, weil alle leben, weil Ich auch noch Ich sein werde.

Das ist Wucht.

Wirkung gleich Macht und Ordnung und Friede und Menschlichkeit, erträglich durch Ausgleich, Gegensatz, Schwächen, Religionen, Verbrechen und Treue.

Wucht gleich Leid zum Glück. Teils unerträglich.

WENN ALLE WISSEN WERDEN

Die Zertrümmerung der Widerstände, die das Wissen des Einen von dem Andern trennt, ist soweit durchgekämpft, daß man bereits die einzelnen Punkte zu erkennen beginnt, von denen aus, sind sie erst einmal erreicht, die Durchsetzung des Seins mit dem Inhalt neuen Werdens anhebt.

Wohl der Entscheidendste ist, daß innerhalb der Voraussetzung des Glaubens an den Zwang fortfließender Auflösung der Wille bestehen kann, sich zu zerstören. Das Ich, in sich selbst abgeschlossen, aufzubrechen. Den Umweg automatisch sich abwickelnder Gedanken – immer nur innerhalb des Ich verstrickt – und deren Übertragung zur Äußerungsmöglichkeit zum Äußerungsbedürfnis abzulehnen. Eine Brücke von Einem zum Andern abzubrechen, die nur aufgezwungen ist, ein Notbehelf aus Schwäche einer noch frühen Entwicklungsstufe, die der Adel eines Ichs, das von sich *ganz* weiß, verschmäht und im gleichen Verhältnis zum vollen Erleben verschmähen muß. Möglich, daß sich Behelfende das dafür erfundene Wort Tragik wählen. Aber etwas Derartiges gibt es eben nicht.

Zu übergehen ist, daß *dem* entspringende Machtfülle und Unverletzlichkeit zur heutigen Umwelt voller Konflikte wird und rückentwickelnd schwelt, beinah als Beweis, daß das Sein begrenzt ist und der Körper zerfällt. Wer könnte *leben*, solange noch einer *stirbt*.

Der Mensch, nach dem wir schauen, wenn auch in uns selbst, soll glauben, wissen und Ich sein.

Es gibt bereits ein gradwegs Verbindendes, von dem schon viele von uns wissen, eine scheue Bestätigung wenn auch noch zerbrechlichen und getrübten Seins, Glück und Leid und erbitterte tiefe Auflösung – die Bestätigung des Geschlechts. Gewiß ist es für das Ich gefährlich, *ganz* zu wissen, daß Mitfreude gleich Auflösung gleich Vergehen ist – in den hinübergleitenden Bestimmungen der „Zeit", unaufhörlich und mit dem Einsatz des ganzen Menschen erkauft. Umschleiert von dem bohrenden Streben nach Macht, voll Erbitterung, Mut und Verzweiflung. Diese Balance ist gewißlich mörderisch und ohne das Glück des Alltags und dessen Freuden, sofern es nur überhaupt gelingt, Entgegenstehendes zu binden. Doch *Wir* wollen vorerst nur glauben dem kommenden Ich. *Wir* dürfen ja getrost

sagen: Wir wollen. Wir nehmens auf, wir werden hinausziehen, wir werden *da sein* und halten und vergehen.

Darum fließt es leicht, zu glauben, daß im Geschlechtlichen allein das Wissen ist. Das Wissen von mir zu Dir.

(Wer in der Lage ist, Folgerungen daraus zu ziehen, hat es im Augenblick schon getan!) Es wird beispielsweise sein, daß der Welt das Wesen der Frau näherkommt. Das tiefere Sein. Das Schweben im Sein des Anderen. Das hinauswirkende Miterleben im Sein des Dritten.

Denn ich glaube, daß das Weib wissend ist. Daß, wer im Wissen des Weibes lebt, wissend wird und zerbricht. Dem Weib fehlt noch das Gleichgewicht des Mitwissenden.

Auf der Suche nach einer Empfehlung: Es wird beispielsweise sein, daß die Frau vorher und allgegenwärtig wissen wird. Den Alltag. Es ist nur eine Frage der Mühe. Erstaunlich, daß Psychologen sich damit noch nicht herausgetraut haben. Dann hört das „Männchen" im Mann auf. Es wird ausgebrannt. Der Mann erstickt – vor Scham. Der Staat. Nur der Wissende bleibt. Wenn die Frau sich *erleben* würde, dem Mann auf die Beine zu helfen, wäre es morgen da. So aber. . . .

So aber erlebt der Mensch Licht, Steine und Schnaps und sich selbst. Natürlich. Immer nur sich selbst.

Wenn er Ich sein wird.

VORBEMERKUNG ZU MEINEM ROMAN „OPFERUNG"

Worauf kommt es an –

Das Leben zwischen den Menschen wird brüchiger. Die Geschehnisse des täglichen Hinvegetierens wechseln willkürlich die Farbe. Es hilft nichts mehr, eingreifen zu wollen, etwas herauszuheben, aufzublasen, anzupinseln – es sinkt wieder kraftlos zusammen. Sinkt vor Unsicherheit – die Systeme, Ideen, Religionen – tropft kärgliche Verzweiflung: Man setzt sich den Zylinder auf, hockt ergeben vor dem Grammophon, es ist so langweilig, sich der Entscheidung des Todes anheimzustellen, kaum ein flüchtiges Dämmern Besoffener – aber sperrt die Ohren auf! Aus den Vergewaltigungen der Straße, Mädchenmorden, Pferderennen, Messerstechereien, Hypothekenschiebungen, Kreischen, Hilferufen und der dunklen Blutschande quält sich ein Rhythmus, wächst auf die Beziehung zweier Menschen eingestellt und will sich verschenken . . . . . in seinen Schwingungen, die noch vergeblich hinausklingen, in seinen Verknotungen, die anschwellen, seinen Zusammenbrüchen, die noch überlaut das Maul auftun – der hergeholte Rahmen äußerer Geschehnisse gibt dem noch abseits Stehenden die verbindende Hand.

BEMERKUNG

Unter Technik des Glücks ist zu verstehen: daß Glück eine Sache ist, eine Angelegenheit oder Partei. Daß Glück käuflich, abstellbar und biegsam ist und meistens gegen den davon behafteten sich kehrt. Darum Technik des Glücks empfehlenswert. Technik ist: sich nicht völlig auffressen lassen. Lavieren – es hilft doch keiner, und sollte es einem einfallen, wird man sich dagegen wehren müssen. Keine Geständnisse, besser Fußtritte. Die Vorarbeit, von der die 6 Folgen dieser Heftsammlung sprechen, ist bald abgeschlossen. Der Hund hinterm Ofen hat sich nicht gerade gerührt, der Kreis der Zustimmenden ist geringer geworden, eine Mehrzahl beginnt sich gegen uns zu stellen. Feststellung.

VON DER NOT DES WIDERSPRUCHS

Die Existenzspannung des Einzelnen zwischen Recht und Unrecht, richtig und falsch, Kain und Abel, Christus und Judas meinetwegen – gehört der Vergangenheit an. Einem Zeitalter, das zertrümmert werden mußte, weil mein und Dein Vater noch als Vater darin lebten. Dazu beigetragen hat nicht allein das Wissen um die Beziehung der Menschen zu einander und deren Wiederspiegelung in allen Erscheinungen des äußeren Lebensablaufes, sondern die allmählich heller durchdringende Erkenntnis von der Beziehung der Menschen *gegen* einander. Vorausgesetzt, daß alle Tage im Jahre der Mensch einsam ist, also vorausgesetzt, daß der Einzelne aus sich selbst heraus im Rahmen der Umwelt den Linien und Kurven des Ich zu folgen sich müht – Leute mit festem Lebensprogramm sahen gerade noch den Arbeitsvertrag in der Tasche, höchstens Religions*stifter* zählen noch mit – ist es inzwischen an der Zeit, auch diese Einsamkeit aufzulösen.

Solange das In-Erscheinungtreten der Einzelexistenz aus der Erkenntnis der Unzulänglichkeit des Einzelnen, also aus der Masse heraus für ein Nebeneinander sich organisiert oder angenommenerweise organisiert werden muß, solange also das „Leben" die Bedingungen entscheidend beeinflußt – und nicht das „Erleben", die Differenzierung des Ich auf die Erscheinungsformen der Umwelt, die Auflösung des Ich durch die Organisation des Nebeneinander hindurch in der Spannung eines ungeheueren Leids samt einem ungeheueren Glück, so daß das Ich den Tod oder die Verkrampfung der restlichen Milliarden Lebewesen wissend, mitschwingend tragen kann, solange ist das Hineintragen von Ahnungen über die Wesenheit der Beziehung in diese Lebensform, in der wir noch alle von Stunde zu Stunde gleiten, der fatale lebensfeindliche Kompromiß, der in Konflikten schwelt ohne das Wissen um deren Weiter. Was geschieht schließlich damit, daß jemand sich manifestiert, er liebe die Menschen. Im Höchstfall eine Religion. Wo es sich doch darum handelt, die Vorbedingungen für das Erleben jener Beziehungswesenheit (eines Wir statt wir) im Ich zu gründen. Ich pfeife auf Verbrüderung, Gemeinsamkeit und alle die letzten Zuckungen jahrhunderte alter Staatsmusik.

Die Beziehung der Menschen *neben*einander erfaßt das Ge-

setz, die Staatsordnung und der Lebenskompromiß als in dieser Atmosphäre höchstmögliche Form des Erlebens. Ich finde, daß lediglich um die Differenzierungen dieses Kompromisses noch heute ausschließlich gestritten wird. Ein Für und Wider gegen derartiges schaltet hier völlig aus. Eine Beziehung *gegen*einander wurzelt in allem jenem Kompromiß Feindlichen, in der Härte darüber hinaus und in der Sentimentalität eines daran splitternden Zusammenbruchs. Man wird leicht daraus folgern können, daß eine Beziehung *zuein*ander im Vergleich zu dieser nur eine Frage atmosphärischer Einstellung ist. Das psychische Wetter kann darüber entscheiden. Zu oder Gegen wird immer der Ausdruck des tappenden Ichs sein, Unsicherheit, Schwäche. Darum liegt die Entscheidung: Das Gegen so zu differenzieren, daß es *nicht* mehr Programm wird. (Zu ist immer Programm). Den Widerspruch im Kreis zu bewegen, den Widerspruch gegen sich selbst. Endlich immer *nein* sagen, nein!

Damit alle nein sagen. Alle, die über das Leben hinaus erleben und in diesem Erleben noch einsam sind (sein müssen).

Damit diese alle einmal sich aufzuheben entschlossen sind, für – vorausgesetzt, daß Ich einsam im Kreise und Du einsames kreisendes Ich und Du Ich –

Und ich und du und Du und alle *mit* einander erleben. Miteinander erlebensfähig werden. Miteinander ohne Zu und Gegen, ohne Klischees wie Haß und Liebe, Religion, Weltgefühl und Zahnweh. (Ichgefühl.) Überhaupt ohne „Gefühl", sondern voll Wissen und Sein. Das Sein, das Dasein, tausendfach zersplitternd im Widerspruch mit allem als *neues* Sein. Wucht, Macht, Beziehung. Die neue Beziehung hebt an, unzerstörbar, da sie sich selbst jede Sekunde zu zerstören daran ist. Geläutert, da sie sich müht, sich immer wieder zu bedrecken, glückhaft, da sie sich vor Leid krümmt. Diese Beziehung des Miteinander kennt nicht Ja-sagen, solange Gesetze sind, d. h. solange nicht alle Ja-sagen „dürfen", solange selbst der Intellekt noch zurückschreckt, gegen das Gesetz der Schwerkraft, gegen den plumpen aufgezwungenen Ausgleich von Tag und Nacht, gegen Wärme und Kälte, gegen die Existenz von Löwen, Meer, Schmetterlingen, Steine – gegen die Sinne zu revolutionieren. Warum ist niemand von uns „Natur", daß er der Natur widerspricht!

Unser Sein zu hämmern!

Die Erscheinungen des täglichen Lebens werden zum willkommenen Rüstzeug. Die restlichen Milliarden Mitlebenden werden an unserem Sein erstarken. Du selbst wirst Selbst erstehen, wachsen. Dich ausbreiten in Leid, Verzweiflung, Freude und Schreien, Du sein.

In jener glückhaften Zertrümmerung jeder Beziehung um der Beziehung willen, in dieser Zerstörung des Ich wird einmal jetzt und in ferner Zeit das Wissen entstehen, schamhaft, winselnd, verlogen, brutal, glückberstend – vom Sein. Vom eigenen Sein um des Anderen Sein willen, und es ist so schwer zu ertragen – um der Einsamkeit des Andern, um der Auflösung jener Einsamkeit willen, selbst einsam zu sein und diese Einsamkeit gegen sich selbst zerstörend aufblättern sehen und sich sehnen.

Daß noch in uns die Kraft wühlt, Erlebnis werden zu wissen, das Du gleich Ich sein sich vorbereitet.

DAS WUNDER

Über das Wunder haben viele Jahrhunderte gar nicht nachgedacht, und das letztverflossene, das die Frage des Wunders zu einem Problem erhoben hat, war der Summe seiner Tendenzen nach das menschlich peinlichste. Ein Zeitalter der Aufklärung, in dem Brutanstalten, flüssige Luft und die Erkenntnis, daß der Mensch kopfsteht, psychologischer Gehalt alles Philosophierens, von Erkenntniskritik und Ethik sind, verfällt in seinen aus dem Erlebnis des Einzelnen heraus notwendig als Verzweiflung auftretenden Übertreibungen des Psychischen sauve qui peut der komischen Verzerrungen. Einer Komik, die dem heutigen Bewußtsein als Leid projiziert ein Teil des gegenwärtigen Erlebens ist. Es bleibt verwunderlich, daß sich nicht mehr Leute aufhängen.

Nur in diesem Zusammenhange ist jeder Krieg in Erkenntnis zu setzen. Keinem wird mehr einfallen, etwa das dem Einzelnen anscheinend Aufgezwungene nationaler Auseinandersetzungen im Rahmen technischer aus der Masseneinstellung hervorgegangener Vernichtungsmittel als Bewegung oder Willen gleichem Massenprinzip folgender Gemeinschaft, Organisation und Staat ansprechen zu wollen. Gar nicht zu reden davon, daß alten Überlieferungen des Köhlerglaubens nach derartige Gemeinschaften wieder nur Träger eines einzelnen zufälligen Willens sein sollen.

So weit ist es noch nicht, daß die Gemeinsamkeit aller Verdrängungen für jeden Einzelnen gleicherweise wärmend der erstrebte Schimmer einer restlos strahlenden Lüge ist. Die Wärmeschwankungen zwischen aufdämmernder Erkenntnis – konfliktkrank als Welteinsamkeit – und überstrahlender Glut des Sichverlierens ins Ungewisse persönlichen Heldentums – gemütstrunken als Neu-Schaffende wie als Zerstörer – sorgen dafür, daß die Balance gegenseitiger Kompromißbildung sich von Generation zu Generation zwar festigen kann. Allerdings werden die Ausschläge und Erschütterungen schärfer. Darum kann jeder Krieg niemals und gottlob der letzte sein. Vielmehr: werden die in solchen Zuckungen Verendenden eine Partei formieren und mit jedem Tropfen Blut eine Festigung hinausstrahlen, die von gerade noch Verendenden aufgenommen fortgesetzt weiter strahlt, eine Stabilisierung des Weltgeschehns durchset-

zen wird, die auf das psychische Walten übergreifend das Wunder bedeutet.

Nicht etwa, daß das Verenden sich gerade noch Auflehnender eine neue Masse ist, noch daß diese Partei das Ziel einer Machtentfaltung und Herrschaft in sich trüge. Der Kampf – das Ende – liegt eher im Auflehnen gegen den Widerspruch zum Verbrechen, gegen die Verfolgung des Unrechts, gegen den Versuch aufhalten zu wollen (mit jedem Mittel, daß einer von vornherein aus dem eigenen Blute heraus alles Bestehende zerstört und sich Selbst, sofern er besteht – und doch so nötig hat, zu stehen. (Das Stehen gegen Bestehen, wobei das Bleiben unerheblich wird).

Nur der Krieg: Einer gegen Alle – ist Erlebnis.

Aber was warten die Leute noch?

Das Wunder ist, kann man sagen, die Bewegung der Objekte, wobei der zufällig Einzelne weder mitschwingt noch Objekt ist. Die Projektion dieser Objekte, von Philosophen als Weltanschauung gestempelt, kristallisiert sich überragend als Schicksal oder Bestimmung oder sonst was, je ärmlicher der Einzelne zu den Objekten steht. *Der „Ich" erkennt überhaupt Objekte nicht an.* In der Spannung zu einem weniger bewußten anderen Ich (wobei im Hinblick auf das Obengesagte die Spannung bereits das Verendende ist) variiert und differenziert dem Einzelnen gegenüber die sich erschließende psychologische Reihe des Geschehens, projiziert auf Objekte, beliebig verschieden. Und so verschieden nach der Erlebenskraft des Einzelnen, daß Masseneinstellungen, sich selbst gegensätzlich, davon erfaßt werden. Die Sonne kugelt einem vor die Füße, oder verständlicher: man bringt es fertig, daß vierzig Tage kein Tropfen Regen fällt.

Glaubt heute wirklich noch jemand, daß das so schwer ist?

Worauf warten denn dann die Leute noch?

Ursache und Wirkung, eigene Glaubenskraft, Epatez les bourgeois, steife Haarhüte, langweilige Orgien zitternder Lebensangst.

Das Wunder, das Wunder-bare, -same, -volle, -schöne, -heilige, milde . . .

Hat jeder längst in der Tasche.

Wer wirklich das Ende weiß, wünscht nicht zu triumphieren, daß andere glauben – sofern er gegen sich selbst, gegen

Sonne und den Weltenraum zu sein sich anschickt.

Wir brauchen keine Sprache mehr.

Wir glauben bereits gegen unseren Glauben.

Und so fort.

Vom Alleinsein

Es kommt nur darauf an, sich selbst zu glauben; darin ist das Selbstbelügen mit allen Selbstzweifeln schon einbegriffen. Wer von sich erklären kann, er ist allein, der glaubt nicht mehr, geschweige denn, daß er die Kraft hätte, an sich zu zweifeln oder sich selbst zu belügen. Der *ist* überhaupt nicht, sondern der ist *nur* in den anderen. Sodaß er im Rahmen allgemein angenommener Naturnotwendigkeiten wie Schwerkraft und Tod, gegen die aufzutreten sich jetzt endlich verlohnte, einmal *zwangsweise* sein (*seien*) muß – als Schreiender, Umsichschlagender, dem das Leben „wehtut, als Missetäter, Weltverbesserer, Gerechter und Revolutionär mit Ziel und Zweck, als *Schwächling,* der nur mehr von den anderen weiß, und dem beginnt wehzutun, und dessen Ende erst *beweist,* der so stark inzwischen von Sich weiß und die Umwelt von sich aus tragen könnte, daß das Wissen um andere längst glückhafte Ruhepunkte geworden sind – bis die erpresserische Tatsache jenes Schwächlings zu einer neuen Balance sich vorbereitet, die – vielleicht eine tiefere Freude sein wird.

Gibt es denn solche Schwächlinge? Nein!

Sondern: Die *Selbst*bestimmung jeder Handlung ruht im anderen, dessen Sehnsucht in der Spannung zur Umwelt des einzelnen über diesen hinaus gefunden hat. Der andere in Mir ist das Ich, das mich in Spannung hält, und das Ich im anderen ist wiederum nur jenes Ich, das mich zu bestätigen bereit ist. Zu *bestätigen.* Mich aufzulösen ist die Vereinigung von beiden, im währenden Kreis der Bestätigungen – weniger stark gebunden an den Ablauf kompromißhaft anerkannter Zeit. Erst in der Wirksamkeit jener Auflösung, die den Einen gleich den Anderen setzt, reift das Erleben dessen Spannungen zwischen den Einzelnen bereits als Vorbedingung bestätigt, die Quelle jenes ungeheueren Glückes sind, das die heutige Welt umstürzen wird. Die Zerreißung des Ich im anderen um der Sehnsucht des eigenen Ich willen – nur einmal die Sonne sehen wollen –

ist das großartige Böse im Einzelnen, das den Kompromiß zur Notwendigkeit macht, und warum wir „arbeiten" müssen. Sonst hätte wer gar das fatale Pech, nicht mehr sterben zu dürfen, oder gar für sich allein in einem nicht mehr auflösbaren Äther zu schweben. Sonst gäbe es gar keinen Gott, gegen den sich zu stemmen erst glückempfindlich macht.

Der Unfug des Alleinseins verfängt nicht mehr. Der Einzelne erlebt sich, daß er unsagbar glücklich ist. Die Einzelnen als Erscheinungsform in Massen festgestellt, verstecken sich zwischeneinander, so lange aus Schwäche zurückgebliebene Schwäche vorgibt, in der Auseinandersetzung der Beziehungen nicht auflösbar zu sein, nicht bestätigt zu werden, ja auf so abwegigem Gleis gegen Bestätigungen revolutionieren zu müssen, – weil letzten Endes ein einzelnes Ich ausgerechnet für die Masse zu wenig, *für* die Masse, die sich erst *totschlagen* lassen will um glücklich zu sein, kann Einer alle umbringen – vielleicht gegenwärtig noch nicht. Aber Eines – und gerade dagegen ist die Not des einzelnen Ich zu revolutionieren. Es wird auch hier noch der Riß in die Existenz hineingetragen, den nur der niveaulose Kompromiß kittet, das Perpetuum mobile *unseres* Glücks.

Manchmal denkt jemand, das Leben kann man zwingen, wobei der doch gar nicht „denken" würde, wenn er es nicht schon gezwungen hätte. Das Leben ist im Erleben ein für alle Mal und für alle gezwungen.

Es ist peinlich, sich zu erinnern, daß die Menschen verlernt haben, sich gegenseitig aufzufressen. Die Differenzierung dieser Erlebensnotwendigen Spannung in einer „höheren" Kurve gegen die automatisch die Ichexistenz sich erst revolutionierend durchsetzen muß, ist ein so langer Weg voller Stunden und Tage, in denen man nicht krepiert.

Macht doch schneller!

Solange die Verbrecher triumphieren

Wenn man zur Förderung einer allgemeineren Verständlichmachung annimmt, daß irgendwie aus der Summe der Einzelwirkungen des Einzelmenschen zur Umwelt als deren widerspiegelnde Forderung oder Bestätigung generell Anerkanntes, Gültiges, Gesetzmäßiges, Automatismen entstanden und fort-

während im Entstehen begriffen sind, so setzt die konfliktdurchleuchtende Beziehung der Menschen miteinander das Inbegriffensein der Einzelnen in jene Automatismen als selbstverständliche Vorbedingung voraus. Man kann also auch hier schon sagen, daß es besser sei, nicht gut zu sein. Es kommt nur auf den Grad der Erstarrung an.

Zweifellos liegt die letzte Erklärung einer Feststellung von Gesetz- und Ungesetzmäßigem, einer Feststellung des „Verbrechens" in einem aus der Spannung gegenseitiger Schwäche entstandenen Beziehungsbruche, der die im Miteinander aller zeugend stärker glühenden Schwingungen der Existenzwirkungen des Einzelnen stillestehn und einfrieren läßt. Auf der einen Seite erstarrt massierte Ordnung, Moral, die jetzt als selbständig für sich Wirkendes jener zunehmend auflösenden Beziehungs*bewegung,* die als Glücks*zustand* in uns bewußt ist, feindlich sein *muß,* die Intensität belastet und frißt, und in der Zügelung im Rahmen äußerlichster Kompromisse jedweden Erlebenswillen zu ersticken droht und Konflikte und Einsamkeit zur Sicherung hat. Dem gegenüber bleibt der Rest eines glückmöglichen Zustands*erkenntnisses,* eines noch nicht jeder Intensität baren Wissens, das aus Verzweiflung, Not und Lebensangst zusammengesetzt ist, und als Verbrechen erscheint, sofern innerhalb der Erstarrung diese auf die Einzelexistenzwirkung übergreift. Aus der Schwäche die Angst, die einen Zwang zur Auseinandersetzung mit einer unerträglichen Gegeneinstellung hervorruft. Aus Haß, da ein nicht weiter mehr auflösbarer, allein treibender Beziehungsrest festgefügten Kompromissen ausgesetzt wird, mit denen an die Wurzel der Existenz greifende Qualen des Nicht-Mehr-Hinauskönnens, des Nicht-Mehr-Zueinander-Dürfens, verquickt sind. Aus dem Wollen, das derart zerstückelt und eingeengt ist, die Not – das Fremde zu sehen, leiden und sich ausliefern, um zu zerstören und niederzureißen. Das Gegeneinander, blind, Macht und Macht gegen Macht. Die Spannung eines einmal getätigten Bruches ist erst durch die Zertrümmerung des Einzelichs zu lösen.

Als Nebenbemerkung: Jedes Ich kann noch heute durch Sich hindurch wieder alles bewegen und lösen.

Man weiß nie, wer wird „gestraft". Fest steht, daß nichts geschieht, weder Gegen noch Mit ohne das Für der Existenz, ohne „Willen". Der Wille des Betroffenen ist jeweils stärker als

derjenige des Treffenden, er übernimmt ja mehr. Ein Mensch, der „tut", ist lediglich einem fremden Willen gegenüber bereit. Leiden ist doppeltes Tun und Freude doppeltes Leiden.

Die Ordnung hat eigentlich kein Interesse, will sie sich selbst bestehen lassen, einen Empörer zu zwingen. Sie läuft, was die Jahrhunderte beweisen, die Gefahr aller Kompromisse, die Gefahr zunehmender Differenzierung. (Sie muß bald außer Atem kommen, da ihr die selbstschöpferische Intensität, die nur das Glück kennt, fehlt.) Es ist für die darin befangene Masse das entscheidende Unglück, in der Tat, – nicht als Popanz – eine Einzelexistenz zwingen, strafen zu müssen. Damit hebt sie eine etwa noch mögliche eigene Entwicklung in jedem Einzelfalle immer wieder auf und tauscht dafür Selbstzwang, immer wieder von neuem sich bestätigen zu müssen, ein.

Der Verbrecher erleidet die Ohnmacht. Das ist *mehr* als Ohnmacht. Es ist ein Schimmer von Bestätigung – in der Verzweiflung, eine Ahnung von Glück – „verbrecherisch", weil es im Ich ohne Wirkungsmöglichkeit bleibt.

Es gibt keinen, der in Verfolg psychologischer Erörterungen ruhig niederschreiben könnte, die Tatsache bestehe, daß Menschen eingesperrt werden – obwohl die Qual der Beschränkung einer körperlichen Existenz (gleichwohl selbstgefordert) gering ist gegenüber einer schriftlichen Rüge eines Systems, zu dem auch nur zwei andere Menschen glauben. Die Todesstrafe ist die menschlichste aller Strafen, sie versöhnt beinahe die Gegensätze.

Die Masse „straft'" sich selbst, weil sie nicht „will". Der Verbrecher will, daß die Masse straft. Wenn er auch aus der Erstarrung heraus, in der Schwäche aus fortzeugender Schwäche schließlich immer mehr nach den gleichen Kompromissen hascht, womit die Ordnung, ist dies fixiert, die neu heraufkommenden Massen einfängt.

Es ist ungeheuerlich, daß noch nicht alle verreckt sind.

Das Gute triumphiert, weil aus der Beziehungslosigkeit heraus in der Welt das Böse existiert. Das Böse triumphiert, weil es aus der Wucht der Lebensangst stark ist, vergewaltigt, totzuschlagen *fähig* ist.

Leuchtender Gedanke: Sind die Nerven noch Blut um Blut, so soll der Totschläger „straffrei" bleiben, durch Los wird einer aus seinem Bezirk gehenkt, besser noch zwei. Es gilt vor-

erst, die Masse aufzulösen. Die Existenzdurchdringung des Einzelnen wird vorbereitet.

Das Gute denkt weiter nichts, als sich selbst gut zu nennen. Es hält sich krampfhaft und verkrampft. Der Böse, wenn er nur Bösesein dächte, will gut sein. Er will, hört man das nicht? Dabei ist sein „gut" das Lebensumfassende, die Wut nach Beziehung.

Es stellt sich schon jetzt als Erleben fest. Es frißt sich – auf die Sicherheit, nicht gehört zu werden, stündlich selbst auf, windet sich, beladen von einem Kompromiß aller, nach einem Licht, das doch – so allein – frieren macht. Würgt, mordet, lügt. Und immer die Not, zwingen zu müssen, – gerade in der Zertrümmerung jener Kompromisse, die alle noch Leben nennen.

Angenommen, das Leben ist gut, dann ist das Erleben besser. Die Freude, die Entfaltung des Einzelnen zum Miteinander-*Erleben,* trägt nicht nur beides, löst nicht nur beides auf, sondern verbindet die gebrochene Beziehung in der Tragik des Einzelschicksals. Das Miteinander-*Leben* ist Angst und Dreck. Glück wird zerbrechen, solange noch einer nicht mitgeht, und sei es als vollgesogener Blutegel.

Schon allein deswegen sollten wir sorgen, daß unser Blut genießbar bleibt.

Formen der Bestätigung

der Menschen untereinander sind große Nebensachen. Wer durchlebt die im Erleben getragene Notwendigkeit einer Bestätigung, lebt schon in sich selbst bestätigt. Die Entfaltungen dieser Selbstbestätigung drängen zum Glück, sind aber, solange sie *drängen,* Leid. Das Leid in Selbstzerstörung, Tragik, sofern die Beziehung einbegriffen wird, wird ohne unser Zutun diese Entfaltungen vorbereiten und wirksam machen, sei es selbst in der letztaufhörenden Sekunde des körperlichen Daseins. Der Schwindel der seelischen Existenz wird zum Vorwand der Bestätigungen gemacht, von denen die Weltverbesserer zehren – als Macht. Ich und die Anderen als Gegensatz oder Nebeneinander sind Kompromisse der Lebensführung, die die Spielerei von Religion, Staat und Moral unentbehrlich machen. Es hapert dieser Einstellung nur bei der Sexualität.

Ich behaupte, daß das Wissen um die Sexualität die letzte krampfhafte Anspannung eines Sichversteckenwollens ist. Des „einsamen" Menschen, der noch hofft, sich wenigstens darauf aufbauen zu dürfen. Ist er schon sehr zermürbt (verlogen sagen weniger Glückliche), so associiert er Existenzsicherung. Mögen die Leute sich sichern – als Sklaven. Dagegen zu revoltieren ist dieselbe Schwäche. Wenn schon jemand den Einzelnen zwingt, ihn auszupeitschen, ihm die Intensität zu stehlen, ihn allmählich zu erwürgen, so soll man das atmosphärisch nehmen. Wenigstens gibt es erst so entsetzlich wenige, die in die Luft kotzen, wenn es donnert.

Die Bestätigung, von der ich mir erlaubt habe, in diesem Augenblicke auszugehen, schafft in ihrer Entfaltung des Zueinander Formen, vor denen das Wissen des Einzelnen zerfließt in Nichts, wenn es nicht schon unerträgliche Freude ist. Man beachte dabei nur das Zueinander. Es verlohnt sich schon, schmutzig darüber zu reden, weil die Versäumnis des Wir vom ersten Tag anhebt. Wer kann das tragen, he!?

Der Vater kann, sofern man auf *ihn* tippt, in seiner Feststellung als Hanswurst und Popanz höchstens mildernd wirken. Hat wer die Kraft, dieser Assoziation zu ermangeln, ist schlimm dran. Es könnte geschehen, daß die Fixierung der Sexualität als Drittes oder selbst als Verbindendes nicht mehr durchlebt. An den ergeht die Forderung. Die Formen sind auswechselbar. Der Atem schwebt und trägt. Wo sind die Wir? Selbstmord eines Ich gleich Wir ohne Bestätigung, Freude gleich Verdrängung.

Nichtsdestoweniger kann man die Massen-Inanspruchnahme von „Sexualität" als Sexualität in sich hineinfressen, damit das Ich sich als Ich aufreißt, damit die Seele des Ich körperlich wird – nicht mehr als Ich des Einzelnen, damit der verfluchte Dreck aufhört!

Wer sich vergißt, das Maul aufzutun, kann schon nicht anders, als auch die begrifflich noch ahnbare (im Doppelsinn des Wortes) Form der Bestätigung in der Spannung zwischen Existenz und „Sexualität" als nebensächlich abzutun, Zerbröcklung des Ichs – gesetzlich Eingespanntes, als einziger Weg, das Einzige – ungeheuerlich, Weg – fatal, Ende – bedenklich, Anfang – un-menschlich!

Das Wissen um Sexualität – übermenschlich.

Denn das Menschliche wird sich verkrampfen, lieben, zueinander leben, erleben wollen und wissen.

Die Not des Erlebens fixiert die Sexualität.

Wenigstens erträgliche Gestaltung eines Kompromisses, da Alle noch schwach sind, gerade von einem Ende zu wissen: *Entfaltung* – lebe Dein Erleben, damit Wir leben. Revolution um Sexualität! *Nur* Sexualität!

Darum wenigstens ein Ende mit Schrecken – sagt Goethe.

Lieber ein Schrecken ohne Ende – sagen Wir.

Nur Ende!! Nur Ende!!

Verantwortung zum Glück

Wer sich selbst leben sieht, fühlt – daß niemand zum Kompromiß gebunden ist. Die Schwäche, die sich *erkennt*, trägt das Glück schon in sich. Die Forcierung jenes Glückskeimes – gegen den Kompromiß, als Erleben – ist das Glück. Die Entfaltung dieses Glücks bedingt, solange noch in der Umwelt Kompromisse noch erkennbar sind, den *Zwang*, zur Auflösung. Revolution und Erlebensbestätigung. Eine Form des Glücks, zu der das Ich keine Stellung nehmen kann, die durch die Auflösung dieses Ichs zertrümmernd, eine neue weite Welt aufreißend, zitternd und einem unsagbar tiefen Erlebenspunkt konzentrisch aus den Erlebnisspannungen der Einzelnen zueinander zuströmend, hinausgeglitten ist.

Noch ist es besser, gegen dieses Glück zu sündigen. Die Verkrampfung im Rahmen unserer Umwelterscheinungen trägt mehr Glauben in sich als der Versuch, im reinen Glauben sich an der Ichzertrümmerung dieser Kompromisse zu schonen.

Aber die Wir – wir wollen *nur* glauben.

Denn die Wir pfeifen auf das Leid. Hohnlachend der Zerstörung. Die Wir *glauben* an das Glück. So zu glauben, daß aus der Explosion dieses Wir – fixiert als Zwang, der die Spannungen als Motor bewegt – das Ich leid-überladen und verwittert sich herausschält.

Für das Ich ist es verhängnisvoll, an das Glück zu glauben. Muß es sich nicht sichern – durch immer wieder den neuerkannten Zwang, hier zum Widerspruch –?

Glauben und Zweifel zu einem gemeinsamen Dritten gebären lassen, das Alle samt dem Ich tragen kann und das Ich auch

als Teilchen der motorischen Kraft nicht ausschalte.

Dafür lohnt es sich, gehangen zu werden.

Das Glück *trägt* restlos alles, auch das Ich vollinhaltlich. (Die Zersplitterung in die Erlebenskompromisse, die die Schlampigkeit unseres Widerspruchs gegen Naturgesetze bedingt hat, bleibt so wie so jedem Einzelnen, der auf einmal den Vorzug bekommt, „allein" zu sein, überlassen.) Der Tod ist Privatsache. Wobei unklar bleibt, ob damit nicht mehr geschieht, wenn man dem einzelnen dazu verhilft, als diese Schweinearbeit jedem sich selbst zu überlassen.

Laßt uns lieber das Glück binden, damit wir es zerpflücken können, ehe es verdorrt. Leierkasten.

Es wird vergessen: Das Ich hat mit dem Glück als Begriff nichts zu tun, wohl aber als Inhalt – im differenziertesten Unterbewußtsein. (Um ernst zu bleiben.) Die lebenfressende Spannung von Begriff und Inhalt (Erleben – gesehen als Verantwortung zum Glück, schaltet gottlob Gott aus.)

Es ist eine Sensation, daß die Wir eins noch nicht fertiggebracht haben, den Zwang zum Schweigen. Dieser Zwang kann damit beginnen, vom Glück zu reden. Ließe sich ein Zwang zum Glück fixieren, auch nur in drei Lebewesen, so würden sich die restlichen Milliarden anderer *nicht* auf die drei stürzen, sondern augenblicks krepieren, wie man sich häufig den Weltuntergang vorstellt.

Ich vertrete den Zwang zum Glück.

Ich – Selbst bin der Zwang.

Weil ich mir unter Glück nichts vorstellen kann.

JEHAN
Eine Novelle

Jehan lebt zu der Zeit, als noch jeder ungerufen und ungestört darauf ausgehen konnte, die Welt zu erobern. Heut zwingt das die ganze Menschheit in den einzelnen hinein und hängt sich mit ihrem ganzen Jammer dran.

Jehan war eigentlich ein Räuber, ein Kosak, ein Perser-Chan und ein mächtiger König aus dem Geschlecht der Timuriden. Die Schätze Indiens, von denen man als junger Mensch noch immer so viel hört, waren alle sein und noch mehr: die niedergehaltene Wucht der indischen Seele, daß jeder von der Glut seines Glaubens entflammt gegen die Sonne lodert, als ginge die Menschen endlich einmal die Weltordnung überhaupt nichts mehr an – am Ganges oder sonst irgendwo, Gebetschnüre, Betel, Augenverdreher, die sich Dolche durchs Hirn stoßen für irgendwelchen Zweck – das alles war sein und murmelte zu ihm hinauf. Natürlich war Jehan damit nicht so recht einverstanden.

Denn als freier Mann aus der Steppe schämte er sich zu verachten. Höchstens sich selbst. Und außerdem ist es eine andere Sache, einem Baschkiren einen Fußtritt zu geben als etwa einem Säulenheiligen. Das fühlte Jehan sehr wohl. Er wurde unruhig und schämte sich, daß er niemals späterhin die Qual davon in seinem Tun mehr loswurde. Aber er wußte auch, daß so viel triftiger Grund dazu gar nicht da war.

In dem jetzt verfallenen Delhi hielt Jehan seinen Hof, in einem Palast, von einer Pracht, die zu beschreiben sich nicht mehr lohnt. In feinen Gewändern liefen die Leute herum, riesige Burgen wurden gebaut und die so merkwürdig aussehenden achteckigen breiten Türme, aus Gold und Elfenbein und Marmor, dazwischen die mit Asche beworfenen Heiligen, hunderttausend Baumeister, hunderttausend Heerführer und edle Perser, Unzählige von Lastträgern, alles Inder, und das sonstige winselnde Millionenpack. Was dabei Sonne, Mond und Sterne an Wunder taten, die blauen Schlangen und gelb-roten Schmetterlinge und ganz schneeweiße Bäume mit purpurnen Tupfen und langen grünen Schärpen – kann man sich denken. Schah Jehan unterhielt auch einen Harem mit vielen tausend Frauen. Darüber mußte er immer weinen. Es nützte gar nichts, daß im-

mer mehr Millionen an seinen Burgen und Säulen bauten und arbeiteten, Tag und Nacht. Den Himmel konnte er nicht einreißen und die Qual in seinem Herzen nicht mildern.

Jehans Vorfahren wurden noch zur Liebe gerufen. Da stellte einer den Speer vor die Hütte zum Zeichen, daß er drinnen bei der Frau war. Die Frauen trugen die Liebe. Und Jehan wußte nicht, hatte Mahal ihn gerufen, trägt sie ihn. Vielleicht in den Tagen, da er als Eroberer über das Land zog. Sie sieht seine Arbeit nicht an, fühlt er, lächelt über die Edelsteine, die er ihr zu Füßen legt. Küßt ihn, daß es wild schmerzt. Nicht so, schreit er. Die Haremsfrauen, die er tagsüber besucht. Dämmernd, daß er allein ist. Jehan schreit zu Mahal. Das Lächeln frißt sich ein. Er läßt die Edlen schlagen, die ihr Blick streift. Er baut, plündert, mordet. Mahal lächelt und dehnt sich. Sie kniet demütig, wenn er an ihr Lager tritt, leuchtet bei seinen Festen, daß ihn eine unerträgliche Scham zerreißt: Starr ruht sie an seiner Seite, in Blicken unergründlich, ferner Schimmer – weit – jenseits, über ihn weg. Sie wird schweben, ahnt er, ein schillernder Hauch über das Land, das ihrer Familie eigen. Ich bin dennoch nicht fremd, keucht er.

Jehan wird schwach und stark zu sich selbst. Schwer lastet eine tückische Angst, Glut schlingt. Er kann die schneeigen Felsenberge nicht ebnen. Er windet sich am Boden, jammert zu einem ihm fürchterlich fremden Gott. Aber Mahal blüht in Schönheit und Liebe. Blüht, reift, überschattet die kläglich kleine Welt. Reißt es ihn auch empor – er glaubt nicht. Schwankend in stechend scharfen Träumen, daß er Mahal schlägt. Für die Gewißheit ihrer Liebe. Ruhen im Gleiten der Welt zueinander, in Mahal. Jehan erwürgt einen Heiligen. Kein Laut. Hört nicht fremden Ruf, neues Frohlocken. Blind, verzweifelt. Tobt.

Schatten steigen auf, züngeln.

Noch deucht ihm eine leise Stimme näher.

Dann sieht er Hogal aus seinem Geschlecht neben sich stehen. Die Schwester spricht zu ihm, die Schwester kniet neben Mahal, die Schwester umarmt ihn. Die Schwester liebt. Jehan erkennt erschauernd, daß Mahal liebt.

Es reißt sich aus ihm los, quillt, will zertrümmern.

Dann schlägt er sich vor die Stirn und stürzt.

Wie die Verzweiflung, drückt jetzt den König das Glück nieder.

Während Jehan draußen in jäher Machtentfaltung über das Land wächst, niedergedrückt von der Wucht seines Glücks in das Gemach der beiden Frauen tritt, taumelnd in der Erlösung: ich bin nicht der Herr der Welt, in der Liebe ruht – gebiert sich jeder neue Tag. Frohlockend gegen Gott, und die Heiligen glauben ihm.

Jehan sitzt auf den Stufen seines Palastes und singt. Das Volk singt, die Krieger, Bauleute. Die elfenbeinerne Pracht der Mahalssäule steigt empor über alle Wunder der Welt. Die Perser dringen ins Land und ziehen vor Jehans Stadt. Jehan weiß, daß sie sein Schwert in alle Winde stieben lassen wird. Ich bin nur einer, fühlt der König – das Volk singt. Ich bin das Volk nicht mehr und – dazu ist es schon zu spät, ahnt er. Er singt, getragen von dem Glück der Welterlösung.

Es ist zu spät – Jehan, heißt es; wo sind deine Brüder? Jehan weiß keinen Bruder, es schmerzt.

Eine neue Angst breitet sich, aber Jehan lächelt: Ich glaube dennoch, wird es mich auch treffen, der eine wird zu Ende gehetzt.

Die Qual seines Stammes rast. Die Edlen empören sich. Des Königs körperliche Hülle zittert. Eine Schlacht wird geschlagen. Ein Sohn Jehans erkämpft den Sieg. Jehangir entthront den Vater. Stecht ihm die Augen aus, ich will der Welt meine neuen Wunder bringen, ruft er.

Der blinde Jehan modert im Kerker mehr als 30 Jahre. Ein Heiliger dient ihm, des Königs Haupt deckt Asche. Jehan singt aus dem Kerker gegen die Welt sein spätes Glück. Es wuchtet auf der Arbeit der Lastträger. Glüht über aller Pracht und dehnt sich im Strom des heiligen Flusses.

Bis Jehangir eine neue Stadt viele tausend Meilen weiter ins Innere baut. Denn Jehangir, geliebt in der Vereinigung der Frauen, lockt das Verhängnis, auch wenn Jehan im Traum zu ihm spricht.

Ob wohl die beiden noch zusammenkommen?

Unter der Weltenlast der Verantwortung zur Macht, sich zu entfalten und sich zu schenken – daß die Liebe über das Glück sich breitet. In Traumbildern, Maschinen und Unsterblichkeit – statt endlich herzugehen im Schatten aller Frauen, daß jed-

wedes Leben sich befreit! Daß das Glück aus dem Wesen der Frau Gemeinschaft wird!!

Wenn schon einer schreit und im Alltag herumlungert, statt in der Liebe zu verrecken.

RASPUTIN

Es ist höchste Zeit, gegen Dostojewsky aufzutreten. Gegen den Dostojewsky, der den Deutschen im Hirn spukt. Die Aufzeigung psychischer Verankerungen und deren Gegeneinanderspiel in der einzelnen Physis hinkt der Intuition des Lesers nach, sofern es darauf ankäme, einen solchen zu beunruhigen. Der Deutsche wird das Verbindende dieser Menschen nicht als naive gegebene Selbstverständlichkeit erleben, den Rogoschin oder Mitja oder die windige Sentimentalität Stawrogins, statt sich an Pjotr Stepanowitsch zu giften, stirnrunzelnd – autoritätsgläubig. Dostojewsky war kein europäischer Dichter, sonst hätte er sich nicht für Deutschland mit Fürst Myschkin kompromittiert. Dem glaubt nur Europa, während der Russe ungestört Tee trinkt. Obwohl es sehr wenige Russen gibt – auch in der Lüneburger Heide. (Ein Landstrich, fast eine Steppe.)

Dafür ist unlängst Rasputin ermordet worden. Nächst dem Zaren, dem Moskauer Kaufmann, dem Landstreicher, dem Polizeimeister, einigen Bauern und Protopopow ein Russe. Er wäre ein Terrorist geworden, wenn die Rechtgläubigen, die ihm dienen durften, nicht weich wie Butter gewesen wären.

Auch sonst: In Rußland stottert die Revolution, Rasputin schrie.

Sein Verhängnis war, daß er immer sich selbst fressen mußte. Die Politiker haben ihn umgebracht, die Arbeiter, die Bürger und die Fürsten. Über Europa zu herrschen, war zuviel Menschenadel in ihm. Er besaß zentrale Ironie genug, dies den gefürsteten Frauen zu überlassen, in deren Similiorgien er flügellahm verzweifelte. Erbittend, daß so die Kraft schwand, die Schwarzen Hundert nach Westen zu forcieren.

Die Europäisierung fraß sich tief genug ein, er vermittelte und glaubte selbst den Leuten. Selbst wenn es nur diese Leute auch glaubten, triumphierte die Gerechtigkeit. Und gerade dafür bewegten sich seine Knochen, derartiges fragwürdiger zu machen. Somit näherte er sich den Berliner Dostojewsky-Assoziationen, ohne daß es was aufwiegt, wenn er einen Abgang gefunden hat. Wird etwas besser, wenn seine Hunde gegen ihn kläffen –

Man sagt, er hätte sich für einen Frieden mit Deutschland

eingesetzt. Das hätte er nicht tun dürfen. Minister stürzen ist schon was anderes. Aber – so gefügige Leute, gerade ihm, dem man glaubt. Warum nicht eine Straße mit vier Genossen feststampfen, im Kreise herum, im Takt, an der Wolga Bauholz laden.

Rasputin war ein ganz großer Mann. Auf seinen Fotographien trägt er einen schwarzen Bart, seine Hände sehen aus, als wollte er segnen, daß er vor Wut das Würgen verlernt hat, so eigensinnig! Er mag oft geweint haben. Ich möchte nicht an seiner Stelle sein. Denn ich kannte ihn. Er war ein Stier, der stündlich geschlachtet wurde. Die Presse schreibt, er hat bis zum Schluß Champagner getrunken. Er hat immer sein eigenes Blut geschmeckt – so verzweifelt war er, so gehetzt – er sah niemanden hinter sich, immer getrieben, gestoßen, gepreßt, gewürgt. Was wollten denn diese Liberalen, diese Metropoliten, diese Fürsten von ihm. Er hat sich nach Sibirien gesehnt, er hat wollen die Menschen umbringen, so bereit war er, sich ihren Wünschen zu opfern, ich weiß das. Und darum rufen ihn alle einen Heiligen, aber keiner hat den Mut gehabt, mit ihm zu sprechen. Ihn kameradschaftlich niederzuschlagen. Theater, Theater.

Was schert uns schließlich Rasputin?

Ich liebe ihn. Schert sich wer um mich? Darum gerade bin ich wir. Es ist so beschwerlich, zu hassen, verschwenderisch, weiß man denn, was noch kommt!

Es wird nicht mehr viel kommen.

Es gibt ja doch keinen, der den Dreck auf sich nimmt, die Welt zu peitschen. Mit einem Gott sich herumzerren, der die Menschen liebt. Das ist doch fürwahr kein sauberes Geschäft.

Die Hölle wird immer fader. Einer nach dem anderen krepiert. Psychologie analysiert sich zu motorischer Kraft. Neandertal – du bist mein Freud.

Wir sind alle verloren, wenn nicht!

(Obwohl dieses Zeichen weh tut.)

Es wäre fein, damit zu schließen, daß dem Rasputin keiner geholfen hat. Sicher hätte er den und sich umgebracht, vergewaltigt.

Denn wir, die Feinnervigen, die Europäisierten, Verstrickten von schärfer und stechenderen Leuchten der Umwelt haben wenigstens noch etwas gegen ihn eingetauscht, ein kläglich flackerndes Wissen von unserem Zusammenbruch – bevor die Flamme aus dem Wesen der Frau, von uns geschürt, uns frißt.

GRETE MEISEL–HESS.
DAS WESEN DER GESCHLECHTLICHKEIT

Diese zwei Bände Geschlechtlichkeit wünschen die Meinung aufkommen zu lassen, als handle es sich um eine psychologische und darstellerische Untersuchung der Spannung zwischen Physis und Psyche im Einzelnen, die in der Beziehung zum anderen Menschen sich als Geschlechtlichkeit erweist. Es wäre nicht notwendig, über die Prätention des Werkes auch nur ein Wort zu verlieren, da erfahrungsgemäß selbst lediglich die Erwähnung Leser wirbt, wenn es nicht ein beispiellos treffender Ausdruck der Zeit wäre. Die Arbeit der Frau Meisel-Heß enthält nämlich abgesehen von dem Titel über das Wesen der Geschlechtlichkeit nichts, nicht ein einziges Wort. Man faßt sich an den Kopf, daß eine Verfasserin, der jahrelang in einer Atmosphäre der Intellektuellen gedient wurde, die Konjunktur benutzt und vom Koitus schreibt in der Meinung, damit dem Wesen der Geschlechtlichkeit genug getan zu haben. Es ist bezeichnend für diese Zeit, daß in der Entwicklung einer unser aller Lebensexistenz als Problem bedrohenden Umwandlung der Lebensform in Erlebensform eine Verfasserin den Eindruck erwecken kann, als sei der körperlich vollzogene Sexualverkehr ein notwendiges, mehr oder weniger beschmutzendes Übel, gemildert dadurch, daß der Mann zahlt, oder daß der Mann von Staats- und Ordnungswegen zum Zahlen gehalten ist. Es ist schwer, in Erinnerung der Mühen so vieler ausgezeichneter Menschen, die nicht nur ein Buch, sondern ihr Leben und ihr Lebensglück daran gesetzt haben, derartigen Gedankengang aus den Verkrampfungen und Bedrückungen Schwacher und Niedergetretener herauszulösen, nicht persönlich beleidigend zu werden.

Naturgemäß ist jetzt in der Allgemeinheit der Glauben zurückgetreten, daß die Geschlechtlichkeit die Quelle des menschlichen Erlebens ist, daß Erleben gleich Freude gleich zwingende Entfaltung des Menschendaseins ist, und daß die Wirksamwerdung dieses Erlebens die Gemeinschaft wird und ist. Gar nicht zu reden davon, daß darin die Auflösung aller noch bestehenden Verzweiflungen und Unsicherheiten der Menschen zueinander sich vorbereitet. Statt dessen triumphiert in dem Buch buchstäblich rohe Oberflächlichkeit, Gerede über Mono-

gamie (ohne zu wissen, daß Monogamie im Wesen der Differenzierungen der Geschlechtlichkeit keine begriffliche Form mehr ist, der Koitus bleibt nur eine fast ärmliche Bestätigung der Beziehung), Ammenmärchen über Entartung.

Man glaubt in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges zu leben. Es ist ein wenngleich peinlicher Trost, daß derart beratene Menschen die Sklavenhorde manifestieren werden, die Handlanger, zur Peitsche bereit, falls sie sich glücklich einleben, zufrieden sind. Ja die Zufriedenheit . . . Daß aus dem schwitzenden, stinkenden verkompromißten Chaos diejenigen Menschen, die sich erleben wollen, freier und ungetrübt herausstrahlen. Ein in der Tat bedrückender Trost.

RELIGION DER VERSCHWENDUNG

Die kriegswirtschaftlich abgestempelten Volkswirtschaftler reden bereits von kommenden Dingen. Als wenn es darauf ankäme, die Auseinandersetzungen um Produktions-Zwang und Zweck im Teeraum auszutragen – Wissenschaftler stieren in die verlassenen Seminare. Dr. Walther Rathenau vom lyrischen Zionismus über Gerhart Hauptmann, dem neuen Volksdichter, demokratisiert, er-findet sozialisierend das Ethos innerer Volkskraft und zeitgemäß völkischen Organisationswillens – als Industrieritter von Maximilian Harden especially excepted von den Rittern. Einschränkungen und Erdrosselungssteuern auf Geist und Grips. Berson ist vieles abzubitten.

Bleiben nur Zwischenbemerkungen: Zahlungsmittel, näherliegend: Ein- und Ausfuhr trägt beherrschend nur jenes Ethos, das *biegsam* ist. Die Summe der Individuen im Volksethos zwangsweise organisiert – selbst als Wille – schaffen das niemals. Man veranstalte unter mitzählenden Köpfen eine Umfrage: Selbst heute noch schreit die Liebe nach Brot, obwohl die Mehrzahl der Leute bereits wissen werden, daß Liebe nicht gleich Zeugungswillen ist. Wie dasjenige, was man als Begriff Liebe umreißt, nicht einmal entmaterialisierter vergeistigter Zweck ist, woran so viele sich klammern möchten, sondern *Auflösendes* aus den begrifflich fixierten Verankerungen irriger, massenbeeinflußter Einzeleinstellungen – wie Philosophie, Ethik und bei manchem Religion, so wird *Luxus* nie gesteigerter Verbrauch. Verbrauch ist volks-psychologisch erfaßbar. Die sich durchsetzenden Erkenntnisse um Liebe und Luxus nie. Mögen in dem entstehenden Aufeinanderprall auch sehr Beträchtliche draufgehn – die Folgen für kompromißhaft aus Familie und Staat gezüchtete Schwankungen sind für das Individuum mörderisch.

Dennoch wird der eine Einzige, der die *Religion der Verschwendung* manifestiert, sich gegen Rathenaus Welt durchsetzen. Einmal, weil er in diesen Folgen sich gerade von Sekunde zu Sekunde erlebt und rein das Existieren in unerschütterliche Sicherheit gibt, sodann aber auch, weil es nur ihm gegeben ist, Folgewirkungen anderer und gegensätzlicher Einstellungen auf sich zu nehmen.

Dies wird die unbedingte Überlegenheit über alle erwecken,

selbst für den Fall, daß suggestiv andere gestützt werden und mittun, und zwar diejenigen, die nicht Sklaven sein *wollen*. Mitgehender Intuition zugänglich, weil sichtbar die eigene Begrenztheit dem Herrn der Welt von Stunde zu Stunde wächst und obendrein forciert werden müßte, soll in der Forderung werktäglicher psychischer Arbeitsleistung – als Selbstverständlichkeit empfunden – auch nur ein Funken jenes Glücks, das man bekanntlich nicht aussprechen kann, der menschlichen Gemeinschaft im Individuum bewußt gemacht erscheinen.

DIE SEKTE 1917

Die Sekte Neunzehn Siebzehn wächst aus dem Intellekt der umstehenden Zuhörer empor und zwingt ihre Mitglieder gegen den Block der Überzeugten. Die ohnmächtige Wut unserer Leser verpflichtet, einen bereits in Schwingung umgesetzten Glauben wieder zu fixieren, um mit den Gläubigen von neuem dagegen loszugehen. Die Leute wollen halt nichts alleine tun.

Sekten. Mehr Sekten. Noch mehr Sekten.

Das Wunder der Christian Science ist über unsern kürzlich veranstalteten Werbe Abend gerauscht und schüttet Glück aus über diejenigen, die uns lieben, um uns hinterrücks zu erdolchen.

Darum muß Einer seine Stimme erheben: Nicht mehr glauben, überhaupt nicht glauben. Sich selbst. (Sich und selbst) Beten.

Wenngleich jeder schuldig ist an der Unfähigkeit der andern, Feind zu sein, sondern schlotternder Neidhammel, soll keiner an dieser Schuld sich selbst beruhigt genug sein lassen. Nicht das Peinliche dieser Schuld schmatzend zu fressen, soll es ankommen, sondern Genuß auch noch auszukotzen – und wiederum zu fressen und wiederum!

Es ist in jeder Sekunde, die ein hundertmalverfluchtes Leben schenkt (unsägliche Wonne durstend das galizische Petroleumgebiet zu durchfahren, die Gestänge der Bohrtürme verrußt!) so unendlich vieles zu tun.

Betet mit dem Schädel gegen die Wand!!

Wir – aha! – wir treten gegen die Menschen nicht auf. Wir treten geduldig noch mit den Menschen auf. Die Sekte Neunzehn Siebzehn schlägt gegeneinander, Sturmflut aus unseren Gebeten, die aus der Ohnmacht der Gläubigen emporgewachsen sind. Unsere Mitglieder verrecken, weil die Sekte sie nicht mehr locker läßt. Betet aus unseren Gebeten zu diesem Ende. Damit ihr endlich in die Schlinge kommt. Es ist ein so ungleiches Spiel mit diesen Sanften, Zappelnden. Der Magen der *Neunzehn Siebzehn* will das alles nicht mehr verdauen, immer wieder dasselbe, die Ohnmacht der Gläubigen, der Block der Überzeugten, das Einfangen, Verarbeiten, Auskotzen, Fressen, das Ich triumphierend über Puntas Arenas, Michigan See, Sachalin bis Sorau. Dort wurde der Dichter Heinrich Steinhausen

geboren, steht in der Zeitung.

Halt dich, Junge.

Die Frist ist um. Her die neue Ladung. Sektierer, los! Wieviel zappeln schon wieder?

Die Arbeit Arbeit Arbeit Arbeit:

Triumph der Christian Science.

Das Wunder der Sekte Neunzen Siebzehn.

1917.

SCHREIT!!

EINFÜHRUNG IN DEN ROMAN: ZUFLUCHT

Draußen rollt unabänderlich die verdammte Bahn. Verzweiflung schwillt. Die Flut. Die Verzweiflung. Unzweifelhaft die Flut. Die ungeheuere Flut. Die Verzweiflung – Eine Spinne läuft die Kante runter. Merkwürdig schmale, entsetzliche Spinne, Lebewesen wie alle –, die Menschen, ein guter Mensch, eine liebe gute Spinne. Das Hirn pfeift. Eingeklammert. Laßt uns beten, lacht eins. Lachen die Leute: Ruhe! Ihr lieben, guten Leute – das Hirn pfeift. Ich liebe dich. Und dich – und dich. Liebe. Die Bahn. Die Spinne. Kreist wieder das Blut – schwellend – Flut – weit hinaussehnend zu mir selbst, fern im Osten. Will fort, schrei doch jemand: ich halte es nicht mehr aus. Fast nicht mehr – aus!

Lächelnd blätternd in gaukelnden Erinnerungen: Keinen Lärm machen, denn das Glück straft. O ihr Glücklichen. Der Schimmer ist schwer zu tragen, das Glück in mir. Reißt, bohrt, schlägt alles nieder, zerpreßt! Und keinen Lärm. Die Bahn rollt. Draußen schweben Bäume, Blüten, gleitende Sehnsucht in starrer Schwere der Akazien. Gibt sich wer den wehen Ruck –? Die Ellbogen gegen das Licht. Licht an die Wand drücken, zerquetschen. (Nicht doch zerquetschen). Mehr Mord! Lärm!! Matten raus, Stuhl, Zigarrenkiste, Spiegel, spiegelnd den Triumph der Fratze tränenüberkollert – ah – lebend liebt auch der Mensch . . . Mensch? Lebewesen?? Spinne??? Das Glück ist da. Sachgemäß. Steigt auf den Stuhl. Meine Verehrten, das Glück, und schneidend, und eisig. Immer den Kopf hinhalten, das Gerüste hinstellen, Knochen. Tod, mehr Liebe, Jelänger-jelieber, Schall und den nicht mehr wegzuleugnenden Haarhut. Weinend! Auf dieser verfluchten Erde. Bald aber geht's wirklich – bald aber wirklich, bald nicht – wirklich nicht mehr, bald!

So – wenn schon einer am Boden, he!!, wenn schon einer am Boden liegt, vielleicht von der Trambahn angefahren und dann noch unter die Räder, sage ich – Der Zuschauer hat direkt einen neuen Inhalt, der Zuschauer ist davon erfüllt, der Leser, der Autor, alle Autoren, gerade die anderen Autoren. . . unter die Räder!

Solange die Bahn rollt! In jener winzigen Entspannung, die das Grauen allein ist, die Angst flattert, und von ganz weit her

in sich befestigte Gebete murmeln, die doch eine Mauer zwischen uns Menschen trennt. Widerlich gefestigt – aber eine ganz kurze Entspannung und widerlich. Steh-hen? Feststehn!? Die Flut steigt. Lieber keine Entspannungen mehr. Steigerungen. Boden liegen, gewürgt werden. Daß für jeden das Glück sichtbar wird. Vom Chaos des Glückes zerstampft. Zerfetzt taumelnd in Allmächtigkeit – Im Blut der Fanfaren meines jüngsten Gerichts. (Bahn kreist, Blut rollt, Hirn kantert eine Spinne).

FINANZNOVELLEN

Aus dem Kreise ernster im werktätigen Leben stehender Künstler heraus sagt der Prospekt, ich meine die Quadriga, schrieb ein ungenannt bleiben wollender Schriftsteller zwei Novellen, beide verlegt bei Eugen Diederichs in Jena. Die eine, der Fenriswolf, bevorwortet von einem Verfasser eiserner Sonette, behandelt das Problem wirtschaftlicher Beziehungen und wünscht nach dieser Richtung hin als Revolutionierung der Kunstform angesehen zu werden. Man erfährt nicht, warum. Die *Darstellung* einer *Handlung* bleibt gute S. Fischer-Epik, auch wenn sie in der Aneinanderreihung von Geschäftsbriefen sich vollzieht. Es gehört überdies schon ein gutes Teil Naivität dazu, zu glauben, die Taktik von Pressebesprechungen, Einkreisen von Geschäftsgegnern, ein bißchen Doppelzüngigkeit, sei was weiß Gott besonderes – wo es doch Standard ist. Man müßte sich anders eher fragen, wie überhaupt sonst ein Geschäft zustande kommt. Und daß eine Order, die ein Banklehrling zu schreiben hat, für den Kunden individuell poliert, in schöne glatte Formen eingewickelt, wirklich mehr Leben sprüht als die anerkanntermaßen lebensprühenden Aufsätze eines Herrn Kasimir Edschmidt, sollte bald jeder wissen. Es ist gar kein Grund da für den Verfasser, ungenannt zu bleiben. Die Praktiken, die da aufgezeigt werden, sind harmlos genug, und ich behaupte, daß eine so geleitete Bank bei großen Geschäften erheblich ins Hintertreffen kommen dürfte. Trotzdem staunt die ganze deutsche Presse, von der B.Z. bis zur Voss. (Sie merkens nicht mal, daß nicht *sie* schreiben, sondern der Sessel – wenn sich wenigstens einer gebost hätte.) Finanznovelle, in dieser Apothese nicht ohne Witz.

Leider verabsäumt der Jenenser Verlag eine entsprechende Folgerung zu ziehen. Die der zweiten Novelle: „Das Weltreich und sein Kanzler" vorausgeschickten Kritiken über den Fenriswolf lassen noch die einheitliche Leitung vermissen. Sie wirken verworren, nicht genügend abgestimmt, der Leser bekommt kein richtiges Bild von der Tätigkeit eines Reklamechefs. Es genügt nicht allein, daß das Niveau dieser zweiten Novelle aus der Atmosphäre sympathischer Geldpolitik in zeitgemäße Ethik samt Weltkrieg und Menschheitsdusel, verbunden mit einem Frachtraumcorner, umgesetzt wird. Gecornert wird jederzeit

und sowie es überhaupt in irgendeiner Ware irgendwie möglich ist. Insofern ist auch die Prädikatverteilung Weltkrieg und Kanzler nur Anlehnung an Rechtsverhältnisse, die gang und gebe sind. Dagegen erhebt in dieser Novelle auch die Liebe ihren Anspruch. Ein Doktor Rechtsanwalt, der die Sache schieben soll, spürt noch etwas mehr als Geld- und Machtpolitik in sich, das wird mit verquickt, und endet nicht ohne für den Leser zurückbleibende zwiespältige Auffassungen vorderhand in einer Heilanstalt. Diese Novelle hat schon etwas, das in manchen Fischer-Büchern nicht ist, so eine gewisse Komik zu sich selbst, die ins Leben, auch darstellerisch, führt. Bemerkenswert ist, daß der Wirtschaftspolitiker der Frankfurter Zeitung, Herr Feiler, in einem Feuilleton gerade das ablehnt und zu Gunsten des Fenriswolf verwirft. Man beachte das besonders, denn man wird in der Meinung bestärkt, es könnte die psychische Beunruhigung doch noch einmal Staat und Wirtschaft, Presseverkehr, Börse und Weltkrieg wirkungsvoll – in Bewegung versetzen, wenn man so sagen darf.

III.
IM NOVEMBER: REVOLUTION
VOM OSTEN KOMMT DAS GLÜCK HERÜBER
1918 – 1920

AMERIKANISCHE PARADE

Wind segelt Kurve. Freie Bahn – anschwellend Ebenen, Häuser, ein Laternpfahl, Motor. Man achte auf den Rum – Tum – Tiddle – Dance. Geist – flatternd – geistert nicht mehr. Beine, Hosengurt, verbündet sicherem Schuh, Hut in Diagonale, lächelnd leicht licht. Kulis, Japaner als Schulmeister setzen sich mit in Bewegung, mehr verdrossen. Triumphiert Kaugummi, später Havannah, später Whisky, dann zerhackter Knäuel quetscht sich die Philosophie, die Methode des Lebens, die Religion, sofern man das schwankende Ichgefühl in Kontakt dazu bringt, und die so benannten großen Gesten, wie Gebet, Revolution und Singsang. Liebe ist das Gebet der Menschen zu- und miteinander – es liegt mir daran, allgemein verständlich zu bleiben.

Trotzdem handelt es sich um das Unglück. Ich will, daß das Unglück marschiert. Merry-Makers Tanz. Ich selbst bin unglücklich (will sein). Wenn auch nicht vollkommen – etwas derartiges hier zu schreiben ist schon Pech. Man weiß, daß ich mich dagegen wende. Das Unglück wird alle Dämme niederreißen. Gott Unglück – ich bewege mich in Kindheitserinnerung. Das Unglück, das sich aufbäumt gegen das Licht.

Das Unglück, das Glieder und Gedärme frißt. Das Unglück – Leid ist nur eine schwache Vorahnung. Schmerz wie Absinth, Cocain, Malaria und Guillotine während der großen Revolution – das Unglück ist sozusagen fabelhaft erstklassig und hält durch. Unglück gegen Glück – keine Frage. Eine Frau vergräbt ihr Kind, das sich an sie anklammern will, ein Mann, von Liebe umlagert, zerbeißt eine Dynamitpatrone, nicht mehr mithalten zu können im verantwortlichen Rhythmus des Sichsehnens, wie das Kind, das sich noch anklammern will, mit einem Wort: das Erleben, das ist Unglück.

Gut geschrien. Die Pechfritzen, Weltverbesserer, Sexualitäter paffen die Gesetzeswolken. Immer neues Pech. Die Pechiater sind Hans im Glück. Zwischen Pech und Glück liegt die Stellung zur Ordnung, die für jeden Einzelnen so tausendfältig differenzierte, so daß jeder gleich 10 Stellungen in einer dazu aufbringt. Aus diesem Chorgesang um die Gnade des Herrn, dann Scheck. Rrum – Tum. Massen! Massen – – Es genügt nicht, den Japaner zu verachten, ehemals zu belächeln, gegen-

wärtig zu fürchten. Unterkriegen, gelber werden. Randlaken und in Spannung halten.

Dabei wird der Einzelne jünger. Jung, Franz Jung. Demokratie gleich Freibier.

Wer abfällt, fällt ab. Die Sekten werden schärfer.

Es wird ein verfluchter Schwindel damit getrieben, daß irgend etwas gehemmt sein soll, wo nur aufgeräumt wird. Es fehlt das Konsortium dafür, die Abgestempelten. Es regiert noch das Gesetz – man könnte eine Tirade dranhängen: über Hoch und Niedrig lastend und lockend zu sanfter Ruh, geschmäht, gefürchtet und in bitteren Zweifelstränen ersehnt aus dem Besten des Menschen zum Besten, das Gesetzglück, dem der Widerspruch (auf dem Marsch) noch nicht genügend Balance zu halten gelernt hat – das Unglück. Ich bitte um Verzeihung: Unglück ist mehr wie Glück – obwohl das schon in der Bibel steht. Aber ich meine nicht das Pech. Die Leute, die heute jammern, haben Pech. Pech heißt: das Gesetz über dir.

Sich erleben, das Glück – Pech erleben, das Unglück erleben. Erleben erleben – Weil wer Hilfe schreit – vielleicht noch nicht einmal der Autor – weil wer noch irgendwo zappelt, das Blatt Papier, der Gedanke, die Masse biegt um die Ecke – Alexanders Ragtimes band – die Partei, der Autor. Darum wird die Zertrümmerung unseres Seins dennoch marschieren.

Das Unterkriegen, in fremden Spannungen fixiert.

Der Pfiff!!

LÄUTERUNG

Er liegt am Boden. Hat sich eingewühlt in die harten Schollen. Eine Straße atmet und dehnt sich, steigt, keucht schwer im Dahingleiten, reißt – daß er zittert und sich enger preßt. Grüne Halme ballen sich dichter, weiten sich, Wolken tupfen auf blauem Bogen. Er möchte schreien.

Hinten drängen die vielen Menschen. Wimmeln. Weiße Schuhe. Lächelnd verstohlen sehnsüchtig. Straffen sich. Beine. Ein Kind springt. Lockendes Parfüm aus der Zeit, als er zwölfjährig neben einer hochgestellten Dame im Parkett des Provinztheaters saß, die Treppe hinter einer Ingenieursgattin hinaufstieg, die Fäuste gegen die Wand schlug und sich würgte, später: Steine, Segel, Meer, schließlich enger zusammenkroch, heiß, Blut rieselt, bunte lachende Menschen zueinander, alle – Sonne –

Atmete fiebernd, schlug den Hinterkopf gegen das Grau des Himmels, fraß sich tiefer in die Schollen, weinte und schluchzte und wollte beten, ein Duft zog über allen und schlug nieder. Eine ferne Häuserreihe schob sich näher.

Er wehrte sich, dachte sich die Achseln zucken. Aufstehen. Das Gesicht abwischen. Langsam den Leuten zugehen.

Eine Gaslampe, die so lange niedergehalten war, flackert heller und surrt.

Angst schreit. Nicht sich aufblättern zu können. Die Welt zieht vorbei. Das Blut kreist enger.

Die Gemeinschaft wird wieder brechen. Eher gegen alles, als in sich. Revolution. Sich selbst zerstören. Glück des Gehenkten. Wenn man sich selbst erstickt, bleibt noch ein dünnes Leben. Klingt weiter. Er hört sich beten, anschwellen, Wände schwinden, Weiten tun sich auf, aber angeschmiedet . . . durchbohrt . . . kreisend in fremder Qual . . . Hilfe, knirscht er.

Jetzt baut er still, voll Sicherheit, ein Werk vor sich her. Unbeirrt. Wenn es auch wächst, streng, fest gefügt – er schaut kaum hin, keine Freude, keine Zweifel, die Uhr zählt die Zeit, die Arbeit, die Steine, die er aufschichtet, Menschen gliedern sich an. Er bebt nicht vor Ungeduld, obwohl das Herz schlägt.

Da steht jemand auf, dreht das Licht aus.

Ein Stuhl wird gerückt.

Alle merken, daß es fast hell ist.

Während sich alle rekeln, den Kopf wieder in die Kissen wühlen, der Wächter hängt sich die Kontrolluhr über, rafft am Tisch Papiere zusammen, Sindbad den Seefahrer, – sagt der Nachbar von Nr. 12 nach der hinteren Wand zu und steigert schnarrend: Morgen, Leute. Merkwürdig, wie er die Worte quetscht. Alle Wärter sind auf ihn ärgerlich. Meistens hören sie später, daß er ein Schneider ist, namens Erb. Sollen glauben, daß Erb Beziehungen hat, in Verbindung mit Regierungsstellen, andererseits Intrigen, die Frau spielt eine Rolle, will ihn los werden. Graf braucht Ehescheidung. Dann aber lassen sie an Erb die Wut über den Schneider aus.

Erb mit dem schmalen spitzen Kopf, knallrotes Gesicht, springt im Bett auf, wiederholt. Sieht sich enttäuscht um.

Ganz vorn an der Tür lacht ein hübscher junger Mensch. Erb schaut strafenden Blickes hin. Der Junge schüttelt sich vor Lachen.

Erb schreit: Heute nehme ich euch alle mit raus.

Schmidt fragt: Wie denn – raus – mein Kopf tut mir so weh. Verzieht das Gesicht zum Weinen. Die beiden neuen Wärter kennen ihn noch nicht und tuscheln.

Es wird jetzt gekehrt, gewischt, Eimerklappern. Die Fenster sind aufgerissen. Es scheint, als ob die Eisenstäbe in der Sonne glitzern wollen.

Dann erinnert sich Schmidt, daß er einen Hammer sich vor den Kopf geschlagen hat. Er erzählt, daß er einmal sich halb die Zunge abgebissen hat. Er macht eine gute Figur, früher trug er schwarzen Bart, die Haare etwas wirr. Er hat sehr viel in seinem Leben studiert. Allerdings ist er unter gewissen Voraussetzungen bereit, heute mit Erb gleich wieder wegzugehen, er trinkt indessen keinen Schnaps. Erb würde Wein trinken. Beide sind schließlich vergnügt.

Der Wärter denkt, es ist ekelhaft hier drin. Man sitzt und sitzt. Die Toilette, die zwischen den beiden Sälen eingebaut ist, stinkt. Er kocht vor Wut. Was? Ach so, austreten. Die Wände des Kastens werden heruntergelassen. Los! Der schiebt sich den Gang entlang. Der Kollege im anderen Saal erzählt sich was mit seinen Leuten.

Wenn Frühling ist, singen draußen die Vögel. Einige dürfen aufstehen und sitzen an ihrem Bett. Schmidt denkt, ob er hier von seiner Frau erzählen soll, vielleicht wissen die was? – Ob

sie den Erb wirklich kennt – manches stimmt ja. Schönauer liegt dem Schmidt gerade gegenüber. Er soll in Paris Ringkämpfer gewesen sein. Schmidt denkt nach. Er weiß nicht, ob seine Frau solche Muskelmenschen mag. Schmidt quält sich. Er gibt dem Erb keine Antwort.

Der Oberwärter flitzt durch die Säle. Alle sind einen Augenblick in gehobener Stimmung. Schmidt fühlt ein ungeheures Loch in seiner Seele, das immer weiter noch reißt. Und doch glaubt er nicht an Gott. Genossen, möchte er losheulen. Ich weiß nicht, was das für Leute sind. Einer heißt Draqua, einer Schubert. Die Frau, die Frau, sie spricht mit allen Menschen. Er kann sich nichts wegseufzen.

Während alle aufhorchen, die Becher werden aufs Brett gestellt, man hört schon Tritte, ein hübsch aufgeputztes Mädchen schleppt das Tablett, einer nimmt Becher für Becher ab, Brot mit rotem Mus, die Uhr geht ganz genau, selbst der Wärter ißt Brot, das Mädchen mit der weißen Schürze . . .

Ein Vergnügen, wie schnell die Tage vergehen. Mehr als jede Wohltat.

Schmidt lebt in seine Leute um ihn herum mehr hinein. Hört, daß einer, den er schon lange wegen seines gequälten Gesichtsausdrucks beobachtet, ein Ofensetzer ist. Zu dem kommt öfters eine Frau, setzt sich zu ihm, bringt Milch, Eier, Bonbons. Jedesmal dreht sich der Ofensetzer weg, wenn die Frau erscheint. Einmal begleitet sie ein junger schmächtiger Mann, vielleicht der Sohn, er steht verlegen am Bett herum, die Frau stopft dem Manne Eßwaren in den Mund. Der spuckt wütend alles aus. Die Frau ist fiebrig an der Arbeit. Der Mann hebt den Kopf, der Hals quillt an, wird blutrot, er gurgelt etwas, dann kann er nicht mehr sprechen, hält den Arm weit weg. Der ganze Körper erstarrt. Die Frau dreht sich gekränkt zum Wärter um. Der Ofensetzer möchte hinausgehen, schreitet durch den Gang, bis er gefaßt und ins Bett geworfen wird. Die Wärter schreien, das Aas führt uns an. Die anderen sagen: wenn einer geht, soll man ihn gehen lassen. Einige lachen aber, wenn er Prügel bekommt.

Es geschieht sonst nichts. Nr. 5 hat die Faust in den Vorhang gewickelt, schlägt die Fensterscheiben ein, geht langsam ins Bett zurück, lacht. Draußen scheint die Sonne. Eigentlich freuen sich alle, sprechen miteinander, fragen, warum denn

eigentlich – nur die Wärter, der Vize, der Oberwärter – Erb freut sich kindisch. Prophezeit, es wird noch schlimmer kommen, das schlechte Essen muß herhalten, auch von draußen werden sie kommen. Zwei Stunden später ist völliger Aufruhr. In allen Stockwerken. In den anderen Häusern.

Schmidt quält sich mehr. Er hört in sich etwas aufbrüllen. Laut sagt er: Ordnung muß sein. Jeder muß sich in etwas hineinfügen, sonst kann eine menschliche Gemeinschaft nicht bestehen, da muß der eine dem andern nachgeben, aber er fühlte zu tiefst eine qualvolle Fessel, es würgte ihn. Er begann wieder, andere Menschen um dessentwillen zu hassen.

Dennoch wehrte sich Schmidt weniger heftig gegen das zarte einspinnende Wesen vieler Gegenstände, die scheinbar von selbst sich zu ihm ordneten. Der Tisch, Schrank, Stühle, die Bettstellen, der Fußboden, die Lampe – sprachen vertraut dämmernd auf ihn ein und umrankten seine Unterhaltung mit den Freunden in zunehmend bestätigender Herrlichkeit. Er lernte viel und streichelte die Bettdecke zaghaft, manchmal beruhigt und voll Erwartungen, einer bisher fremden Seligkeit den Weg bereiten zu helfen.

Draußen – zwischen den Stäben, Verzierungen, Rosetten und Kreisen, die das Fenster vergitterten, schwand Tag um Tag das Licht, sprach in der Dämmerung, summte von Glück. Weiter hinaus stand ein Fabrikschornstein starr gegen den Dunst, ein Gewimmel schwarzer Häuser, daneben ein Stück Laubwald, der bis an den schmalen Garten heranlief. Und wieder daneben Ackerland, die Männer vom anderen Haus gingen häufig drüber hin, aus versteckter Feldhütte kräuselt Rauch. Schmidt hört Schaufeln, metallischen Klang, kurzen Ruf eines Aufsehers, drei große Buchen standen allein, ganz scharf, und weiter weg zog sich der Bahndamm. Tag für Tag.

Schmidt hörte das Rollen der Eisenbahn und lauschte, bis es verklang, die Sirenen der Fabriken, Glockenläuten von fern her, und spürte keinerlei Sehnsucht, so stark lebte er in sich und in allem, was ihn umgab.

Bis er auch nach Wochen selbst in den Garten hinaustrat und immer in der Runde herum und dann kreuz und quer ging, anfangs scheu allein, dann auch mit anderen zusammen. Kinder wurden im geschlossenen Zuge herumgeführt. Hinkten, stolperten, schleppten sich nach, hingen so schleimig aneinan-

der und sangen. Schmidt ging immer den Kindern nach. Da krampfte wer sein Herz zusammen.

Da stand auf einmal alles um ihn herum still. Wurde schwarz. Trocknete ein. Verkroch sich. Wind pfiff.

Da rief wer.

Dann sah er den Wärter auf sich zukommen. Er hätte noch etwas schnell sagen wollen. Aber er mußte sogleich mitgehen. Es war alles so eisig. Die Zäune, Mauern, Stufen, die Glastür. Drin stand der Doktor, eine Frau, ein dicker Beamter, der freundlich lächeln wollte. Plötzlich mußte er daran denken, wie peinlich es sei, draußen sagt einer, Schmidt wird außer der Reihe vorgerufen. Er wurde glühend rot. Sah sich scheu im Vorzimmer um. Die Dame sprach hastig auf ihn ein. Der Doktor sagte etwas zur Dame. Der Beamte klopfte ihm auf die Schulter. Der Doktor maß ihn mit einem scharfen Blick. Schmidt verzog das Gesicht. Die Frau sah gleichfalls sich scheu um. Eine Pause. Eine Frau. Dann drängte der Doktor weiter. Dem Schmidt stieg ein Haß gegen die Frau auf. Er merkte, es beginnt schon zu schlucken, es steigt auf. Willst Du was haben, hörte er. Alles wurde glitschig. Er klammerte sich wo an. Er verzog noch mehr das Gesicht. Bitten kann man hier nicht, dachte er noch. Und doch hätte er die Frau am Arm fassen wollen und auf sie einreden. Der Haß wanderte zum Doktor. Schmidt sagte etwas leise zum Beamten. Der verstand nicht. Wurde plötzlich größer, ein fetter Koloß. Immerhin fühlte sich Schmidt zu ihm hingezogen. Er setzte alles daran, mit dem Mann weiter zu reden. Er merkte, daß er der Frau unrecht tat. Sie wird bald weinen. Er fühlte auch in sich etwas, das unsagbar weh tat. Und ihn wohlig überzog. Dann gingen alle. Er gab die Hand. Und fiel in einen Abgrund.

Schreiend.

Er hörte sich noch einem hinzutretenden Aufseher sagen, ich will heute nicht in den Saal, ich will eine Zelle. Ich halt's nicht aus. Eine Zelle für mich allein. Der bot ihm eine Zigarette an, draußen im Garten, ein paar Züge —? Es sieht niemand.

Schmidt aber dachte, ich habe ihr sehr weh getan. Ich habe sie irgendwo getroffen.

Dann begann er zu fiebern.

Es ist alles doch nicht so! Brüchig. Faulig. Bedreckt. Immer gefesselt, unlösbar verstrickt, angeschmiedet. Er fühlte sich das

Maul aufreißen. Hinten im Kopf hing ein Grinsen: Vorsicht! Dann schlich er weiter. Pah. Die Frau. Soll sie sehen . . . ich will nicht mehr. Die andern! Aber es war keiner mehr da. Schmidt brach ganz zusammen. Er schlich im Gang herum, pickte an die Fensterscheiben. Dachte noch, es wird dunkel, man wird bald zur Nacht essen. Er quälte sich immer höher. Stand schließlich: Ich hab' mich verschrieben, – ich muß folgen, demütig sein, ich muß . . . dann wollte er Tränen herauspressen, sich selbst beflecken, stellte Stationen auf, haßte sich, wollte sich an die Gurgel fahren, aufheulen – bald wird man mich rufen, ängstigt er sich – nein oder ja? Ja!

Er mußte lachen.

Er wurde dann gerufen.

Dann träumte er, schwer, interessiert, in Schweiß gebadet.

Er träumte voller Auf und Nieder. Versuche, Zusammenbrüche. Er träumte, träumte zäh und krallte sich am Bettpfosten fest. Noch, als man ihm Trional geben wollte, das er ausspie. Es nützte nichts, daß man gewaltsam die Zähne auseinanderbrachte.

Stotternd sagte er: Lassen Sie mich doch, ich bin gleich ganz ruhig. Der Oberwärter war geradezu erstaunt. Wollte nochmals zugreifen, ließ aber, während er schon fest den Kopf hielt, plötzlich ab. Er nahm das Glas und trug's hinaus, ohne dem Aufsichtführenden noch ein Wort zu sagen. Draußen rollte die Bahn.

An einem der nächsten Morgen wurde Schmidt zum Doktor gerufen. Ein Schreiber saß da, mit aufgedunsenem Gesicht, Triefaugen, die Hand zitterte schrecklich, dann der Doktor, hinter einem Stoß Akten, auf einem Stuhl dicht an der Tür nahm Schmidt Platz.

Die Personalien – der Vater etc. Der Doktor horcht auf, der Schreiber schreibt auf einen Wink. „Und Sie?" „Nichts." Schmidt gibt an: Nichts. Mutter lungenleidend. „Lieben Sie Ihre Mutter?" „Nein." „Warum?" „Sie lügt." Der Doktor rückt auf dem Sessel herum. Schmidt schweigt auf die nächste Frage.

„Ja, aber nun sagen Sie mal, wie lange leben Sie mit Ihrer Frau zusammen?" „–" „–" „Also" – nach einer peinlichen Pause – „hier ist angegeben, Sie haben sich mit einem Hammer auf die Stirn geschlagen. Sie leiden an Krämpfen?" „Ich weiß nicht." Der Doktor steht auf. Lang, hager, faltiges Gesicht, die Augen blinzeln über dem Klemmer hinweg. „Kommen Sie

doch näher, fürchten Sie sich denn?" Schmidt lächelt verlegen. „Na also – sagen Sie mir doch, quält Sie die Frau nicht? Man weiß doch, wie das ist." Schüttelt den Kopf, reckt sich. „Ja?" „Nein." – ehrlich überzeugt. Der Doktor fragt schnell: „Trinken Sie?" „–" „Stottern Sie immer?" So ein Hund, denkt Schmidt. Vorwurfsvoll: „Schmidt –?" „Nein." Der Doktor legt seine Hand Schmidt auf den Arm. „Vertrauen Sie mir doch." „Ja, um Gottes willen, was soll ich denn sagen," sprudelt der hervor. „Sehen Sie, so was tut man doch nicht." Der zuckt die Achseln. Pause. Dann sagte er leise: „Manchmal kann ich mich nicht halten. Ich muß einfach." „Wie –" „Ich will nicht mehr leben, es ist so furchtbar, ich halt's nicht aus, ich will nicht, es ist geradezu . . ." Ein Gewicht fällt nieder. Der Doktor verzieht nervös das Gesicht. „Sie sind jetzt sehr aufgeregt." Schweigt. Sieht dann zum Doktor auf. Der lächelt etwas. Man hat das Gefühl, die werden zueinander gehen. Schmidt steht auf und sieht zur Tür. „Fehlt Ihnen hier was?" Schmidt verbeugt sich, will gehen. „Warten Sie, lieben Sie Ihre Frau?" „–" Doktor zuckt nervös. „Sehen Sie, Sie sind doch ein prächtiger vernünftiger Mensch, ich glaube, Sie passen nicht zusammen, ha?" Ach – denkt Schmidt geringschätzig, bereitet eine lange Rede vor. Dann sagt er: „Ich prügle sie manchmal." „–" „Ich muß. Viel schlimmer, als wenn ich mich prügle." Der Doktor winkt ärgerlich ab, murmelt: „Sie werden doch einen Grund haben." Schmidt möchte den Doktor in die Gurgel beißen. Er ist hier so machtlos. Schmidt will sprechen. Da kommt schon der Nächste.

So glücklich wurde Schmidt, daß er fest daran glaubte, es würde ihm noch gelingen, den Doktor zu retten.

Es blieb dabei, draußen leuchtete die Sonne blutrot. Die Vorhänge wurden vorgezogen, es hieß schlafen gehen, und sein Glaube wuchs und wurde so übermächtig, daß alle Glieder bebten.

In solcher Nacht lauschte Schmidt dem Ablauf jedes Lebens. Und es kam vor, daß sein Nachbar Schubert sich aufrichtete, stöhnte, einige Worte stammelnd starr gegen das Fenster sah. Auch Schmidt richtete sich auf, er dachte, Schubert wird jetzt zu ihm sprechen wollen. Aber der sah angstverzerrt zum Fenster hin, stöhnte . . . Die Augen, die Augen . . . und brach in Weinen aus. Jammerte: Ich kann nicht hier bleiben, wand

sich hin und her, bis er nur noch krampfhaft zuckte. Es half nichts, daß der Wärter ihn festhielt, er begann aufzustehen, es hielt ihn keine Gewalt, er schrie: Ich muß hier fort, liebe liebe Leute. Half nichts, daß man ihn schlug, die Arme und Beine binden wollte – die Wärter schwitzten – er gurgelte und stöhnte und brachte immer neue Kraft auf, alle ringsum im Saal wurden unruhig, Schmidt fieberte vor unerträglichstem Schmerz – dann glitt ein leuchtender Strahl über den Jammernden hin, er lauschte gespannt, Verzerrungen lösten sich, man ließ von ihm ab, Schmidt sah, wie er das eingefallene Gesicht zu einem Lächeln verzog.

Dann fühlte er, wie Schubert nebenan sich lang hinstreckte, den Kopf unter die Decke vergrub. Er fühlte deutlich die entsetzliche Spannung hoch- und niedergehen. Fühlte, wie dessen Körper mitging, er mußte ganz zusammengeballt verkrochen sein. Zwar waren die Hände mit Fausthandschuhen bedeckt am Bettpfosten angebunden, aber sein Blut bebte ruckweise, atmete schwer und sehnsüchtig, bis er erlöst abbrach, ein lauter heller Ton schwebte noch im Saal, dann fiel Schubert wieder völlig zusammen, der Kopf hing zur Seite über das Bett hinaus, der Körper schrumpfte sich mit ein, es war unschwer, auch die Hände wieder aus der Fesselung zu befreien.

Dennoch hatte alle ein ungeheuer lastendes Grauen gepackt, sie schwangen mit diesem Körper mit und waren erstarrt, daß sie nicht mit erlöst wurden. Eine Würgehand hielt alles nieder. Es war entsetzlich, daß niemand die Kraft hatte, laut zu schreien. Nur der Wärter lächelte verzweifelt an seinem Tisch. Er kam allen auf einmal klobig und eckig vor. Ein plumpes, glotzendes Stück Menschenfleisch, völlig außerhalb. Er konnte durch das Grauen hindurch kaum deutliche Worte sprechen. Es klang blechern, klapperte vor Unruhe, er hätte sagen wollen, auch das ist eine Krankheit wie zu vieles Saufen oder so etwas. Schmidt sah, daß er sich lieber meilenweit fortwünschte. Es war eine maßlose Überlegenheit vieler Menschen über den Wärter hereingebrochen. Der dachte noch daran, daß Schubert eine junge Frau hatte, der viel Männer auch hier im Hause nachsahen. Er erzählte dann noch jemandem, daß Schubert bei seiner Einlieferung einen feinen Anzug hatte, er sei sicher was Besseres und seufzte zu guter Letzt.

Schmidt wälzt sich noch ruhelos herum, in steigender Angst.

Sie greifen wieder in das Leben ein, denkt er. Widerwillen bis zum Speien. Die Eingeweide schmerzen. Kein Fleck an seinem Körper, der nicht wieder betastet werden wird. Es fließt ekle Weichheit über ihn. Er möchte sich aufbäumen und ist doch so wehrlos. Sieh mal, hört er eine ferne Stimme sich zusprechen, die Menschen sind aufeinander angewiesen. Nein, will er schreien, doch doch, sie sollen sich ergänzen, auch trägt die Kraft des einen viele anderen mit. Ich habe keine Kraft, begehrt er auf. Allerdings bin ich auch zu viel mit anderen Menschen verbunden, gesteht er sich zu – darum will ich jetzt allein sein. Aber die Glut, die über ihm ist, läßt nicht locker: Sei doch stark. Er beginnt schon nachzugeben, Tränen steigen auf. Wenn ich auch wollte, ich kann doch nicht, fühlt er noch. Dann ist er bereiter. Vielleicht soll man sich wieder mitten in die Welt hineinstellen, beschließt er. Ich habe die Frau doch nicht geliebt, fällt ihm ein. Ich muß erst einsehen, daß sie mich völlig trägt. Vielleicht wird sie bald zu mir kommen, fühlt er. Muß daran denken, daß sie bei ihren Besuchen immer Tränen in den Augen hat. Es braucht nicht alles glitschig und schmierig zu sein. Er ist schuld, daß sie nicht freier atmet. Es nützt nichts, sich selbst zu zerstören. Alles Betrug. Warum sollen die andern ersticken, daß er nicht leben will? Er beginnt sich glühender zu schämen. Wie ein schmerzendes Netz liegen die Gedanken über ihm. Er muß die Knoten von innen her ausbrennen. Freies Leben. Frohlocken.

Dann spinnt er ruhiger seine Pläne fort. Er fühlt, daß er unendlich stolz geworden ist. Jetzt merkt er erst, daß er schon viele Menschen in sich lebt. Sehnsucht quillt. Wenn er die Tiere liebt, Blumen, den Horizont, den blauen Strich ferner Wälder und im Menschen das alles zusammen? Zuerst in dem einen einmal bestimmten und gewählten Menschen – niemals mehr Ekel empfinden, sich gehen lassen. Mag er selbst noch gezogen, gezwungen, bestimmt sein – los! Er wartet alle Tage auf die Frau. Schillernder Frühling macht alles weit, das Feld dehnt sich und lockt. Er muß ganz schnell im Garten hin- und herlaufen. Er muß den Doktor, den Oberwärter, gar den Professor glückstrahlend grüßen, dankend aufatmen. Das Lächeln verstrickter Gewohnheiten ist hinter ihm. Klammert sich an. Gibt mir Kraft, fühlt er. Ganz frei.

Wenn auch draußen die Sonne steigt und fällt, freches Grün

zwitschert, Schmidts Sehnsucht klammerte sich nicht daran. Eine andere Arbeit hielt ihn im Bann und zwang und lockte. Es galt, sich tiefer zu festigen. So, daß er täglich mit sich rang und Erinnerungen vor sich ausbreitete, die zwar tiefe Wunden geschlagen hatten und immer wieder das Blut sieden ließen, aber dennoch eine mehr regelmäßige Bewegung loslösten, auf deren Zügelung Schmidt alle Hoffnung setzte. Darin war der Glanz seiner Umwelt mit einbegriffen.

Er dachte – zwischen blutheißen Schauern und bohrenden Erbitterungen – an den Musiker, zu dem erst noch unlängst die Frau gelaufen war: Sie muß ihm helfen, ruft er mich nicht – ist nicht auch dort mein Platz? Sicherlich hat sie so gesprochen, jedenfalls lief sie hin, sie blieb Nacht für Nacht dort, gleichwohl er sie schlug, sich selbst das Haar raufte, auf dem Boden lag und mit den Füßen schlug. Schmidt fühlte, es wird nie sein, daß er das begreift. Damals hatte er auch noch gejammert: Ich hab' ihr doch nichts getan. Bald wußte er, das war es nicht. Auch der andere nicht. Ich hätte auch sein Freund sein können, erinnerte er sich. Und das Schlimmste – schließlich versank wieder alles. Die Frau ließ allmählich den Musiker fallen. Es wurde eher, daß Schmidt ihn hätte verteidigen wollen, er fühlte sich immer näher, er kam nie dazu, sich klar auszusprechen, die Frau stritt gegen ihn, sie wurde so leidzerrissen, daß er erschrak und verstummen mußte. Das Leid dieser Frau schob sich dazwischen und verlangte nach ihm, fraß sich ein und erstickte alles. Das Leid dieser Frau. Manchmal war es so lächerlich klar, daß er sie nicht liebte. Er dachte daran, Liebe ist etwas Befreiendes, es muß aufstürmen, Empörung, ungeheueres Glück sein. Alles das aber kann es nicht sein, grübelte er. Eher eine Erweiterung voll gräßlicher Anstrengungen, sich zu ertragen in all dem Mehr. War der Musiker ein Stück Holz – mußte er nicht ein Mensch sein, der auch zu ihr strebte, und dennoch wußten sie voneinander nichts. Sie vereinten sich niemals. Schmidt konnte keine Antwort geben. Biß sich die Faust, das Blut sickerte. Er stellte sich hin und hämmerte sich in den Kopf. Ich will dennoch aushalten. Ihr Blut strömt zu einem anderen, sie schließt mich aus. Gut, ich ersticke trotzdem nicht. Aber er weinte.

Es war so schwer, wenn sie dann später zu ihm sprach, neben ihm ging, er erlebte jede Sekunde beider Zusammensein.

Das Blut sehnte sich zu beiden. Ob er sich auch empörte, und wurde verschmäht und wandte sich gegen ihn, daß er zitterte und zerriß.

Die Birken im Garten wußten darum.

Auch die Frau kam häufiger und küßte ihn. Auch sonstige Menschen von draußen kamen und sprachen zu ihm, Schmidt richtete sich langsam darin ein, wenngleich überlegener. Aber er dachte: die Frau soll gehen. Ich will aufmerken, daß ihr nichts fehlt, daß ich für sie da bin. Die Frau drängte ihn wieder zu sich. Sie war zu scheu, ihm aufzuzeigen, ob sie litt. Das Wesen der Frau war ihm so fremd. Er wollte ihr glauben und liebte sie.

Und zu verschweigen, daß er ins Bordell gegangen war in der Hoffnung, aufgeblättert zu werden, emporgerissen, endlich ein neuer Mensch, um enttäuscht wieder herauszulaufen, Gelächter hinter ihm.

So lebte Schmidt zwischen den Tagen aufblühender Klarheit. Aber es fügte sich so, daß Schmidt, als er viel später eines Tages plötzlich auf die Straße entlassen wurde und an der Seite der Frau zur Bahn ging durch ein hohes altertümliches Tor hindurch, an dem kunstvolle Schmiedearbeit besonders auffiel, fügte es sich, daß Schmidt alle äußere Sicherheit wieder verlor, die Kameraden, Kinder, Birken und den Rauch aus der kleinen Waldhütte.

Er erschrak vor den Menschen, die jetzt um ihn herum sein wollten. Sie waren so aufgequollen, grob-stier, eckig und zuckten wie Hampelmänner, waren wirklich so klobig, er ekelte sich und schrie verzweifelt in sich hinein. Die lächerliche Bahnfahrt.

Er schritt dann am Arm der Frau ihrer Wohnung zu. Sonne grinste herbstlich. Die Frau war mild befangen, zutunlich, zuweilen aufgeregt, sie störte nicht und bestärkte ihn. Er wird es nie merken, daß sie vielleicht für ihn in sich die Welt trägt. Aber Schmidt kriselte. Kruste auf Kruste fiel. Ein Leben umspannender Schrei dehnte sich, eine namenlose Furcht – er hörte die Menschen sprechen, als ob sie bellen, beißen werden – doch das Wunder hielt stand: er wußte, von ihm selbst wird's abhängen. Sollte er auch allein sein – und hätte der Frau die Hand küssen wollen.

BABEK
Eine Erzählung

Es sollte einem Schriftsteller unmöglich gemacht sein, eine Handlungsweise, die sich um eine Person, zutiefst um eine Idee gliedert, als Geschichte aufzutragen. Der Leser indessen, gewohnt, in den Entwicklungsvorgang eines Erlebnisses hineingezogen zu werden, besitzt selten den Takt, dieses Erlebnis in sich und aus sich heraus wieder erstehen zu lassen. Er neigt vor allem in Deutschland zu der Ansicht, er besitze eine Ware, die er billig oder teuer, mit sachlichem Recht oder erschlichen erworben hat. Mit Recht vermeiden daher deutsche Schriftsteller, ihren Werken das geistige Erlebnis zugrunde zu legen.

Einen besonderen Punkt des Mißverständnisses zwischen dem Schriftsteller und dem andern bildet die Form. Der Leser urteilt, der andere brauche eine Form, während der Schriftsteller Form an sich ist. Form, zu der ein Rhythmus der Erlebnisfähigkeit sich kristallisiert, Rhythmus, als Harmonie geschaffene Balance auf das große allgemeine Geschehen, den Leser inbegriffen, projiziert. Die Fähigkeit zum Erlebnis gesteigert über das Erleben – das ist ein Wesenszug des Schriftstellers. Es ist beschämend, daß ein Autor dem Leser ausgeliefert sein soll. Ich brauche keine Leser.

Denn ich hasse Euch alle!

Als Balzac daranging, in unvergleichlicher Weise und so, da geschah etwas, was nicht weiter hier berührt werden soll. Die Sprache, ha, darauf kommt es an! Die deutsche Sprache ist noch etwas holzig, ho–holprig. Ho!

Überlieferung und Geschichte interessieren soweit, als man über die Tatsachen im Zweifel sein kann – die Wahrheit kann nicht länger mehr Gegenstand des Glaubens sein.

Beachten Sie beispielsweise die Anschauungen, die sich um die Assassinen gebildet haben. Das Volk der Geschichtsprofessoren nennt sie Meuchelmörder. Dabei waren es Leute, die für den Inhalt einer Religion sich opferten. Das Volk schlug sie tot wie giftige Insekten, tollwütige Hunde, dasselbe Volk, das sattgefressen und teilnahmslos auf den Lehrsätzen des heilig glühenden Mohammed sich breitmachte und auf erpreßtem und gestohlenem Besitztum stinkig wurde. Niemals wieder

hielt ein Orden strengere Zucht. Dieser Orden, berauscht vom Blute der Vezire und zur Macht gezwungen gegen aufgeblähte Ohnmacht, wunderstrahlend noch über unsere Jahrhunderte.

So nur suchten die Ismailiten ihren Kalifen, den Kommenden, der unerkannt unter ihnen weilte und sie verband, unlöslich, ehern, über alle weltliche Macht. Den Kommenden, den alleinen Kalifen, den Mohammed und Ali selbst rief. Die Thronwerber.

Denn einer noch ein Jahrhundert vor diesen war aufgestanden unter der Fahne des Propheten und hatte die Weisheit des allmächtigen Ali vollendet und selbst Hand angelegt. Einer und ohne jede Gefolgschaft. Und hatte gelehrt: Freiheit und Freude. Gegen das wimmelnde Getier. Wer hungert, der soll fressen. Er nahm sein Schwert und mordete, was ihm in den Weg kam. Anhänger sammelten sich, wie Volk ist wo Könige sind. Freiheit und Freude. Er erschlug mehr als hunderttausend Menschen. Freiheit – da riß er die Haremsmauern ein: Gleichheit soll sein zwischen Mann und Weib. Die dickwandigen Paläste riß er nieder. Freude – da verbrüderten sich die Menschen, da vereinigten sich die Gequälten, Niedergetretenen und Eingemauerten – trunken und taumelnd in Glückzuversicht. Und konnten's nicht halten, watend im Blut der Unentschiedenen und Zweifler, der Priester und Vezire.

Einmal war Freude und Freiheit und – vielleicht – Glück.

Nur dieser blieb unstet. Weiter! Mehr! Städte, Provinzen, Länder. Die wirre Masse schwoll, wirrer, blutiger.

Bis sie im Strudel zerriß.

Die Angst.

Die Welt stand plötzlich still. Mit einem Schlag. Sie liefen auseinander, sie verkrochen sich. Jeder zu seinem Dreck. Die Harems taten sich auf. Die Eunuchen wuchsen empor. Die Minaretts krähten. So fingen sie den Rest.

Ein dämlicher Kerl, ein Hanswurst, ein Abdullah ließ den Rest hinschlachten. Zweitausend Getreue. Zweitausend Zitternde, die noch zu ihm aufsahen, als Sein Kopf fiel – Die Welt stand still. Sie wird an ihren Ketten gerüttelt haben, sich gebäumt vor Wut wider das Gewürm. Sie wird geseufzt haben und gebebt wie schon einmal vor bald 2000 Jahren. Sicher nicht das letztemal.

Ich weiß, lieber Leser, die Geschichte ist unmoralisch. Blutrünstig ist die Sache, verworren. Ohne Balance und Kombination. Kraftmeier. Überhaupt nur eine Linie, wo alles so differenziert ist. Was soll das – dafür bin ich da. Kraftmeierisch, lieber Leser. Ich verstehe das selber nicht. Es hat überhaupt keinen Zweck. Nicht mal Honorar kriegt man.

Also – um es noch einmal kurz zusammenzufassen: Babek, ein Mann aus Churrem, entfesselte eine Revolution, so um das 16. Jahrhundert, vertrieb die Kalifen und proklamierte Freiheit und Freude, so nannte er die Befreiung der Frau, was damals für den Mohammedanismus noch etwas ganz Unerhörtes war, dann ging die Sache schief. Dann kamen die Assassinen, die sagten, nein, mit Gewalt geht's nicht, nur mit Geist – das ging aber auch schief. Und dann kam schließlich Goethe und zimmerte den westöstlichen Divan, was schließlich auch nicht zu verachten ist. Denn gegen den Wind, sagt Kant, soll man nicht Klavier spielen.

ARBEITSLOS – ARBEITER-LOS!
Am 24. April finden im ganzen Reich Massenversammlungen der Arbeitslosen gegen die Regierung statt

Solange der Begriff Proletariat als Bezeichnung einer Klasse von Menschen besteht, solange müht man sich um die Klärung des Begriffs Arbeit, und zwar einer Arbeit, die als Ware genommen sich zwischen zwei Polen bewegt, dem Arbeitsentgelt und der Arbeitslosigkeit. Nachdem Geld und Kredit aus dem Stand reiner Mittel sich zu selbständigen Unternehmungsformen entwickelt haben, nachdem aus dem Kapital ein herrschendes System, der Kapitalismus entstanden ist, ist der Charakter der Arbeit als Ware jeder psychologischen Verbindung mit dem Einzelleben des Menschen, der Lebenshaltung und dem Lebensinhalt, entkleidet worden. Religiöse Verknüpfungen, wie sie in Ansätzen sich noch in den gebräuchlichsten Religionssystemen finden, sind allmählich verschwunden. Arbeit ist nur Ware geworden. In einem Fall wird diese Ware bezahlt, als Entgelt und Lohn. Es gibt aber auch die gleiche Arbeit als Ware, die nicht bezahlt wird. Man muß sich hüten, den Gedankensprung zu machen und zu sagen, diese Ware sei nicht verlangt worden. Erzeugung und Bedarf, Angebot und Nachfrage gelten als Begriffe und Systeme für Gegenständliches, für Güter, deren Wesensinhalt als Gut und Objekt der menschliche Sinn erst bestimmt. Das menschliche Leben, die menschliche Arbeitskraft, die Arbeit kann ein solches Gut nicht sein, wie der Mensch sich selbst als bloßes Wertobjekt nicht in Umlauf bringen kann, es müßten denn übermenschliche Wesen sein, die von sich aus die Lebensfähigkeit und den Lebenswert des einzelnen Menschen wertbestimmend innerhalb einer Erzeugungs- und Bedarfsordnung festzulegen sich anmaßen müßten. Solche Übermenschen gibt es noch nicht. Es gibt überhaupt keinen Menschen, der zu innerst daran glauben kann, daß Arbeit, menschliche Arbeit nur nach dem Wertstab der Ware gemessen werden kann. Arbeit, Arbeitsfähigkeit ist allen Menschen generell gemeinsam. Sie ist keine Frage des Bedarfs, sie ist von Anfang an da. Diese Arbeit, diese Arbeitsfähigkeit, dieser Arbeitsinhalt, der jedem einzelnen zwingende Lebensnotwendigkeit ist, nicht nur um, wie man es heute noch will, sich satt zu es-

sen, sondern um der menschlichen Existenz willen, um sich als Mensch unter Menschen zu fühlen – diese Arbeit also wird häufig auch nicht bewertet, d. h. im kapitalistischen Wirtschaftssystem: nicht bezahlt. Man nennt das für den davon Betroffenen Arbeitslosigkeit.

Es kommt nicht so sehr auf die reine Tätigkeit an. Maßgebend ist die Erfassung der Arbeit, meinetwegen die Umsetzung dieser Arbeit in Tätigkeit, dieser Arbeit, die Existenz, Fähigkeit und Wille bedeutet. Maßgebend ist die Organisierung dieser vorhandenen Arbeit zu menschlichen Lebensbedingungen nicht mehr als toter Gegenstand, als Wert und Wertfolge, sondern zu freiem selbstbestimmenden Lebensinhalt, zu Arbeits-, das ist dann Tätigkeitsfreude, zu Lebensglück. Maßgebend ist diese Organisierung aber auch für die Fähigkeit einer Regierung, für die innere Wahrheit einer Gesellschaftsordnung, für die Zweckmäßigkeit eines Wirtschaftssystems. Man soll nicht immer und von vornherein alles mit Ausbeutung abtun. Selbstverständlich sind die „Arbeitslosen" betrogen, sie werden ausgebeutet und sind ausgebeutet worden. Aber sie sind letzten Endes die Betroffenen, die Opfer einer Weltordnung, an der wir noch alle beteiligt sind.

Sie sind arbeitslos, weil sie bislang noch das Recht dieser Gesellschaft zuerkannt haben, ihnen Arbeit als Ware anbieten zu dürfen. Sie sollten das nicht länger tun. Der Kampf gegen eine Ordnung, die sich als irrig erweist, setzt damit ein, daß man diese Ordnung auflöst. Man löst sie in ihre Teile auf. Diese Ordnung zum Beispiel in solche, die arbeiten, d.h. Arbeit in sich als Existenzbewußtsein haben, und solche, die von dieser Arbeit leben, d.h. Arbeit nicht in sich haben, sondern außerhalb davon. Die Kenntnis der menschlichen Lebensbedingungen, kurz das Bewußtsein der Menschlichkeit gibt hier die Mittel. Die „Arbeitslosen" können erklären, die Organisationsfehler interessieren sie nicht. Sie sind Träger der Arbeit, und wo es an Fähigkeiten mangelt, diese Arbeit organisatorisch umzusetzen, so müßten sie dies selbst in die Hand nehmen. Soll nun ein Mensch seines vornehmsten Rechtes, seiner Glücksmöglichkeit beraubt werden, nur weil das Rad einer toten Wirtschaftsmaschine sich nicht mehr dreht? Das hieße die menschliche Arbeitskraft in ihren Wirkungen unterschätzen. Die wunderbare Kraft menschlichen Arbeitswillens wird diese Maschine ohne

weiteres in Gang bringen. Man ändere die Grundlagen ihres Aufbaus und ihre Form. Nicht warten, die zunächst Betroffenen, die Ausgebeuteten, alle, jeder vermag wesentliche Mitarbeit zu leisten.

Proletariat sein, heißt nur zu einem Teil ausgebeutet, unterdrückt sein, arm an Gütern und Glück. Proletariat ist zugleich auch derjenige Teil der Menschheit, der arbeitet, vielmehr noch, der arbeiten will. Nicht die Jagd nach Gewinn, für die sich so manchem die Arbeit charakterisiert, sondern die organisatorische Grundlage des Lebensinhalts, der allen Menschen gemeinsam ist, der Lebensberuf – das bedeutet dieser Wille, dieser Schrei nach „Arbeit". Bislang ist dieser Schrei ergebnislos verhallt. Falsche Systeme haben schlechte Ohren.

Am 24. April werden allenthalben im Reich die Arbeitslosen in Massenversammlungen und Demonstrationen ihren Willen kundtun. Die Aufforderung an die Regierung wird laut und sehr vernehmlich sein. Man wird sie hören. Die Arbeitslosen werden u.a. verlangen die sofortige Anerkennung der von den Erwerbslosen gewählten Ausschüsse und Arbeiterräte, die sofortige Erhöhung der Unterstützung auf den von dem 1. Mai geltenden Satz, die sofortige Schaffung eines Reichsgesetzes über die Erwerbslosenfürsorge unter Ausschaltung der von der Regierung geplanten Regelung auf dem Wege eines Arbeitslosen-Versicherungsgesetzes. Die Forderung an die Regierung wird ein bis zum 3. Mai befristetes Ultimatum sein, dann wird auch die gesamte Arbeiterschaft in die Lage versetzt sein, mit den ihr zu Gebote stehenden Machtmitteln für die Erfüllung dieser Forderungen sich einzusetzen. Man darf nicht außer acht lassen, praktisch notwenig gewordene Forderungen des Augenblicks berühren die Grundfrage, d.h. den Wert, das Problem, den Lebensinhalt, die Herrschaft der Arbeit an sich nur indirekt. Sie sind Glieder einer Auseinandersetzung zwischen einer zusammengebrochenen Gesellschaftsordnung und der bereits heraufdämmernden Atmosphäre einer neuen. Sie vollziehen sich allmählich sachlich und ohne Leidenschaft, Zug um Zug, mit dem Bewußtsein, daß die Existenzfrage des Menschen einfach bedeutet, Mensch zu sein, nicht dann und wann einmal, nicht da und dort, sondern überall und immer.

DIE PROLETARISIERUNG DES HANDWERKS

I.

Grundlage und Ausbau der Rohstoffgenossenschaften

In der alten Wirtschaftsordnung der Vorkriegszeit bildete das Handwerk den Drehpunkt innerhalb der Bekämpfung der Sozialdemokratie. Mit dem Schlagwort der „Rettung des Mittelstandes", worunter man überwiegend das Handwerk verstand, waren Parteien, die als Programm mit dem Mittelstand liebäugelten, wie die Konservativen und das Zentrum, gegen die Sozialdemokratie zu Felde gezogen und, man wird sich der Wahlen von 1907 und 1912 erinnern, mit einem gewissen Erfolge. Das Eindringen der Sozialdemokratie in die reinen mittelständischen Kreise von Schlesien, Hannover und Sachsen wurde verhindert und Organisationen wurden ins Leben gerufen, die sich als ausschließliches Instrument für die Bekämpfung des Sozialismus benutzen lassen sollten. Die Geschichte des Hansabundes weist solche handwerkerfreundlichen Stellen auf, ferner die vom Zentrum ins Leben gerufene München-Gladbacher Bewegung. Man konnte von Anfang an nicht daran zweifeln, daß für die Zwecke einer politischen Taktik mit Begriffsfälschungen gearbeitet wurde, insofern man den Handwerker als besondere Klasse gegenüber dem Arbeiter ausspielen wollte, um so andererseits auch wieder die Arbeiterklasse selbst innerhalb ihrer Abstufungen vom ungelernten Arbeiter bis zum Werkmeister zersetzen zu können. Die Taktik war einleuchtend, der Erfolg hat den Zusammenbruch der alten Wirtschaftsordnung illusorisch gemacht.

Es zeigte sich im übrigen auch innerhalb der Handwerkerschaft sehr bald, daß das Mittel, sie als Gegengewicht gegen das Proletariat, gegen die Industriearbeiter zu stellen, auf die Dauer nicht mehr verfing. Die Lebenshaltung und die Existenzbedingungen des Handwerkers der kleinen und mittleren Städte oder des Handwerkers auf dem platten Lande sind in der Tat mit denen des großstädtischen Proletariats identisch. In einer großen Zahl der Fälle ist sogar infolge der gesellschaftlichen Schichtung und des abgegrenzten Kasten- und Klassenkampfes einer kleinen Stadt die Stellung der des proletarischen Arbeiters unterlegen. Auf die Dauer konnte also das Schlagwort zur Rettung des Mittelstandes, das im Gegensatz zur Arbeiter-

schaft gebraucht wurde und als Kampfmittel gegen dieselbe politisch-taktisch verwertet wurde, nicht anhalten. Es hat daher in Verfolg davon unter der Handwerkerschaft eine Bewegung eingesetzt, die unabhängig davon und im Grunde unberührt von der Klassenkampfidee des Proletariats eine Selbstrettung des gewerblichen Mittelstandes und der kleinen Handwerkerschaft zeitigte und in vielen Punkten interessante Parallelen mit dem Klassenkampf der proletarischen Arbeiterschaft aufwies.

Die Bewegung in der Handwerkerschaft richtete sich zunächst in gleicher Weise gegen den Kredit, und zwar von Anfang an in richtiger Erkenntnis des Wesens alles Kredits entsprechend ihrer Lage nach zwei Richtungen. Einmal gegen den Kredit, auf Grund dessen der Arbeiter seine Arbeitsmöglichkeit erhielt, gegen den Bankkredit, gegen den Kredit des Rohstofflieferanten, des Großhändlers, und andrerseits gegen den Kredit, den der Abnehmer von dem Handwerker beansprucht. Es ist eine Eigentümlichkeit in der deutschen Handwerkerschaft, daß sich die Konkurrenzbedingungen der Handwerker untereinander nach der Fähigkeit Kredit zu bekommen und Kredit zu gewähren, regelte. Es wurde nun der für die Zukunft sehr schwerwiegende Versuch gemacht, die Konkurrenzverhältnisse unter dem kleinen Handwerkerstande auszugleichen und sie gewissermaßen unter gleichen Bedingungen, unter gleichen Arbeitsmöglichkeiten arbeiten zu lassen. Dies geschah durch die Begründung von Handwerker-Rohstoffgenossenschaften. Der von der Regierung unternommene Versuch, das Handwerk zu organisieren in Zwangsinnungen oder sogenannten freien Innungen, bot die Grundlage, solche Innungen in Rohstoffgenossenschaften auszugestalten. Eine Handwerker-Rohstoffgenossenschaft bezog gemeinsam von den Großhändlern die Ware und verteilte sie untereinander, je nach dem Bedarf des Einzelnen. Der einzelne Handwerker war so genötigt, den Umfang seiner Arbeitsmöglichkeit, d.h. den volkswirtschaftlichen Wert seiner Arbeit einer neutralen Stelle, die andererseits seiner Berufsgenossenschaft gemeinsam war, anzugeben und zu verrechnen. Auf Grund dieser Verrechnung erhielt die Rohstoffgenossenschaft den Kredit, und da die Inanspruchnahme von Bankkredit in kurzer Zeit sich als schweres Hindernis erwies, so wurden solche Rohstoffgenossenschaften auf Grundlage ei-

ner Handwerkerkreditgenossenschaft gegründet, die ihren Rückhalt in den staatlichen Kreditinstituten, der Preußischen Zentralgenossenschaft bzw. ihren Provinzialkassen erhielt. Einer solchen Kreditgenossenschaft, die, wohl gemerkt, nicht mit der Schulze-Delitzschschen oder der Raiffeisenorganisationen zu verwechseln ist, wurde sodann die Handwerkerrohstoffgenossenschaft angegliedert. Die Kreditgenossenschaft war dadurch in die Lage versetzt, nicht nur den Rofstoffgenossenschaften als Ganzes die Betriebsmittel zu leihen, sondern obendrein auch noch in der Lage, dem einzelnen Handwerker selbst die Arbeitsmittel, falls sie innerhalb der alten Wirtschaftsordnung verloren gegangen waren, wieder zu beschaffen. Dies geschah durch den Kampf, der gegen das Borgunwesen im Handwerk eingesetzt hatte, und zwar durch die genossenschaftliche Einziehung der Forderungen. Die Kreditgenossenschaft konnte sich ohne weiteres, genau wie die Rohstoffgenossenschaft über den Geschäftsumfang, d.h. über die Arbeitsweise des einzelnen Handwerkers an Hand der vorgelegten Bücher orientieren, sie konnte weiterhin, sofern ihr die Einziehung der Forderung übertragen war, eine Kontrolle über die Kunden des Handwerkers führen, sie konnte es nicht nur, sondern sie mußte es sogar, da davon nicht nur der Kredit des einzelnen Handwerkers, sondern der Kredit der gesamten Rohstoffgenossenschaft selbst abhing. Wiederum war dadurch die Kreditgewährung der nächsthöheren Provinzialkasse bestimmt. Man sieht also, daß die Arbeit des Handwerkers bereits in einer der proletarischen Arbeitsmethoden, der sozialistischen Wirtschaft sehr nahen Weise erfaßt wurde.

Wohl gemerkt, diese Art der Organisation der Rohstoffgenossenschaften war nicht von der Regierung bestimmt, sondern aus den Bedürfnissen der Handwerker selbst erwachsen, und es mag zugegeben werden, daß sich innerhalb Deutschlands nur eine sehr geringe Zahl solcher genossenschaftlichen Zentralen innerhalb eines noch so kleinen Wirtschaftszentrums bestanden haben. Aber sie haben existiert und sie haben auch auf konsumgenossenschaftlichem Wege durch den Versuch mit Rabattsparvereinen, durch den Versuch gemeinschaftlichen Kohlenbezugs, durch Mieterorganisationen usw. vor dem Kriege und auch während des Krieges schon sehr Wesentliches geleistet.

Der ganzen geschichtlichen Entwicklung dieser Handwer-

kerbewegung nach war sie unpolitisch. Die Ansätze dieser Handwerkerbewegung hatten sogar grade gegen die politischen Parteien einen schweren Stand. Aber sie haben sich durchgesetzt und sie haben sich sogar gegen das Mißtrauen unter den Handwerkern selbst, gegen die geradezu noch mittelalterlichen verkrampften Konkurrenzverhältnisse innerhalb der kleinen Stadt durchgesetzt. Sie haben eine Neuordnung des gesellschaftlichen Verkehrs im Handwerkerstand selbst mit vorbereiten helfen, und es wäre ein schwerer Fehler, auf solche Organisationswege, die in Ansätzen vorhanden, zu großen Hoffnungen berechtigen, heute zu verzichten. Man soll bei der Beurteilung der sozialistischen, der proletarischen Bewegung nicht einseitig sein, solange es sich um einen Weg zur Organisierung des Neuaufbaues einer sozialistischen Wirtschaft handelt. Die rechtzeitige Durchdringung solcher Organisationsmittel mit den politischen Zielen einer sozialistischen Revolution kann hier auf Grundlagen fußen, die wesentlich dazu beitragen können, die politische Macht der Arbeiterräte in der Provinz und auf dem platten Lande zu festigen.

AUSWANDERUNG ODER SKLAVENHANDEL ?
Die Auswandererfalle

Sklavenjagd und Menschenhandel waren schon von jeher ein einträgliches Geschäft. Man erinnert sich an die Legenden um die englischen und portugiesischen Seefahrer, die die afrikanische Küste eroberten, und an die lustigen Rokokotage der preußischen Fürsten, die so schöne Soldaten außerlandes zu verkaufen hatten. Alles kehrt einmal wieder und gerade gegenwärtig sind wir in Deutschland dabei, ein glattes Auswanderungsgeschäft zu machen. Die Tatsache, daß Deutschland in seiner gegenwärtigen Lage Überschuß an Menschen hat, die ernährt werden wollen und nicht können, die arbeiten möchten ohne die Möglichkeit zu finden und denen gewissermaßen das Land zu eng geworden ist, kann niemand anzweifeln. Die deutsche Regierung hat sich beeilt, auf diese Tatsache schon im Notenwechsel anläßlich des Friedensvertrages hinzuweisen und auch in der Nationalversammlung ist davon gesprochen worden. Ein Regierungsmitglied verstieg sich sogar zu der Behauptung, daß mit 10 Millionen deutscher Auswanderer gerechnet werden müsse. Zweifellos lassen sich nach System Noske 50 Millionen Regierter leichter unter Belagerungszustand halten als 60 Millionen.

Nun hat also das Auswanderungsgeschäft in Deutschland groß eingesetzt und bei der Propagandafindigkeit der Regierung und bei der großen Auswanderungslust der Regierten in Deutschland wären schon ein paar Millionen hinüber. Es fehlt nur eins: man weiß nicht, wohin oder besser man tut so, als wären die Türen versperrt. Die Regierung will nicht wissen und die Auswanderer, die gebannt den Blick auf die erlösende Weisheit von oben halten, wissen dann natürlich auch nicht. Man braucht schließlich in die höchste Diplomatie nicht eingeweiht zu sein, um annehmen zu können, daß die Einwanderung Deutscher von den bisher Deutschland feindlichen Staaten nicht gestattet oder zu mindesten eine Reihe von Jahren gewissen Hindernissen unterworfen ist. Hinzu kommt, daß die grundsätzlich der Einwanderung geneigten Staaten – es kommen hierfür fast ausschließlich die südamerikanischen Staaten in Betracht – entweder unter Ententekontrolle stehen oder eine Einwanderung nur benutzen würden, sich dieser Kontrolle

zu entziehen, d.h. es darf als ausgeschlossen gelten, daß dem Auswandernden wirtschaftliche Möglichkeiten geboten werden können, die den Heimattausch verlohnen. Inzwischen haben sich aber zirka 80 *Auswanderergesellschaften* aufgemacht, die teils als Siedlungsgesellschaften frisiert, Land verkaufen, das, wenn nicht in Paraguay oder Mexiko zum mindesten auf dem Monde liegt. Auswanderergesellschaften, die sich *um einen spanischen Sprachlehrer gruppieren*, der gegen einen entsprechenden Jahresbeitrag gratis spanischen Unterricht erteilt, und Gesellschaften, die sich schon seit Jahrzehnten am Auswanderungsgeschäft mästen, katholische und evangelische Missionare, Reisebüros und Frachtagenten.

Gegen all diese Gesellschaften soll hier weiter nichts gesagt werden, sie sind privater Initiative des so in den Himmel erhobenen Unternehmertums entsprungen und als solche von vornherein kenntlich. Sie erheben auf Ethos keinen Anspruch nach der Devise: man läßt sich betrügen oder man wird betrogen. Dagegen hat sich eine andere wohlfeile Institution aufgetan, die das Auswanderungsgeschäft in die Hand zu nehmen gedenkt und zwar von Amts wegen, nämlich das *Reichswanderungsamt*. Dieses durch Abfallverwertung entstandene Amt, zusammengestellt vom Auswärtigen Amt und dem Ministerium des Innern, hat die Aufgabe, die gesamte Auskunfterteilung in der Auswandererfrage in der einen, d.h. amtlichen Stelle zu vereinen und da schließlich nicht nur in Berlin, sondern auch in München, Halle und Reutomischel vielleicht Auskunft erwünscht wird, solche Auskunftserteilung zu konzessionieren. Was das heißt, braucht hier nicht erst näher auseinandergesetzt werden. Es führt nur *ein* Weg aus Deutschland. Die Tätigkeit des Reichswanderungsamtes mag gewiß recht schwierig sein und der Reichskommissar, ein gemächlicher Mann, mag manchmal Stunden haben, wo ihm recht ungemütlich zu Mute ist. Er soll nämlich als richtiger neupreußischer Tausendsassa zwei Dinge auf einmal tun: die 10 Millionen Deutsche möglichst bald raus bringen, damit Noske ruhiger weiter regieren kann, sodann aber darauf achten, daß diejenigen Leute, für die Bauer-Noske Interesse haben, hübsch ruhig im Lande bleiben, die Kapitalisten, die alten ehrlichen Biedermänner, die auf Familie und Kaisertum schwören, und die Leute, die Geist und Unternehmungslust genug haben, selbst im ausgehungerten

Deutschland noch gute Geschäfte zu machen. Der Reichskommissar ist wirklich nicht zu beneiden. Er entzieht sich indessen seiner Aufgabe nicht ohne Geschick, er tut nämlich gar nichts. Das Amt tut alles, d.h. die Büroräume in der Wilhelmstraße, die Schreibtische, Stühle und Federhalter und der Portier, der täglich drei Stunden zwischen 10–1 Uhr Auskunft erteilt. So ist eine Anzahl junger Leute engagiert nur zu dem Zweck, die Achsel zu zucken. Die Achsel zu zucken. Die wichtigste Auskunft ist: das wissen wir nicht, gehen Sie gegenüber zum Reisebüro, im übrigen auswandern können Sie vorläufig nicht. Nur zwei Länder werden empfohlen, d.h. vorläufig macht die Einreise dort keinerlei Schwierigkeiten, und das Reichswanderungsamt gibt, sobald der Fragebogen des Auswanderungslustigen hierfür in Ordnung ist, d.h. sofern er erklärt kein Geld mitzunehmen und auch sonst keine Ansprüche an das Reich mehr stellt und erklärt im übrigen Arbeiter zu sein, Prospekte und Empfehlungen an die betreffenden Generalkonsulate der beiden Länder an die Hand – ausgerechnet nur für zwei Länder, *Paraguay* und *Columbien*. Paraguay will seine Provinzen in Lose teilen, die ein Unternehmer kaufen kann, auf das Risiko hin, genügend Leute zur Besiedlung hinüber zu bringen. Als Agent amerikanischer Konservenfabriken sucht solch ein Mann Leute, die das notwendige Schlachtvieh züchten. Den Leuten werden Vorspiegelungen günstiger Siedlungsmöglichkeiten gemacht und Zukunftsbilder an die Wand gemalt, wo der glückliche Siedler in einer Maisfarm sitzt umgeben von einer Herde prächtiger Rinder. Vergessen wird nur dabei, daß alles das dem *Mr. Armour aus Chikago* gehört. Verschwiegen wird ferner, daß Paraguay nicht fieberfrei ist und bezirksweise ganz ohne Transportmittel und Straßen. Columbien dagegen wird als Dorado für deutsche Bergarbeiter geschildert. Es genügt zu sagen, daß die Bergwerke Columbiens die gefürchtetsten des amerikanischen Kontinents sind. Sie sind nur wenig rentabel, da die Neger, die bisher überhaupt dort nur dahinzubekommen waren, es nur kurze Zeit aushalten und meist davonlaufen, so daß also immer großer Arbeitermangel herrscht. Wenn morgen Argentinien oder Brasilien und wenn übermorgen Mexiko in die Reihe der empfehlenswerten Länder eintreten wird, so wird es in einem oder dem andern Sinne nicht viel anders sein. Der deutsche Auswanderer wird als Ka-

nonenfutter und als Ausbeutungsobjekt schließlich immer willkommen sein, vorausgesetzt, daß er unter die 10 Millionen fällt, die die Regierung meint.

Warum spricht niemand an öffentlicher-amtlicher Stelle, der sich mit der Auswanderung beschäftigt, von den Auswanderungsmöglichkeiten nach Rußland? Rußland ist das Land für den deutschen Bauern, dem es im Lande zu eng ist. Als es sich darum handelte, den baltischen Großgrundbesitzern billige Arbeitskräfte zu schaffen, als es sich darum handelte, in den Ostseeprovinzen den Boden dieser Großgrundbesitzer durch Siedler, durch Anlegung von Vorwerken und Stellen zu meliorisieren, da war die Begeisterung groß. An den Bauer und Landarbeiter hat niemand dabei gedacht! Dem Reichswanderungsamt scheint es weiterhin nicht bekannt zu sein, daß die russische Regierung den Vorschlag gemacht hat, ihr beim Wiederaufbau des Transportwesens und der Industrie zu helfen. Techniker und Ingenieure werden in Rußland verlangt, Maschinenschlosser, Stellmacher und Handwerker aller Art, warum weist man den Strom deutscher Auswanderer, der aus dem Lande heraus will, nicht dort hin; wo sichere Arbeitsmöglichkeit ist, und wo der deutsche Arbeiter mit offenen Armen aufgenommen wird? Nein, lieber soll er in den Bergwerken Columbiens ersticken und in den Fiebersümpfen der Parana elendig umkommen. *Wir brauchen überhaupt keine Auswanderung.* Wenn es Deutschen in Deutschland zu eng wird, so trifft in erster Reihe die Verantwortung die *Regierung*, nicht die frühere und auch nicht die zukünftige, sondern immer nur die jeweilige Regierung. Die Regierung könnte es in der Hand haben, die augenblicklichen Existenzschwierigkeiten Einzelner zu mildern und zu beseitigen. Sie kann Siedlungsland schaffen ohne Krieg und Arbeit, ohne daß sie Blut- und Bestechungsgroschen ausgibt. Das große russische Reich öffnet seine Arme; aber die deutsche Regierung kann und will nicht. Sie kann und will nicht, das ist das Elend!

DER EINZUG DER FRANZOSEN IN BERLIN

Wir haben uns das alle anders vorgestellt. Eine Kommission von Offizieren ist eingezogen, wir haben eine Armee erwartet. Der dicke Berliner bemüht sich nicht, sie zu sehen. Die Berliner Illustrierte setzt sie ihm vor. Die Armee soll marschieren. Die Armee, die elsässischen Bataillone. Durchs Brandenburger Tor. Sambre et Meuse-Rhythmik von Peitschengeknall um die Ohren der deutschen Regierung.

Zwar beginnt das Geschrei um den Nationalismus zu verflachen, zwar sollte man sich die Zeit herbeiwünschen, in der Grenzpfähle nichts mehr bedeuten, zwar handelt es sich gerade jetzt nicht so sehr um die Befreiung von nationalem Druck, sondern von einer stinkenden besitzpestigen Weltatmosphäre, zwar sollte man Besseres tun, als eine doch immerhin ohnmächtige, wenngleich nicht vereinzelte Ansicht nur auszusprechen – Aber – gerade in diesem Deutschland ist der nationale Druck noch zu schwer.

In diesem Deutschland, das voll von Lumpen und Schurken ist. Ein Gesindel ringsum, dessen Existenz einem den Atem nimmt. Ein Chor von Hanswürsten regiert. Hampelmänner wackeln und stampfen durch die Straßen, falls sie nicht ordnungsmäßig regulär besoffen oder nur fanatisiert von einer Schale echter deutscher Philosophie plündern und auf Wehrlose schießen – an der Spitze ihre Blechmusik.

Die Atmosphäre ist zum Ersticken, die Luft in Deutschland. Manch einer hat die ganzen Jahre sich gegen den Krieg gebäumt, unterirdisch, offen und verbrämt gewühlt, gekämpft, die Spannungen gehalten. Jetzt ist der Zusammenbruch. Jetzt hält keine Hoffnung mehr. Pfui über dieses Land!

Es lohnt sich nicht, Einzelheiten aufzuzählen, die ökonomischen, die moralischen Sünden. Die deutsche Sprache, der ich zugeteilt bin, verfügt nicht über genügend neue Worte, die ich anwenden möchte, ohne mich gleichzeitig jener Atmosphäre selbst schuldig zu machen. Genügt es denn, von Lumpen und Gesindel zu sprechen, wo es vielleicht die einzige Rettung ist, sich, um der Ausdrucksweise der deutschen Bürger auszuweichen, selbst dies als Standesbezeichnung beizufügen? Die Schamlosigkeiten, die von Dickbäuchen und Wedelbärten täglich begangen werden, von Uniformierten, kann jeder täglich

in seinem Wurstblatt lesen. Schmalzig aufgemacht und von Lügen triefend, wie sich das in Deutschland gehört. Das war auch so zu erwarten. Aber noch etwas anderes, Schlimmeres ist hinzugekommen: Der Veitstanz der Intellektuellen. Von dem verlogenen Ruf: „Intellektuelle und Proletarier vereinigt euch" an bis zu den kritisch-vermittelnden Schmierereien der letzten Tage sind bestrebt, sich in den Vordergrund zu schieben. Sie haben die ganzen Jahre nichts getan als gewartet auf den Tag, an dem sie wieder ihre Leier stimmen. Ihre verfluchte deutsche Leier. Diese Dichter- und Denker-Leier, die den Deutschen schon vor dem Kriege im Ausland so verächtlich gemacht hat, daß man vor ihm ausgespuckt hat.

Diese Leute sind nun noch über uns hergefallen! Noch nicht gerade fest im Sattel der Verse, noch etwas zaghaft reportermäßig, kulturkritisch, politisierend, bolschewistisch (pardon). Der Chor schwillt an, es gibt schon keine Idee mehr, die nicht schon hundertfach von vornherein erläutert, besungen und widerlegt war. Jawohl, war – nicht ist und wird. Sie kennen, scheint's, die Leute nicht. Mir bricht der Schweiß aus. Tausende von Dramen sind schon da, Tausende von Romanen im Werden, die pazifischen nachfahrenden, die „Güte-Romane" (pardon, es geht nicht an, F. H., daß ich Ihre mir so werte Persönlichkeit in diesem Zusammenhange mit vollem Namen als Autor dieses Bonmots erwähne). Das Emigranten-Stapelgut bürgerlicher Gesinnungen. Die Dichter wachsen zum Himmel, bald wird es Lyrik regnen. Sie werden die deutschen Kaufleute ersetzen, die jetzt nichts mehr zu tun haben, vor allem die Auslandskaufleute, die in allen Erdteilen so gestohlen haben, daß eine besondere Form von Imperialismus daraus geworden ist.

Der Einzug der Franzosen wird uns retten. Die Fanfaren der Sambre et Meuse werden die Luft reinigen, das Brandenburger Tor umblasen. Auch die alte Lügenkiste, die manchem als Kgl. Bibliothek bekannt ist. Mögen sie uns als soziale Feinde kommen, ich glaube es nicht. Aber wenn schon, das sollte jetzt nicht entscheidend sein. Eine andere Atmosphäre, eine andere Form der Auseinandersetzung, eine andere Form der Verständigung.

Sie sollen kommen! Mit vielen hunderttausend Mann, mit vielem Troß für langen Aufenthalt, mit zehntausend Tanks und tausend Luftschiffen.

Sie werden, wie es auch sein mag, eine andere Luft mitbringen.

ASIEN ALS TRÄGER DER WELTREVOLUTION.

Die Entwicklung der Revolution in Deutschland zeigt in unentrinnbarer Konsequenz, daß der Wille zur Revolution, das innere Bereitsein des revolutionären Kämpfers, einer ständig wachsenden Krise unterworfen ist bezw. dieser Krise zutreibt. Für eine oberflächliche Beurteilung mag es erscheinen, als ob diese Krise begründet ist in dem Gegensatz zwischen West und Ost, von dem die Völker-Psychologie alter und neuer Schule so viel Aufhebens macht. Die Psychologisierung der Revolution indessen oder besser des revolutionären Erlebens läßt zusehends diesen Unterschied zurücktreten und vereinfacht ihn auf die Plattform des Widerspruchs gegen die Autorität, und zwar eines Widerspruchs, der aus der individuellen Lebenseinteilung heraus zur Gemeinsamkeit solidaren Empfindens geworden ist. Die Solidarität in Widerspruch gegen das Autoritäre nicht nur in der politischen, sondern auch in der ideellen Auseinandersetzung zeigt eine Veränderung der Erlebens-Struktur, die die Unterschiede westlicher und östlicher Lebensauffassung beinahe überbrückt hat.

Die Literaturen des Westens empfangen schon seit den letzten Jahrzehnten diesen Solidaritätswillen, der als Drittes von außen her getragen ist, er erscheint von Osten, namentlich aus der russischen Volkspsyche. Und die Spuren dieser Beeinflussung sind selbst in so nüchternen realen Köpfen wie Bernhard Shaw und Wells, sind in dem jetzt veröffentlichten Roman Jimmie Higgins Clarté und weiter zurück bei den Kulturkritikern Jules Vallès, Charles Louis Philipps, den Brüdern Goncourt und andern nachzuweisen. In Deutschland ist ein solcher Nachweis schwieriger, weil die deutsche Denkart, die deutsche Lebenstechnik zu wenig herausgearbeitete Selbständigkeit trägt, als daß sie sich im Gegensatz zu dem Empfangenen nach ihren Einflüssen projizieren ließe. Der deutsche Revolutionsinstinkt trägt als Hauptmerkmal nur die Bereitwilligkeit des Empfangens, die Kameradschaftlichkeit des Mitkämpfens und ist noch völlig ungeeignet, selbst zu sich heran Solidarität aufzurufen.

Die Tatsache der Verbürgerlichung des westlichen Revolutionswillens nach den Tagen der großen Revolution in Frankreich und ihres letzten Aufflackerns in der Kommune als Be-

stätigung des wiedergewonnenen Selbstbewußtseins der einzigen revolutionsfähig gebliebenen Klasse – des Proletariats – läßt auch von Westen her die Kristallisation der Revolution nach der Solidarität hin gehemmt erscheinen. Es zeigt sich daher immer mehr, *daß sich die Revolutionsgrundlage verschoben hat von der Erkenntnis zum Empfinden.* Das revolutionäre Empfinden vermag allein, sofern die Revolution auf Solidaritätszwang Anspruch macht, sofern also die Revolution nicht mehr der Ausdruck des einzelnen Willens, sondern der Weg zu dem neuen Leben, zur erleichterten weiteren, darum aber nicht weniger differenzierten Lebensform, geworden ist, den Träger des Kampfes um die neue Weltordnung bilden; um so mehr, als dieses revolutionäre Empfinden verankert ist in der Summe wissenschaftlicher Erkenntnisse, getragen von der Kontrolle einer fortgesetzt veränderlichen Selbsterkenntnis, die überwiegend den Elan des Widerspruchs in sich trägt und deren weiterreichende Bedeutung nur in der Betonung der Solidarität innerhalb dieses Widerspruchs begründet ist.

Man spricht Worte wie Elan, Begeisterung, Kampfesfreude, Erbitterung und Verzweiflung in der revolutionären Terminologie, verwendet davon mit einer Bedeutung, die beinahe ängstlich die psychologische Zersplitterung dieser Begriffe zu vermeiden sucht. Man bezeichnet damit die Weite des revolutionären Empfindens, die nicht angetastet werden darf, soll nicht die Sicherheit der Solidarität unter den Völkern innerhalb der Differenzierung der Volksempfinden verloren gehen. Man hütet sich, zu stark zu betonen, Ziele zu differenzieren, die möglicherweise mit der gleichen Kraft von dem anderen Volk nicht aufgenommen werden können. Trotzdem ist die innere Betonung der Grundlage jener Kampfmittel, auch wenn man sie nicht bestimmt fixiert, die gleiche, weil sie aus derselben inneren Quelle strömen, einer Quelle, deren Hauptmerkmal die Weltumspannung, die Weltverbrüderung und sozusagen das Allgemeine ist. Es ist, anders ausgedrückt, die Entfesselung des Weltempfindens, es ist die Gemütswucht in der deutschen Empfindungs-Terminologie gesehen, jene Gemütswucht, die in Deutschland zum Träger der Revolution sich durchgesetzt hat. Die Formen, unter denen diese revolutionäre Wucht nach außen zur Wirkung kommt, mögen verschieden sein. Sie zeigen in Deutschland beispielsweise eine gewisse Hilflosigkeit inner-

halb der Auseinandersetzung über die politischen und wirtschaftlichen Kampfmittel der Revolution. Sie erscheinen hilflos, weil sie solange gehemmt sind, bis der direkte und klare Weg zur Quelle der Revolutionswucht freigelegt und solidaritätswirksam geworden ist.

Gerade dies ist der Hebel, den für die Völker psychologisch-differenzierter Revolutionen das Beispiel Sowjet-Rußlands bildet. Das System der Räte, geboren aus dem Empfinden des russischen Proletariats, dem überufernden, der Weite nach phantastischen und doch zur Naivität des reinen Glaubens kristallisierten Revolutions-Gemeinsamkeitswillens des russischen Volkes, stellt die Verbindung, die Erlösung und die treibende Kraft für die Freilegung der revolutionären Wucht der übrigen Welt dar. Die revolutionären Führer der westlichen Völker und Deutschlands, mögen sie es eingestehen oder nicht, hängen in der Luft, sobald sie den Kontakt mit Rußland aufgeben oder verloren haben.

In diesem Zusammenhang muß die neue gewaltige Arbeit Lenins und der Volkskommissare beurteilt werden zur Revolutionierung Asiens. In Moskau ist jetzt ein orientalisches Institut gegründet worden, das an Bedeutung und Auswertungsmöglichkeiten alle Universitäten, alle Bildungsanstalten der Welt, alle zentralen Organisationen zur Revolutionierung der Welt übertrifft. Moskau ist in diesem Institut zum Drehpunkt der Weltrevolution geworden, nicht so sehr durch den Sitz der Räteregierung, nicht so sehr durch die über alles Erwarten kühne und zielsichere Selbstbehauptung der russischen Revolution, sondern durch das Hineintragen des Propagandafunkens der Weltrevolution nach Asien, wie es das Moskauer Orientinstitut erstrebt. Die zahllosen Völkerschaften Asiens haben darin ihre Vertreter entsandt: die Nomadenstämme der asiatischen Steppe, die Tibetaner und Sibirier, die Baschkiren, Afghanen, Perser und die zahllosen Stämme Asiens nehmen dort den Gedanken der Weltrevolution in sich auf. Sie kämpfen als Asiaten den Kampf um das Gleichgewicht, um die Gleichheit der Menschen, ein Gedanke, der typisch asiatisch jahrhundertelang von der differenzierten Herrenkultur des Europäertums unterdrückt worden ist. Das Licht und die revolutionäre Welle aus Asien wird, wie schon vor Jahrhunderten, wieder als ungeheure Flut über die Welt hereinbrechen. Sie

wird andere Merkmale zeigen in ihrer kulturellen Struktur, als die Völkerwanderungen in den Abständen der Jahrtausende. Sie wird heute die kommunistische Kultur, die in China bis auf den heutigen Tag fest verankert ist und unter einer dünnen Kruste kapitalistischer Zweckentwicklung, die seit der Absperrung Chinas durch die berüchtigte chinesische Mauer erst eingesetzt hat, über Europa und die ganze Welt tragen. Es ist der Funke einer dem Menschen nie wieder verloren gegangenen Erinnerung eines glücklichen Erlebens, an die Paradiessehnsucht einer kompromißhaft gewordenen Glaubensatmosphäre wie Judentum und Christentum, der im Aufleuchten ist und der in der Revolution aufgefangen sich zum Brande entwickelt.

Wir können der Ironie der skeptisch gewordenen europäischen Kultur, die den Bolschewismus mit dem Schimpfwort „asiatisch" abzutun glaubt, ruhig entgegensehen. Diejenigen unter uns, die den Funken empfangen haben, die voll Gemütswucht des Herzens getrieben auf die Straße gehen, Kameraden und Gleichgesinnte um sich sammeln und aus der Realität der Umwelt heraus politische Forderungen momentaner Zweckmäßigkeit verfechten, den Kampf um die politische Macht des Proletariats mit den im Augenblick gegebenen Mitteln führen, sind skeptischen Beurteilungen, autoritären Einwirkungen wissenschaftlicher psychologischer Sezierungsmethoden nicht mehr zugänglich. Die Kristallisation der Tatsache, daß alles schlecht ist, daß der Starke den Schwachen überwindet, daß gleich wie die Naturgesetze undefinierbaren Gewalten unterworfen, auch die Gesetze des Miteinanderlebens der Menschen von kompromißhaften Entwicklungen, von einem Zweckmäßigkeitsausgleich abhängig sind, vermag viele zu schrecken, vermag die Gemütswucht zu zersplittern in minderwertiges Empfinden und in die Zustände dämmernder Verzweiflung. Diejenigen, die den Gemütsfunken empfangen haben, die den Kommunismus in seiner Erlösungs-Atmosphäre, in seiner Verantwortungssphäre nach innerer Selbsterkenntnis in sich tragen, vermag dies nicht zu schrecken. Der asiatische Wille nach Gleichheit und Gemeinsamkeitsfreude, der in Moskau zu unerhörter Wucht sich sammelt, wird unüberwindlich sein.

ZWECK UND MITTEL IM KLASSENKAMPF

I.

Das Gemeinschaftsbewußtsein im Klassenkampf.

Es ist eine Eigentümlichkeit deutschen Empfindens, auf Grund irriger, d. h. dem deutschen Nationalcharakter entspringend unbewußt und bewußt verlogener Vorstellungen von dem erkenntnismäßig gültigen Inhalt einer Idee, eines Programmes solcherart gestalteter Wahrheit ihren Inhalt dadurch zu verwischen, umzudeuten und zu beschmutzen, daß anstelle der Erkenntnis etwas, das man in Deutschland spezifisch „Gefühl" nennt, zum Maßstab beliebiger Zweifel und Beweise eingesetzt wird. Es handelt sich bei dieser Art Gefühl, die bereits eine aus Unsicherheit und hohler Anmaßung geborene Verschiebung bedeutet, nicht etwa um die motorische Kraft, die zur Sichtbarwerdung einer Erkenntnis und ihrer Wirkungen notwendiger und wesentlichster Faktor wird, sondern um eine Kraftgeste, die ähnlich dem Vogel Strauß den Kopf in die Herzgrube steckt. Die Methode „mit dem Herzen zu denken", dieser Schwindel hat der deutschen Wissenschaft neben dem Vorwurf der Unfähigkeit und Banalität auch die bis zur Starrheit gesteigerte Verachtung nichtdeutscher Intelligenzen eingebracht. Sofern einmal der Schleier über deutsche Denkweise und deren Begleiterscheinungen, die zumeist zwar der einzelne Deutsche am eigenen Leibe spürt, allerorts und zudem gewaltsam etwas gelüftet ist, kann man sich nicht wundern, die Erkenntnis überall anzutreffen, daß der Deutsche nur in seltenen Fällen und unter Aufgabe der Möglichkeit, sich gegebenenfalls hinter die Kultivierung eines national wie immer gearteten Rückhalts zurückzuziehen, den Wesensinhalt einer Idee, eines Programmes zu erfassen vermag. Einer solchen Idee aber innere Richtung zu geben, sie folgerichtig zu erleben, das ist, die Wahrheit zu sagen, für den Deutschen nicht nur überaus schwer, sondern auch sehr schmerzhaft. Es ähnelt einer Operation, wobei es gerade darauf ankommt, nicht in Narkose zu fallen. Ich vermag in Wahrheit darüber zu berichten, obwohl, aber auch weil ich selbst ein Deutscher bin.

Vergebens haben europäische und amerikanische Theoreti-

ker des proletarischen Klassenkampfes sich gefragt, warum in Deutschland der Syndikalismus so schwer Eingang gefunden hat, und warum das syndikalistische Programm noch heute dem deutschen Proletariat zu einem großen Teil völlig fremd geblieben ist. Die Erklärung für diese immerhin merkwürdige Tatsache liegt einmal in der geschichtlichen Entwicklung der Gemeinsamkeitsidee des Proletariats in Deutschland, andererseits aber auch in den Vorbedingungen einer solchen geschichtlichen Entwicklung, d. h. in der inneren Struktur deutschen Daseinswillens. Das deutsche Proletariat, das seinen Rückhalt in einer technisch und materiell in hoher Weise durchgebildeten Industrie-Arbeiterschaft findet, bildet den von Natur gegebenen Drehpunkt für die Proletarisierung Europas, und mit Recht hat die gesamte proletarische Klassenkampfbewegung der romanischen Weststaaten einschließlich Englands schon vor dem Kriege den Anstoß zu einer großen Bewegung von Deutschland erwartet. Man tröstete sich über die zunehmende Verflachung der Sozialdemokratie in Deutschland mit der allgemeinen Erwägung, daß der Deutsche zwar langsam denkt, dafür aber umso zäher das einmal aufgerichtete Ziel zur Durchführung bringen kann. Woher diese schmeichelhafte Anschauung von dem deutschen Proletarier genommen sein kann, ist nicht bekannt geworden. Sicher ist aber, daß sie gründlich und katastrophal geradezu enttäuscht hat. Man hätte schon vor dem Kriege sehen sollen, daß das Anwachsen der anarchistischen Bewegung, so wie man in Deutschland den Anarchismus versteht, die immerhin noch wenigstens in großen inneren Gesichtspunkten gegebene Struktur der sozialdemokratischen Klassenkampfidee zu verwischen begann. In keinem Lande hat die Verflachung des revolutionären Gedankens so sprunghafte Fortschritte gemacht wie in Deutschland vor dem Kriege, während des Krieges und innerhalb der Scheinrevolution von 1918/19. In Deutschland verstand man unter Anarchismus, dem Kampf gegen den Zwang und Eintreten für den Zustand der Herrschaftslosigkeit, eine religiöse Idee, und zwar *nur* eine religiöse Idee. Die deutschen „Anarchisten" traten für diese religiöse Idee ein, weil es ihrer Wesensstruktur nach, ihrem Gefühlscharakter entsprechend für sie das Bequemste und Leichteste war, einen Zustand, den Zustand allgemeiner Menschlichkeit, Verständigung, Güte, Vegetarismus, Antivivisektion etc.

an die Wand zu malen, kurz das allgemeine Menschenparadies, das Eden auf Erden, demgegenüber sie nur zu betonen brauchten, Parteigänger zu sein, um der ewigen Seligkeit teilhaftig zu werden. Es genügte für den deutschen Anarchisten und Revolutionär zu erklären: Ich glaube an das Glück und an die Gemeinschaft, um seinen Beruf als Revolutionär und seine Verantwortung der Gemeinsamkeit gegenüber schon erfüllt zu haben. Naturgemäß kam demgegenüber die alte Sozialdemokratie in ihrer Bewegungseinheit und Durchschlagskraft der Idee zunehmend ins Hintertreffen. Die Gewerkschaften, die aus der Quelle der proletarischen Bewegung entstanden sind und denen das ungeheure Verdienst, die proletarische Masse als Einheitsblock in eine Kampffront zu zwingen, für die erste Zeit ihres Bestehens nicht abgesprochen werden kann, waren ihrem Ziel nach von vornherein verurteilt, in Bürokratie zu erstarren. Der mangelnde revolutionäre Geist des deutschen Proletariats ist der innere Grund für die gegenrevolutionäre Entwicklung des Gewerkschaftsgedankens überhaupt geworden.

Die deutsche Sozialdemokratie, die in der Gewerkschaftsbewegung in den proletarischen Klassenkampf eingetreten ist, hat bald Ziel und Inhalt verwechselt, wobei sie als Ziel einen Scheininhalt, die Projektion eines wahren Inhaltes, eingesetzt hat. Die Massenbewegung, getragen von dem Zweck, das Proletariat als Bewußtsein in einem Block zu statuieren, konnte nichts anderes tun, als Kampfmittel und Organisation einer kleinen Gruppe von Funktionären und Führern zu übertragen, die sich bereit hierzu erklärten, die Verantwortung den Massen gegenüber für die Erreichung der Ziele zu tragen. Ohne demagogische Mittel kann dieses Verantwortungsbewußtsein nicht getragen werden, solange die innere Gemeinsamkeit, solange der innere Zusammenhalt der Einzelnen innerhalb der Masse fehlt oder zu mindestens nicht aufgezeigt wird. Die alte Sozialdemokratie hat dies versäumt, und wenn man mir gefolgt ist wird man einsehen, daß sie gar nicht anders konnte.

Der von der Sozialdemokratie beziehungsweise von den Gewerkschaften organisierte Klassenkampf war eine Magenfrage. Es handelte sich um höhere Löhne, es handelte sich um die Anerkennung des Proletariats als mitberechtigten Wirtschaftsfaktor innerhalb des Produktionsprozesses, und es handelte sich letzten Endes auch um eine psychische Freilegung der Exi-

stenzbedingungen des Einzelnen. Aber dieses letztere Ziel war nur die zufällige Folgeerscheinung der beiden ersteren. Es ist einleuchtend, daß das Gemeinschaftsbewußtsein eines Klassenkampfes, das so gesehen, nur ein rein äußerliches und zufälliges sein kann, nicht in Erscheinung treten konnte und daher auch nicht wirksam sein konnte in Krisen, in denen es auf die Existenz der proletarischen Idee wie bei Ausbruch des Krieges ankam. Eine Gemeinsamkeit in äußerlichen Bedingungen wird immer Verschiebungen und Auflösungen beliebig unterworfen sein.

Klassenkampf aber, revolutionärer Klassenkampf ist etwas ganz anderes. Es ist das Gemeinschaftsbewußtsein derjenigen Menschen, die unterdrückt und beengt sind. Es ist das Gemeinschaftsbewußtsein von Menschen, die allgemein das Prinzip der Unterdrückung und Beengung empfinden, auch wenn sie selbst am eigenen Leibe nicht mehr darunter leiden. Es ist das Gemeinschaftsbewußtsein einer Erkenntnis von Vorgängen, die in der Zeitfolge beliebig weit zurückliegen können. Es ist, um in der Sprache der deutschen Aktivisten zu reden, das Bewußtsein einer Schlinge, die, mit Religion bezeichnet, den schöpferischen Geist einfangen will.

Dieser Klassenkampf wird getragen von der revolutionären Arbeiterschaft, dem Proletariat. Er wird gerade von der Arbeiterschaft getragen, weil die Summe der Bedrückungen und der Beengungen am sichtbarsten in der Arbeiterschaft zum Ausdruck kommt. Nicht, weil dem Proletarier und dem Arbeiter die Ausbildung, der weite Blick für die existenzielle Emanation von Körper und Geist gefehlt haben oder verschlossen sind, sondern weil die Erkenntnis desselben, die Erkenntnis solcher Beengungen, über die Krise, in Demut und Religion zu versinken, hinaus Revolution geworden ist.

Auch der einzelne Geist kann revolutionieren. Auch der Intellektuelle, der, mit den Techniken des Wissens ausgerüstet, sich gegen sich selbst stellt. Aber diese Revolution bleibt Stückwerk. Sie wird peinlich, wenn sie sich in neuer Wissenschaft oder gar in gebundener Rede in den sonstigen Projektionen intuitiven Erlebens entläd. Eine Revolution, die in sich unfruchtbar ist, wird hemmend, sie stinkt. Das Gemeinschaftsbewußtsein des Klassenkampfes als das innere Verbundensein derjenigen Menschen, die von der Erkenntnis des Unterdrückt-

seins und Unterdrücktwerdens erfüllt sind, *verpflichtet* zur Gemeinsamkeit. Diese Verpflichtung ist gleichbedeutend mit menschlicher Existenz, und die Erfüllung dieser Verpflichtung vermag überhaupt erst den Maßstab für den Begriff: Menschliche Würde und Menschlichkeit zu geben. Der Wesensinhalt eines Begriffs wie „Gut" ist solange Schwindel, solange er nicht die Verpflichtung zur Gemeinsamkeit in sich trägt. Diese Verpflichtung innerhalb der Gemeinsamkeit des Klassenkampfbewußtseins auch wirklich für alle als Gemeinschaft erleben zu lassen, das ist die wahre innere Technik der Revolution.

II.
Gemeinschaft und Solidarität

Das Bewußtsein der Gemeinschaft, das innere Verbundensein erzeugt den Begriff: Masse. Die Masse ist der Ausdruck jenes Gemeinsamkeitsempfindens, das als psychologisch wirksame Vorbedingung vorhanden sein muß, um die Differenzierungen des Einzelbewußtseins zu überbrücken. Es ist irrig, eine Zusammenballung von Einzelnen, wie sie, äußerlich gesehen, sich als Masse darstellt, nunmehr auch auf äußerliche Einflüsse zurückführen zu wollen. Es ist dies mit ein Hauptmerkmal „deutscher" Betrachtungsweise. Ein Druck von außen vermag nur Wirkungen auszulösen, aber doch nur Wirkungen von etwas, was schon da ist. Ein Druck vermag Hemmnisse niederzureißen, das Tempo zu beschleunigen. Ein Druck ist, wie schon im Begriff liegt, mittelbar, niemals unmittelbar, man müßte denn den Antrieb von außen religiös auffassen – als Gott. (So lächerlich das auch jetzt klingen mag, es ist vom psychologischen Urgrund der „Religion" nicht zu weit ab.) Also wird eine Masse nicht „zusammengeschweißt", sondern sie schließt sich zusammen, sie wächst aus sich heraus, sie kristallisiert sich. Sie drängt sich enger, sie ballt sich – zwar aus dem Gefühl der Furcht, des Unterlegenseins, der Einsamkeit – innerhalb der die Einsamkeit auslösenden Atmosphäre der heutigen kapitalistischen Neuwelt – aber ihr Entstehen entwickelt sich völlig selbsttätig und im Keim, *dem Lebensinhalt nach* unbeeinflußt und unbeeinflußbar. Man fälscht nur wiedereinmal mit Ideologieen. Selbstverständlich kann man sich begrifflich eine andere Vorstellung von Masse machen. Eine Masse, die aus Glück, Freude und Freiheit sich kristallisiert, die Gemeinsamkeit entzündet an der

Glut entfesselter Intensität, dem vorwärtsjagenden Elan nach Weite und Weltumspannung, dem Überschuß aus Erlebensfähigkeit. Das ist eine Masse, die *sein wird.* Wir sind aber in der Masse, die *ist.* Diejenigen, die sich der „Masse" gegenübersehen, suchen über die mangelnde Erkenntnis des Gemeinsamkeitsempfindens hinwegzutäuschen, sie lügen statt sich zu schämen, als Krüppel, deren Gemeinsamkeit darin besteht, sich selbst und die noch immer nicht unbeträchtliche Zahl Gleichunglücklicher zu sehen und zu empfinden. Denn die Masse, *die ist,* mag auch verzweifelt, unterdrücktbewußt und zag sein, aber das Bewußtsein des Gleichempfindens ist wirksam, sie lügt nicht, die proletarische Masse. Sie ist stolz auf ihr Bewußtsein!

Welcher Unterschied! Es ist die automatisch sich aufreißende Front des Lebens gegen den Zerfall, der Wahrheit gegen die Philosophie.

Aber die Gemeinsamkeit, das Erleben inneren Verbundenseins ist in diesem Kampf nur Vorbedingung, die psychologisch in Wirkung gesetzte Grundlage. Die Gliederung in Klassen ist in Form der Wirksamkeit ökonomischer Bedingungen Begleiterscheinung. Der Inhalt in Wirkung gesetzten Klassenkampfes ist nicht mehr ein Begriff, nicht mehr Erkenntnis, sondern über die Verzweiflung der Entpersönlichung hinaus wieder Einzelwerden, aus der Masse heraus wieder Persönlichkeit, der Inhalt dieser Klassenauseinandersetzung ist wieder wirklicher Kampf, Ziel nach innen und außen, in Gemeinsamkeit, ist Solidarität.

Die Solidarität ist das Entscheidende, wenn von Klassenkampf gesprochen wird, die Solidarität ist innerhalb der Gemeinsamkeit erst derjenige Faktor, der innerhalb der Auseinandersetzung Gleicher, die nicht als solche von der menschlichen Gemeinsamkeit anerkannt sind, dieser Auseinandersetzung den Charakter des Klassenkampfes aufdrückt. Es ist einleuchtend, daß solche Auseinandersetzungen, solche solidaren Aktionen am sichtbarsten und wirkungsvollsten im Kampf um die wirtschaftliche Existenz zum Ausdruck kommen. Daß solche wirtschaftlich solidaren Aktionen, die eine Vorbedingung für die größer gestaltete Erkenntnis des allgemeinen Gemeinschaftsbewußtseins sind und dahin im Grunde genommen lediglich abzielen, überhaupt den Begriff Klassenkampf mitgestaltet haben. Trotzdem muß daran festgehalten werden, daß Klassenkampf nicht die Auseinandersetzung der Menschen von der

wirtschaftlichen Seite, sondern von der ideellen, erlebensfähigen und erlebnisbereiten Seite her ist.

Es gibt in der gegenwärtigen Atmosphäre der Gesellschaftsschichtung eine ganze Anzahl Vorgänge, die durchaus den Charakter des Klassenkampfes tragen, ohne daß sie von der üblichen Beurteilungsweise her die Bezeichnung eines Klassenkampfes erhalten haben. Der wichtigste Kampf dieser Art ist der Kampf der Geschlechter, der Kampf, den die Frau gegen den Mann führt. Die Geschichte dieses Klassenkampfes datiert von dem Zusammenbruch des Mutterrechts, d.h. von der Usurpation her, von der Besitzergreifung des Mannes über die Familie, die in der Proklamierung des Vaterrechts und der Verdrängung des Mutterrechts zum Ausdruck gekommen ist. Es würde hier zu weit führen, die Gründe zu untersuchen, die eine derartige Vergewaltigung der Frau durch den Mann in soziologischer Hinsicht veranlaßt haben. Es würde zu weit führen auseinanderzusetzen, welch unermeßliches Unglück über die Menschheit durch diese Vergewaltigung heraufbeschworen ist, und welche Summe von Intensität und Glücksempfinden der Welt verloren gegangen ist und noch fortgesetzt verloren geht. Ich muß mich darauf beschränken, hier zu erklären, daß dieser Intensitätsverlust, diese Vergewaltigungsfolge feststeht und in zunehmender Weise von einzelnen erkannt wird. Allgemein dagegen instiktiv im Unterbewußtsein empfindet es jede Frau. Das Gemeinschaftsbewußtsein dieses Intensitätsverlustes, d.h. banal gesprochen, dieser Unterdrückung und dieses Unrechtes, ist im Unterbewußtsein jeder Frau zu eigen. Die Bemühungen der Literatur, dieses Gemeinsamkeitsbewußtsein der Frau zu heben, haben interessante Einblicke gewähren können, sie sin aber letzten Endes deswegen Stümperwerk geblieben, weil sie den grundlegenden Charakter dieses Kampfes, weil sie die umfassende Gemeinsamkeit aller Frauen in diesem Kampfe nicht erkannt haben, sondern psychologisierend vom Einzelfall aus Fragestellungen konstruiert haben, auf die sie nicht in der Lage waren eine Antwort zu geben. Es ist in dieser Sorte von Literatur, die alle Literaten, die sich mit diesem Problem befaßt haben, einschließt, die Unfähigkeit, ein aufgeworfenes Problem zu beantworten, als Kunstform an sich proklamiert worden. (Der Expressionismus ist wohl die merkwürdigste Geschichte menschlicher Verlogenheit).

Ein ähnlicher Kampf wie der der Frau gegen den Mann ist der Kampf der Jugend gegen das Alter. Auch die Jugend empfindet in der Autorität der Erziehung, in der durch die Atmosphäre unserer Gesellschaftsschichtung gegebenen Überlegenheit des Erwachsenen gegenüber dem Kind und dem Jugendlichen die Gemeinsamkeit einer Vergewaltigung und das gemeinsame Bewußtsein eines Unrechts. Auch hier geht der Kampf um die Schichtung der Gesellschaft, um die Atmosphäre der Kultur, nicht um Einzelpersonen und nicht um Existenzgeltung wirtschaftlicher Art. Obwohl in der letzten Auswirkung dieses Klassenkampfgedankens auch hier die wirtschaftliche Seite überragen wird, insofern eben der Satz gilt, daß die Existenzfrage des Menschen, ob soziologisch, ob wirtschaftlich gelöst, ein Überwiegen des Materiellen in sich schließt, eben als Existenzsicherung. Die Tatsache des Existierens verpflichtet zur Existenzsicherung des Einzelnen. Nur von hier aus, im Sinne der kommunistischen Weltordnung, läßt sich der soziologische Aufbau der Gesellschaft, läßt sich die Gesellschaftsschichtung, das Arbeitsproblem und die Frage der Verbindung der einzelnen Menschen untereinander betrachten, und wenn man will, regeln.

Als Beispiel eines weiteren Kampfes wäre vielleicht noch anzuführen der Kampf derjenigen, denen es um ein Erkennen geht, um ein Wissen ihrer Lebensbedingungen, gegenüber denjenigen, die im Glauben an autoritäre Doktrinen sich genügen lassen, um ihre daraus gewonnene Stellung gegenüber ihren Gegnern, den Zweiflern, den Antiautoritäten, zu sichern. Naturgemäß kann dies nur durch gewaltsame Unterdrückung geschehen, und der Kampf der Religion, der Kirche, der „Rechtgläubigen" gegenüber dem Geist, dem freien Gedanken, weist unzählige Beispiele blutiger Unterdrückung auf. Wie stark dieses Gemeinsamkeitsbewußtsein der Unterdrückung in diesem Kampf ist, beweist beispielsweise der Umstand, daß Erbitterung, die Verknotungen gehemmter Intensität auch bei denjenigen sich noch äußern, die nicht mehr direkt an dem Kampf beteiligt sind. Eine ganze Anzahl von Berufen wäre an dieser Stelle noch zu nennen, die zu einem gewissen Grade, wenn auch geringer, einen Gemeinschaftskampf zur Durchsetzung ihrer psychologischen Existenzbedingungen führen.

Das allgemeine Merkmal der hier jetzt herangezogenen

Kampfstellungen ist die mangelnde Wirksamkeit dieses Kampfes nach außen, die Kristallisation dieser Auseinandersetzungen als Klassenkampf. Der Grund dieses Mangels liegt in der mangelnden Solidarität. *Das Gemeinschaftsbewußtsein ist vorhanden,* ist aber nicht zur gemeinsamen Tat ausgestaltet. Die Abwehr ist so differenziert persönlich wiederum geworden, daß die Verpflichtung zur gemeinsamen Aktion, die Solidarität wie etwas ganz neues Drittes wirkt, das von innen heraus neu geboren, sich erst entwickeln muß, soll das Gemeinschaftsbewußtsein der Unterdrückung auch zur Aufhebung dieser Unterdrückung führen. Gerade aus den vorerwähnten Beispielen ergibt sich unzweifelhaft die *Verpflichtung zur Solidarität.* Die solidare Aktion, das ist die neue Gemeinsamkeit, die auf dem Gemeinschaftsbewußtsein sich aufbaut. Die solidare Aktion ist das innere Verbundensein im Kampf. Das deutsche Volk hat nur infolge des Mangels an Solidarität seine furchtbar deprimierende Stellung zwischen den Völkern. Selbst in den Phasen der heutigen Revolution mangelt es dem Proletariat noch an innerer Solidarität.

Der Weg ist weit. In Deutschland ist man dabei, jetzt erst die Notwendigkeit der Solidarität innerhalb der Durchsetzung wirtschaftlicher Forderungen zu erfassen. Solidarität ist eben trotz materieller Atmosphäre nur aus der Atmosphäre der Gesellschaftsschichtung zu verstehen. Die Forderungen nach Solidarität sind psychologische und keine taktischen. Die Erkenntnis solcher psychologischen Forderungen gibt erst die Plattform für die Beurteilung des Klassenkampfes und für die Beurteilung der Mittel, deren der Klassenkampf sich bedient. Ich scheue mich nicht, es auszusprechen, daß nach Überwindung der Problemstellung: Proletariat, Kapitalismus und Unternehmertum sich der Klassenkampf erweitern wird. Er wird nicht bei der Durchsetzung materieller Ziele, selbst der Durchsetzung der kommunistischen Parole der Existenzgarantie stehen bleiben, sondern er wird sich auf die Lebensform und die Erlebensbedingungen der Menschen untereinander erstrecken. Die Verpflichtung zur Solidarität, die jedem einzelnen Proletarier heute bei Durchsetzung seiner wirtschaftlichen Forderungen einschließlich der Existenzforderung innerhalb der kommunistischen Wirtschaftsordnung eine Selbstverständlichkeit ist, diese Verpflichtung zur Solidarität wird übergreifen

auf den Kampf der Frau gegen den Mann und auf den Kampf der Jugend gegen das Alter. Auch diese Kämpfe, die heute noch weit ab im Hintergrunde erst drohen, werden sich in Solidaritätsformen kristallisieren. Sie werden eine neue Revolution innerhalb der Gesellschaftsschichtung nach der soziologischen Seite hin entfesseln, und die Mittel eines solchen Klassenkampfes werden entsprechend vervollkommnet und dem Endkampf um die menschliche Gemeinschaft näher sein, als die hier noch zu beurteilenden des Klassenkampfes um die Existenzgeltung.

III.
Die Etappen der revolutionären Atmosphäre

Die psychologischen Voraussetzungen des Klassenkampfes sind solche der Solidarität, der Solidarität sowohl was ihre direkte Wirkung anlangt, ihr Ziel, als auch bezüglich des Ursprungs, des Gemeinschaftsbewußtseins der Unterdrückung. Danach gliedern sich auch in entsprechender Weise von selbst die Mittel des Klassenkampfes. Der Klassenkampf an sich ist zwar seinem Grundcharakter nach eine Solidaritätsaktion und muß es sein, sofern man auf eine Auseinandersetzung die Bezeichnung Klassenkampf anwenden will. Er setzt sich deswegen aber nicht weniger aus einer Summe von Einzelaktionen individuell verschiedener Art zusammen. Das will besagen, daß auch die Mittel im Klassenkampf selbst im Grunde genommen individuell verschieden sind, daß die Wirksamkeit der Mittel nur davon abhängt, inwieweit diese Verschiedenheit nach außen hin zu einer Gemeinschaftsaktion wirksam gemacht und zusammengefaßt werden kann. Das Bewußtsein des Unterdrücktseins als Gemeinschaftsbewußtsein zwingt Kampfmittel heraus, denen auf den ersten Blick kaum ein besonderes Ziel anzumerken ist. Es muß hierbei nochmals darauf hingewiesen werden, daß der Grundzug dieses Gemeinschaftsbewußtseins nicht gerade gegenwärtige Erkenntnis des Unterdrücktwerdens, also von einer Handlung, in die man eingreifen kann, ist, sondern gerade die Erkenntnis des Unterdrückt*seins*, also eines Zustandes, einer Atmosphäre ist und sich des Eingreifens äußerlicher Handlungen entzieht. Es mag hierbei erinnert werden, daß dieses Bewußtsein auch wirksam wird auf Grund von Vorgän-

gen, die weit in der Geschichte zurückliegen, wie die Unterdrückung durch die Religionssysteme, die heute erst in der Erkenntnis als Unterdrückung bewußt geworden sind und eine Gemeinschaftsplattform des „Freidenkertums" geschaffen haben.

Gegen die Atmosphäre eines Zustandes anzugehen, bedingt Mittel gleichfalls atmosphärischer Art, es führt zum Überwuchern der Betrachtung des Zieles über die Summe der Mittel, die zur Erreichung desselben führen können. Es bedingt die völlige Erkenntnis des neuen gegensätzlichen und erstrebten Zustandes gegenüber der Atmosphäre desjenigen Zustandes, der als Unterdrückung empfunden wird. Man hüte sich aber indessen, diese Grundeinstellung lediglich als revolutionäre Atmosphäre abzutun. Im Gegenteil, die Erreichung dieser Atmosphäre ist an sich schon ein Mittel, und gerade dieses Mittel wird um so schärfer und zeigt um so größere Perspektiven, je intensiver man die Erkenntnisstadien des Unterdrückungszustandes gegenüber dem Zustande der Freiheit, des Sozialismus und Kommunismus, den der Klassenkampf erstrebt, zu durchwandern hat. Kein Kampf, der nur im Geringsten noch Klassenkampfcharakter tragen soll, kann ausgefochten werden ohne diese Grundeinstellung, ohne diese revolutionäre Atmosphäre als Mittel gesehen.

Diese revolutionäre Atmosphäre tritt in Erscheinung, sie wächst aus dem Bewußtsein des Unterdrücktseins, d.h. der Existenz des Proletariertums heraus als *Widerspruch*. Es ist ein Schwindel der christlichen Kulturidee, zu behaupten, „geteilter Schmerz ist halber Schmerz", das Leid, das gemeinsam getragen wird oder getragen werden soll und muß, trägt keineswegs dazu bei, für die Einzelperson dieses Bewußtsein des Leides zu mildern, *sondern es reizt geradezu zu einer Intensivierung des Leidempfindens*. Es verpflichtet den Einzelnen, sein Leid doppelt zu empfinden, wenn der Nebenmensch gleichfalls leidet. Das solidare Bewußtsein des Proletariats verschärft also den Leidcharakter als Vorbedingung des Klassenkampfes in jedem Einzelnen. Darüber hinaus beginnt die psychische Befreiung sich zu entwickeln. Diese psychische Befreiung ist nicht mehr so sehr das Werk des solidaren Gemeinschaftsbewußtseins, sondern sie ist die Notwendigkeit der Entwicklung der Einzelpsyche, um sie fähig für die Durchführung des Klassen-

kampfes in späteren Stadien zu machen. Die gradlinige Steigerung dieser psychischen Befreiung setzt ein beim Widerspruch und zwar in dem Widerspruch aus sich selbst, der *Verpflichtung, nein zu sagen*, der Verneinung der Welt und damit jener Zustandsatmosphäre, gegen die dieser Widerspruch sich augenblicklich wendet und schließlich des *Wohlgefühls, nein zu sagen wider besseres Wissen.* Aus der Grundlage dieses Widerspruchs entwickelt sich sodann, und zwar auf das Bewußtsein der Gemeinschaft im Hinblick auf die Verknüpfung der Umwelt mit dem Leidproblem, unterdrückt zu werden, ein Kompromiß, nämlich die Erkenntnis, daß dieser Widerspruch, der gewissermaßen als Auspuff einer überhitzten Erbitterungsatmosphäre dient, zu nichts weiter führt, als zu einer Intensivierung der Erkenntnis des Unterdrücktseins, zu der alle Wege wie in einem Irrgarten immer wieder zurückführen. Daher der Kompromiß, sich zu verständigen, d.h. abhandeln zu lassen, worin die einmal als Unterdrückung erkannte Atmosphäre sich bezüglich einer Belastung hebt und verflüchtigt, sodann aber auch die Kräfte abzumessen, mit denen es möglich ist, das Dunkel zu durchbrechen, die Unterdrücker niederzuzwingen und selbst einen neuen Zustand, den man erst innerlich in sich selbst vorbereiten muß, entgegenzunehmen. Es muß mit aller Deutlichkeit ausgesprochen werden, daß jedes Paktieren über die klare Erkenntnis jenes atmosphärischen Zustandes hinaus Kompromiß ist und Kompromiß bleibt. Der Revolutionär im wahren Sinne des Worts, d.h. der Umstürzler, der Empörer, der den Zustand der Welt und seinen eigenen Zustand, d.h. seine Beziehung hierzu wahr erkannt hat, benötigt keine revolutionären Mittel. Er stellt sich selbst mit seinem Zustand die neue Atmosphäre her. Er zertrümmert – bildlich gesprochen – mit dem Blitz einer augenblicklichen Erleuchtung die Welt um ihn herum und stellt sich selbst seiner neuen Erkenntnis entsprechend neue Beziehungen her. Man kann dagegen erklären, daß dies den praktischen Erfahrungen und dem Entwicklungsgesetz widerspricht. Die Tatsache, daß alle Menschen bisher Kompromisse gemacht haben, daß selbst der Ablauf des Lebens an sich ein Kompromiß mit den verschiedensten psychischen und physischen Kraftquellen darstellt, hat zwar die Erfahrung für sich, aber keineswegs die logische Wahrheit. Aber selbst wenn man darauf verzichten müßte, einen Ausweg aus dem Irrgarten der

Kompromisse zu finden, so genügt schon die klare Einstellung auf dieses Bewußtsein, um die revolutionäre Atmosphäre des Einzelnen grundsätzlich und wesentlich anders zu gestalten.

Aus dieser Atmosphäre geht über Widerspruch und Erbitterung als Ziel wie durch einen Nebel gesehen der *Umsturz* hervor. Die Gegner der revolutionären Klasse betonen immer, und zwar gebrauchen sie dies meistens als Abwehrwaffe, daß herausgegriffene Einzelpersonen in der Revolution wirre Denker seien, die sich über die Ziele ihrer Bewegung ein klares Bild nicht machen könnten. Das beweist die ganze, fadenscheinige Ideologie der besitzenden Klasse. Sie begreift nicht, daß im Grunde genommen sich der Revolutionär, den sie meinen, nicht nur kein Bild machen kann, was wirklich nicht so schwer wäre, sondern sich dieses Bild nicht machen *will*. Der Zustand, in dem er lebt, ist der Erbitterungszustand, ausgelöst von der Unterdrückungsatmosphäre, die gleichzeitig die Besitzatmosphäre ist, um ihn herum. Sein Kampf richtet sich also gegen die Wirkungen dieser Atmosphäre mit der Tendenz, innerhalb dieses Kampfes Zustand zu werden. Dies aber bedeutet, daß sämtliche Mittel, die zum Umsturz führen und so gewählt worden sind, gleichsam Stationen sind, zwischen denen er lebt und deren Überwindung sein inneres Ich vollkommen ausfüllt. Der *Revolutionär an sich* ist überhaupt der Einzige, der aus der revolutionären Atmosphäre heraus Handlungen begeht und bereit ist, innerhalb dieser Handlungen sich selbst zu leben. Er ist also der Einzige, auf den das Wort Revolutionär wirklich anzuwenden ist.

Die Beurteilung der Einzelmittel von diesem Gesichtspunkte aus ist natürlich eine wesentlich andere als die bisher übliche rein akademische Aufzählung derjenigen Methoden, die teils aus wissenschaftlicher Behandlung ökonomischer Fragen, teils aus psychiatrisch anmutender Untersuchung von Reaktionen und Assoziationen entstanden ist. Die Beurteilung beginnt daher mit der revolutionären Atmosphäre des Widerspruchs, die zum Scheidewege des sicherlich vielleicht notwendigen Kompromisses führend abzweigt zu Einzelaktionen vermittelnder Art, vom Einzelterror an bis herunter zum Lohnstreik. Die Beurteilung dieser Mittel ist grundsätzlich von dem beeinflußt und abhängig, inwieweit die notwendige Vorbedingung des Gemeinschaftsbewußtseins, der Solidarität gewahrt wird. Der Ein-

zelterror kann bei aller Hochwertigkeit innerhalb seiner revolutionären Atmosphäre gesellschaftsfeindlich sein, wenn ihm das Kriterium der Solidarität mangelt. Zu untersuchen wäre daher, inwieweit die Solidarität selbst bereits von sich aus diese Mittel beeinflußt, inwieweit sie sie besonders unter Berücksichtigung der heutigen Verhältnisse wertlos gemacht hat und inwieweit gerade diese Solidaritätsnotwendigkeit die unangenehm psychische Nachwirkung eines Kompromisses aufzuheben imstande ist und inwieweit sie diese Kompromisse selbst hervorgerufen hat.

IV.
Proletarisches Klassenbewußtsein ist Klassenkampf

Im Augenblick, wo die skizzenhaften Bemerkungen über den Klassenkampf zum Abschluß drängen, soll ausgesprochen werden, was an die Spitze gestellt als Selbstironie oder Irreführung hätte gedeutet werden können. *Der Klassenkampf des Proletariats ist Klassenbewußtsein.* In besonders scharfer Weise prägt sich diese Erkenntnis aus in der Entwicklung der deutschen Novemberrevolution von 1918. Soweit diese Revolution als eine proletarische überhaupt bezeichnet werden kann, war ihre Solidarität projiziert mehr auf die militaristische als auf die soziale Unterdrückung. Das Proletariat als die Bewußtseinswerdung gemeinsamen Unterdrücktseins erlebt die autoritäre Knebelung des Militarismus nur als eine zufällige und vor allem als notwendige Folgeerscheinung der sozialen Knebelung. Es kann den Militarismus nur erleben in der Rolle des Gefangenen, dem jede Möglichkeit zur Freiheit abgeschnitten ist. Es erlebt also den Militarismus nicht anders als jede Schikane einer sadistischen Gefängnisverwaltung, als ein Mittel, die Bereitwilligkeit zur Ertragung seiner Sklaverei zu erpressen. Infolgedessen kann das Aufbäumen gegen den militaristischen Zwang, die Zerbrechung der militaristischen Autorität nicht anders aufgefaßt werden, als der Zufallserfolg eines Gefangenen gegen seinen Wärter. Niemand glaubt ernstlich daran, daß ein Gefangener, wenn er dem Wärter in seiner Zelle einen Fußtritt versetzt, damit die Freiheit errungen hat. Das Proletariat weiß zutiefst, daß es den Kampf zu führen hat gegen das *System,* gegen die Unsumme nicht sichtbarer Erscheinungen, die seine

Unterdrückung bedeuten, die die psychischen und physischen Grundlagen seines Unterdrücktseins-Zustandes sind; das Proletariat weiß, daß es gegen diesen Zustand zu kämpfen hat und nicht gegen äußere Auswüchse und Mittel. Sicherlich mag die Möglichkeit geboten gewesen sein, den Zufallserfolg auszuweiten und hinter dem Wärter in die Freiheit nachzustoßen und mit dem Wärter gleichzeitig das System entscheidend zu treffen. Hierzu war aber erforderlich *Gemeinsamkeitswillen,* die Solidarität, das solidare Bewußtsein, Proletariat zu sein, hierzu war erforderlich, die Quelle freizulegen, aus der die solidare Aktion hätte hervorgehen müssen, d.h. die Erkenntnis des proletarischen Klassenbewußtseins. Das aber erst ist die atmosphärische Vorbedingung und Grundlage des Klassenkampfes.

Um die Atmosphäre des Klassenkampfes zu verstehen, braucht man sich nur der verschiedenen Racheprozesse der bürgerlichen Gesellschaft in diesem Jahre zu erinnern. Mit einer Einmütigkeit, die in der Tat alle Merkmale der Solidarität enthält, wurden die unglücklichen Münchener Kommunisten im Geiselmordprozeß der bürgerlichen Meute ausgeliefert. Nirgends unter der in Deutschland noch so stark eingefressenen bürgerlichen Ideologie war auch nur ein Wort menschlichen Verstehens, ein Wort des Bedauerns oder des Abscheus gegen die den Grundbegriffen der Psychologie und des Hineinfühlens in die Gedankengänge und Handlungen der Mitmenschen Hohn sprechende Prozeßführung in München zu finden. Mit einem ans Pathologische grenzenden Triumphgeheul wurde das Todesurteil begrüßt. Selten wohl trat das, was man bürgerliche Solidarität nennt, so klar zutage, wie in diesen Prozessen.

Man muß weiter die Greuelberichte der bürgerlichen Presse verfolgen, die über Ungarn und nach wie vor über Rußland verbreitet werden und verbreitet worden sind. Nur ganz vereinzelt finden sich schamhaft versteckte Richtigstellungen oder, namentlich in der westeuropäischen Presse, Ironisierungen solcher Greuelmärchen. Dagegen haben die Meldungen über das Wüten der weißen Garde, über die Brutalität und die an Wahnsinn streifenden Gewalttaten der deutschen Soldateska in Berlin, Leipzig, München und wo immer sie Gelegenheit gehabt haben, die Arbeiterschaft niederzuknütteln, den traurigen Vorzug der Wahrheit. Mit einer Selbstverständlichkeit bringt auch die bürgerliche Presse hierüber Berichte, ohne das geringste

Wort des Abscheus oder Bedauerns. Und es ist bezeichnend für die gesamte Situation innerhalb des bürgerlichen und proletarischen Klassenkampfes, daß die proletarische Presse fast hilflos diesen Berichten gegenübersteht, daß ihr Abscheu mehr einem Stammeln gleicht, weil sie innerlich fühlt, daß sie dieser geschlossenen bürgerlichen Solidarität noch nichts entgegenzusetzen hat.

Aus der richtigen, vielleicht einzig möglichen Auffassung von Solidarität heraus ist das Proletariat in seinem Versuch, den Novemberaufstand weiterzutreiben, dazu geschritten, Geiseln aus den Kreisen der Bourgeoisie festzunehmen. *Es gibt kein wirksameres Mittel für die Solidaritätsprobe, als Geiselfestnahme,* weil dadurch der Kampf aus der Atmosphäre des Einzelnen gegen den Einzelnen heraus auf die Auseinandersetzung der Klassen gehoben wird. Es ist die Existenzprobe des Klassenkampfes der proletarischen gegen die bürgerliche Gesellschaft, die Entscheidung darüber, welche Solidaritätsform gewaltiger und in sich gefestigter ist, denn dieser fällt der Sieg in dieser Auseinandersetzung zu. Die bürgerliche Presse verfehlte nicht, anläßlich der Geiselfestnahme das Hauptkampfmittel ihrer Ideologie, die Sentimentalität, den menschlichen Gemeinschaftsschwindel, spielen zu lassen. Sie sprach von „unschuldigen" Opfern, die hingeschlachtet werden sollen, sie spricht von den „Unbeteiligten", von Frauen und Kindern, die der Wut des „Pöbels" geopfert werden sollten. Und der Erfolg war ein geradezu überwältigender; denn selbst breite Massen des Proletariats, eine fast überwiegende Mehrheit der Arbeiterschaft selbst folgte dieser Ideologie und verurteilte die Festnahme von Geiseln, um angeblich mit den Waffen des Geistes und sonstigen der bürgerlichen Ideologie entlehnten Mitteln die Solidarität der anderen Klassen niederzwingen zu wollen. Es hat sich gezeigt und war von vornherein klar, daß das Abschwenken zu dieser Ideologie, das Hinhören auf die sentimental-schmeichelnden Töne bourgeoisen Gemeinschaftsschwindels der Solidarität des Proletariats den Todesstoß versetzt hat und versetzen mußte.

Mit gleichem Recht, dem übrigens die Logik der Erfahrung nicht abzusprechen ist, geht die bürgerliche Gesellschaft über die Ermordung und Einkerkerung proletarischer Kämpfer stillschweigend hinweg. Sie bezeichnet sie als Leute, die sich außer-

halb der Gesellschaft gestellt haben und die den Folgen des Gemeinsamkeitswillens dieser Gesellschaft, ihrer Racheinstinkte, die Selbstsicherung sind, unterworfen werden. Das Proletariat ist gegen solche Auffassung als Klasse nicht aufgestanden, es ist mürrisch in den Winkel gekrochen, resigniert zurückgesunken, *weil es, seines wesentlichen Existenzmittels, der solidaren revolutionären Atmosphäre beraubt, gar nichts tun konnte.* Es kommt im proletarischen Klassenkampf nicht auf den Einzelnen an, wenngleich jeder Einzelne ein Träger des proletarischen Klassenbewußtseins vielleicht geworden ist und werden soll, sondern es kommt auf die solidare Gemeinschaftsatmosphäre an, auf den Willen zur menschlichen Gemeinschaft im Gegensatz zu dem sentimental bürgerlichen Gemeinsamkeitsschwindel, der sich mit dem Mantel von Kultur und der Erfahrungssicherung Jahrhunderte alter, aus Mißverstehen und Mißwollen entstandener Unterdrückung, die die bürgerliche Gesellschaft Gesetze nennt, umgibt.

Das ist das Augenblicksbild, das der sogenannte proletarische Klassenkampf bietet. Wehrlos der Rache und der Selbstsicherung bürgerlicher Solidarität preisgegeben, ohne Waffen gegen den auf Solidarität begründeten Existenzwillen der bürgerlichen Gesellschaft und Kultur, weil ohne Erkenntnis der Notwendigkeit einer solidaren Atmosphäre des Klassenkampfes, schüttelt das Proletariat verzweifelt die Arme empor, die von Ketten der Jahrtausende beschwert sind. Wie eine tausendfältige gespaltene Stimme klagt es empor nach Rettung, nach Aktion und nach Zertrümmerung der bürgerlichen Gesellschaftsordnung – und zurück bleibt nichts als eine viel tausendfältig zersplitterte tiefer verwurzelte Erbitterung, die ihre Explosivität nach innen und nicht nach außen trägt.

Und was ist zu tun? Die Intensität jener Erbitterung vermag eine Antwort darauf nicht zu geben. *Es ist das Nichts der bis in die tiefste Spitze getriebene Punkt des Nichtwissens, vor dem das Proletariat steht.* Nicht mehr der Lohnstreik, der ökonomische Kampf gegen das Unternehmertum um bessere Lebensbedingungen der arbeitenden Klasse, nicht die Mittel der Sabotage, der passiven Resistenz, nicht der Einzelne mit den konfliktbeschwerten Auslösungen des Einzelterrors, des Kampfes von Auge um Auge, Blut um Blut, nicht das Ziel von Heute gegenüber dem Gestern, sondern das Morgen allein vermag den

Sammelpunkt für das Existenzwollen des Proletariats zu einem neuen Morgen zu bilden. Der Existenzkampf des Proletariats, den die bürgerlichen Klassen mit vollem Recht von ihrer Seite Klassenkampf des Proletariats nennen, tritt erst sichtbar in Erscheinung, wenn das Klassenbewußtsein des Proletariats, wenn die Erkenntnis dessen, was Proletariat heißt und bedeutet, so zwingend geworden ist, daß sie solidar in Erscheinung tritt. Dann mögen die Mittel und Äußerlichkeiten, die Aktionen von Zufälligkeiten bedingt sein, sie mögen anknüpfen an einzelne Organisationen oder Regierungsformen, die es niederzuringen gilt, sie mögen innerhalb des Kampfes um die politische Macht, der die nächstliegendste und am sichtbarsten erscheinende Etappe des revolutionären Kampfes darstellt, sich differenzieren nach geistigen, d.h. politischen, nach ökonomischen, d.h. infolge hiervon zweckmäßigsten Methoden. Es mögen Partei- und Organisationsformen sein, die nach derselben Zweckmäßigkeit Disziplin und Autorität innerhalb des Kampfes neu aufrichten werden. Das Proletariat an sich, die Gemeinschaft der proletarisch Klassenbewußten wird ihre eigenen Mittel, die im Kampfe geboren werden, nicht allzu zwingend empfinden. Das Proletariat wird es jederzeit in der Hand haben, aus der Gemeinschaft heraus neue Kampfformen und Mittel zu gebären, vorausgesetzt, daß es Proletariat bleibt, d.h. daß es die Gemeinschaftsklasse bewußt empfindet, daß das gemeinschaftliche Ziel die Zertrümmerung der bürgerlichen Ideologie bleibt, und daß in jedem Einzelnen die Erkenntnis Existenzvorbedingung geworden ist: daß die neue Gesellschaft nicht nur die Gemeinschaft des Ertrages, sondern die Gemeinschaft des gesamten Erlebens bedeuten muß.

PROLETARISCHE ERZÄHLUNGSKUNST

Um es vorweg zu sagen: Im Rahmen dieser kurzen Übersicht soll gezeigt werden, daß Proletkult nichts zu tun hat mit proletarischer Kunst, daß Proletkult bestenfalls mit eins von den vielen Mitteln sein kann, die proletarische Kunst zu entwickeln, daß Kunst im Gegensatz zur allgemeinen marktgängigen Anschauung ausschließlich Produkt der Klasse, der Klassenideologie und des Klassengegensatzes ist und sein muß. Solange der Gegensatz zwischen unproduktiven und produktiven Klassen auf die Formel Ausbeuter und Ausgebeutete gebracht werden muß, solange ist der Satz von der Allgemeingültigkeit der Gesetze des lebendigen Organismus plumper bürgerlicher Schwindel. Der Ausgebeutete, gewaltsam und erziehungsmäßig gleichgemacht dem Ausbeuter unter dem Segen gesetzlicher Lebensbedingungen eines Interessenstaates, lebt und empfindet unter äußerlich gewaltsamer Bedingungsgleichheit das gleiche anders als der Ausbeuter, und zwar empfindet und sieht er es anders als Klasse, als Allgemeinheit, während der Bürgerliche sich gerade der Klasse des gesamtverbindenden Rückhaltes seiner Klassenideologie schämt und vorgibt, nur als einzelner zu empfinden und darin völlig unabhängig von den von ihm selbst mit aufgerichteten Gesetzen zu sein. Die bürgerliche Kunstanschauung gestattet sich den Luxus und damit den doppelten Betrug, individuell und allmenschlich zu sein. Sie ist nicht mehr schöpferisch und kann es nicht sein aus der Urkraft der Gemeinschaft aller heraus, Glück und Leid und die Buntheit der Geschehnisse zu formen als Bestandteil des Lebens, des 'Lebendigen im Leben'. Sie ist nur schöpferisch für den Teil ihres Lebens, der, um 'lebendig' zu sein, das Leben der anderen benötigt, der ökonomischen Bedingungen, der Arbeit und des Geldes. Sie ist schöpferisch um diese hintanzuhalten, einzufangen, zu 'erziehen' und darzustellen. Man verwechselt in Deutschland die Darstellung des Proletariats mit proletarischer Kunst, ein Beweis, daß deutscher Proletkult noch eine rein bürgerliche Angelegenheit ist.

Es gibt nämlich in Deutschland keine proletarische Kunst, zumindest ist eine solche in ihren allerersten Anfängen. Damit fällt auch die Vorbedingung und wesentlichste Aufgabe des Proletkults, den Boden für ihre Aufnahme zu bereiten, in sich

zusammen. Was es dafür gibt, sind die Kolonnen bürgerlicher Literaten und Feuilletonisten, die plötzlich proletarische Dichter und Kunstwerke der Vergangenheit und Gegenwart entdekken und eilfertig daran sind, heillos zugunsten ihres eigenen Ich die Begriffe zu verwirren. Die Feuilletons der „Roten Fahne" und der „Freiheit", die Literaturkritiken der Jungen Garde sind dafür Beweis genug. Es muß einmal ausgesprochen werden: Unter den Parteien des Proletariats sollte eine einheitliche Auffassung darüber zu erzielen sein, was das Proletariat seinem Wesen nach als Klasse ist, welche Aufgaben für die Erneuerung und Vermenschlichung der Gesellschaft es ideologisch zu erfüllen hat, dann würde die durchaus nicht so nebensächliche Frage – wie manche glauben – der proletarischen Kunst nicht zum Tummelplatz von Literaten, die auch nicht das geringste mit dem Proletariat zu tun haben, gemacht worden sein.

Zurzeit sind die Literaturbeflissenen besonders eifrig bemüht, proletarische Romane, proletarische Erzähler ausfindig zu machen. Was bisher darüber geschrieben worden ist, ist willkürliche Wertung eines bürgerlichen Individualismus. Der Gemeinschaftsgedanke einer unterdrückten Klasse, die nicht nur nach Kampf gegen den Unterdrücker dürstet, sondern bereits selbstschöpferisch das Neue aufbaut, das dem Inhaltswert nach kollektives Recht oder Unrecht, Gut und Böse, Freude und Leid sein soll, dieser Gemeinschaftsgedanke findet sich in der Weltliteratur noch in den allerersten Anfängen. Er findet sich in der deutschen Literatur überhaupt noch nicht. Er findet sich seltsamerweise stärker in Westeuropa, und insbesondere in der angelsächsischen-amerikanischen Literatur als im Osten. Verständlich, wenn man begreift, daß das Problem proletarischer Kunst abhängig ist von dem Grad der Selbstbewußtseinsentwicklung des Proletariats. Ein weiterer Beweis, daß der Schwerpunkt der revolutionären Taktik sich in zunehmendem Maße auf den Westen konzentrieren, sich dem Zustand der bereits vollzogenen Selbstbewußtseinsentwicklung der westeuropäischen Proletarier anpassen muß, von dem Augenblick an, wo die Sicherung und Erweiterung der proletarischen Gedankenwelt zur Vorbedingung der Erhaltung eroberter politischer Macht geworden ist.

Als proletarischer Erzähler in großem Ausmaß richtungweisend, ist Jack London heute anzusehen. Sein Roman 'Das Volk

am Abgrund', ins Deutsche noch nicht übersetzt, kann vorbildlich sein. Es ist der Rhythmus des gemeinsamen, gemeinschaftlichen Erlebens, gemeinsamer Empfindung von Freude und Schmerz, gemeinschaftlicher Hoffnungen und Enttäuschungen. Das individuelle Schicksal verschwindet. Statt Mittelpunkt wird es zur Nuance bunter Erläuterung. Es ordnet sich ein, wo früher bei Victor Hugo (Les misérables), Emile Zola (Germinal u.a.), Lemonnier, bei den Brüdern Goncourt, Kjelland, Nexö, Tolstoy und Dostojewsky das Gemeinschaftliche das Milieu war, an dem der einzelne sich entwickelte oder zerbrach. Für jeden der hier angeführten Dichter ließen sich dutzendweise deutsche Nachahmer anführen. Sie sympathisierten mit dem Proletariat, ohne Träger proletarischer Kunst zu sein. Die Schriften Jack Londons enthalten durchweg den Rhythmus kollektiven Geschehens. Ihre Bedeutung für die Zukunft ist nicht abzuschätzen, so wenig Kunstqualität im alten Sinne einzelne von ihnen auch enthalten mögen.

Es ist noch nicht zu überblicken, inwieweit die Autoren der gegen den Krieg gerichteten Romane sich zu Dichtern des Proletariats entwickeln werden. Von Leonhard Frank (Der Mensch ist gut) ist es kaum zu erwarten, seine Problemstellung ist durchaus bürgerlich. Vielleicht eher Barbusse (Das Feuer u.a.), obwohl die Gemeinschaft der dem Kriegsgesetz Unterworfenen noch nicht die Gemeinschaft des Proletariats ist, aber Barbusse kennt den Rhythmus wenigstens. Sicher ist es aber anzunehmen von *H.G. Wells* und Patrick Macgil. Bezeichnenderweise für deutsches Unverständnis ist Wells trotz zahlreicher Übersetzungen in der deutschen Literatur ziemlich unbekannt, das Wesentliche seiner Schriften kennt man nicht. Wells ist nicht nur Phantast, Jules-Verne-Jünger, sondern die Phantasmen sind nur die Hülle, in der Wells proletarische Kunst bietet. Der Gemeinschaftsrhythmus im Widerstreit mit der herrschenden Ideologie, mit der sozialen Umwelt schlechthin ist direkt Gegenstand der Darstellung. Seine Romane 'Im Jahre des Kometen' und die 'Zeitmaschine' sind die wichtigsten Vorläufer des proletarischen Romans. Das Proletariat, das als Gemeinschaft mißgestalteter Arbeitswesen in Höhlen unter der Erde haust und sich die zarten Fabelwesen, die auf der Oberfläche zwischen Blumen in ewig ungetrübtem Wohlsein leben – wohin sich die bürgerlichen Klassen in Schönheit entwickelt haben –

nachts zum Fraße holt, wie man jetzt Haustiere züchtet, um sie aufzufressen, ist die schärfste und allein richtige, weil unsentimentale Darstellung der Klassengegensätze in der Dichtkunst. Upton Sinclair (Jimmy Higgins) ist proletarischer Hoffnung, obwohl die Gefahr reiner Sozialkritik als Einzelerlebnis immer vorhanden ist, wie sein neuester Presseroman zeigt. In dieser Linie liegt auch Anatole France's Roman 'Die Götter dürsten', sowie von dem Norweger Johan Falkburget 'In der äußersten Finsternis'.

Das neue Rußland bietet noch keine proletarische Kunst. Es versteift sich auf eine Riesenpropaganda der Kunst *für* das Proletariat, und es übersieht geflissentlich, daß *aus* dem Proletariat schon vor Jahrzehnten sehr lebensfähige Ansätze hervorgegangen sind. Die russische Literatur – Krapotkin hat das überzeugend nachgewiesen – besitzt in den sogenannten Volksschriftstellern, den 'Veristen' (der Name stammt von Wahrheit), Schriftsteller, die nur die Wahrheit schreiben, die Verhältnisse, so wie sie sind, die Leute, wie sie leben, was sie denken. Rußland besitzt aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts Schriftsteller, die in Wahrheit proletarische Dichter sind. Dort findet sich proletarische Kunst. Man kennt sie im übrigen Europa nicht. Die wichtigsten sind *Rjeschetnikoff* und Uspenski. Der erste beschreibt das Leben der Wolgaschiffer, der Eisenbahnarbeiter im Uraldorf. Er beschreibt es, aber alles wird zum Ausdruck einer Gemeinschaft, und so grausig, so brutal, so 'kunstlos' einzelnes sein mag, es übermittelt den Eindruck des Ganzen, des Gemeinschaftsrhythmus der Unterdrückten, der Armen, der Entrechteten, der Bösen und Widerspenstigen im Sinne eines Staatswesens der bürgerlichen Ordnung.

DER OBERSCHLESISCHE SCHWINDEL.

Ein oberschlesischer Genosse schreibt uns:

Als die an Zahl verhältnismäßig kleine Gruppe revolutionärer klassenbewußter Arbeiter Oberschlesiens Mitte 1919 an den damaligen Vortrupp des revolutionären Proletariats, den Spartakusbund, das dringende Ersuchen richtete, Agitatoren nach Oberschlesien zu schicken, um eine kräftige, zielbewußte Propaganda aufzunehmen, wurde dieser Bitte nicht entsprochen. Alle die schwachen Versuche, die unternommen wurden, gerieten sofort ins Fahrwasser der Nationalitätenfrage, grenzten sich scharf ab und wurden damit bedeutungslos. Eine revolutionäre Partei konnte von Anfang an nur mit *Diktatur* und nicht zukünftiger Überbrückung der Nationalitätenfrage arbeiten. Es mag zugegeben sein, daß dieser Kampf, da er nach beiden Seiten geführt werden mußte, ein doppelt schwerer war, aber er hätte in der Sammlung aller revolutionärer Energien auf das eine Ziel hin, die Übernahme der Produktionsmittel als wirtschaftliche Reservearmee für eine nach Sowjetrußland tendierende national-deutschproletarische Revolution vorzubereiten, als die alleinige Forderung Erfolg gehabt und damit die nationalistischen Tendenzen bekämpft und sabotiert. Auch der polnische Arbeiter weiß, daß die deutsche Revolution unmittelbar die polnische im Gefolge hat und haben muß, auch wenn die polnische arme Bauernschaft selbst noch nicht genügend revolutioniert ist. Es genügt, wenn sie nicht direkt der sozialen Revolution feindlich ist, denn der kommunistische Arbeiter, der dann die Macht in der Hand hat, wird den Bauern ungleich bessere Bedingungen, zumal kulturell bieten können als der Kleinbürger, umso mehr, wenn er sich auf die brüderliche Hilfe Sowjet-Rußlands stützen kann.

Besonders im Reich ist nicht erkannt worden, daß *Oberschlesien zum Drehpunkt der deutschen Revolution geworden* ist. Die wichtigste Zeit der Vorbereitung ist verpaßt, wir stehen jetzt nur beim letzten Faktor, der Abstimmung selbst. Noch ist allerdings nicht alles verloren, was taktisch auszunützen gewesen wäre, denn wenn Oberschlesien polnisch stimmt, wird damit der deutschen Reaktion, die heute schon weniger Großkapital, sondern bürgerliche Beamtenreaktion ist, von oberschlesischen Verhältnissen aus betrachtet, ein entscheiden-

der Schlag versetzt, von dem sie sich nicht mehr wird erholen können. Wenn man die Abstimmungspropaganda der beiden Parteien betrachtet, so ist die *deutsche* Propaganda am weitesten von den tatsächlichen Verhältnissen entfernt. Sie spricht von der oberschlesischen „Kultur", die deutsche Beamte plötzlich entdeckt haben, und die sie vor dem Kriege nicht genug mit Füßen treten konnten. Auch die deutsche Gewerkschaftsbureaukratie, zum großen Teil nicht geborene Oberschlesier oder Wirtschaftsbeamte, zum mindesten sichere Anwärter darauf – predigen die Segnungen der deutschen „Demokratie", von denen wir während des Hörsing'schen Regimes einen Geschmack bekommen haben. Ich glaube, die brutalsten und verbrecherischsten Elemente der Noskegarde sind zusammengestellt als deutsche Abstimmungspolizei nach Oberschlesien beordert worden. Man darf den deutschen Zeitungen nicht allein glauben, als wüste nur der polnische Terror. Was der deutschen Nationalität besonders schadet, ist, daß die städtische Bevölkerung, die auf ihr Deutschtum sich soviel einbildet, tatsächlich nur aus Schmarotzern, Wucherern und Schiebern aus den bürgerlichen Beamtenkreisen, besteht, die unter dem oberschlesischen Proletariat mehr wie anderswo verhaßt sind, sind sie doch jahrelang die Träger der deutschen Ausbeutungspolitik und des nationalistischen Terrors gewesen.

Dagegen arbeitet die *polnische* Propaganda viel geschickter. Sie stützt sich auf die arme Bauernschaft und das Landproletariat, das sie durch sozialistische Versprechungen von Aufteilung des Großgrundbesitzes – denn dieser ist in deutschen Händen –, von Sozialisierung (oder so „ähnlich") der Industrie – die ja auch den Deutschen gehört – zu gewinnen vermag. Die Industrie soll auf breitester Volksbasis, als eine Art Volks-Aktiengesellschaft, gestellt werden. Dazu kommt noch das religiöse Moment, trotzdem es zweifellos überschätzt wird. Aber die Polen haben begriffen, daß das Industrieproletariat noch überwiegend im Bauerntum wurzelt und daraus noch ständig ergänzt wird.

Nationalismus ist jetzt Trumpf in Oberschlesien, eine zielbewußte kommunistische Propaganda hätte Großes leisten können, einen Keil zwischen die Parteien zu treiben, der die Situation in ganz anderer Weise über Oberschlesien hinaus revolutionsreif gemacht hätte. Die linken revolutionären (inter-

nationalistischen) Gruppen sind wenig zahlreich und verfügen über wenig Mitglieder. Sie werden kaum für diese Abstimmung nach irgend einer Richtung aktionsfähig sein. Die Entlarvung der deutschen wie der polnischen Propaganda wird auf einen späteren Termin aufgehoben werden müssen. *Interessant ist, daß der Großgrundbesitz, der Agitationsmittel für die Polen ist, selbst nach Polen neigt und die eigene Propaganda gegen sich mit seinen Mitteln bezahlt – aus Angst vor einer bevorstehenden deutschen Revolution. Korfanty ist mehr bezahlter Agent der deutschen Grafen und Fürsten Ballestrem, Pleß und Henkel-Donnersmark als man ahnt im Reich, ebenso will die Großindustrie im Herzen nach Polen, weil für sie dort das Geschäft winkt, obwohl sie nach außen Träger der deutschen Propaganda ist.* So wird dieses Affentheater aufgeführt!

Der proletarische, wenn auch noch nicht klassenbewußte Haß gegen die deutschen Beamten, der seine Untergebenen nur mit „polnisches Schwein" anzureden pflegte, wird den Ausschlag geben. Das Volk sehnt sich danach, einmal sagen zu können: „deutsches Schwein". Das ist die Situation. Trotzdem wird die kommunistische Bewegung dann schnell wachsen. Es sind heute schon unter der Arbeiterschaft immer mehr Besonnene, die über diesen Zufallsnationalismus hinaus wollen und die Lage wirtschaftlich-ökonomisch vom internationalen proletarischen Standpunkt aus betrachtet wissen wollen. Danach wird der Rohstoff und die Arbeit, wenn überhaupt Nationalität, diese bestimmen. *Das Dombrowabecken in Polen, Oberschlesien und das jetzt tschechoslowakische Ostrau-Karwinos-Revier ist ein Produktionsgebiet. Es ist ein wirtschaftliches Unding, dieses Gebiet in drei Teile getrennt sich auch nur vorzustellen.* Damit wird eine kommunistische Wirtschaft zu allererst aufräumen müssen. Dieses Gebiet wird zusammengefaßt die wichtigsten Rohstoffquellen, das wirtschaftliche Kräftereservoir der Sowjetstaaten Mitteleuropas sein, und es wird zum Träger dieses Widerstandes dieser Staaten gegen das noch kapitalistische Westeuropa. Das ist die Zukunft für Oberschlesien, die wir im Auge haben.

DIE SCHWARZE INTERNATIONALE

Der Befreiung der Arbeiterklasse stellt sich in Westeuropa ein neuer Faktor entgegen, den man gerade deswegen nicht unterschätzen darf, weil er für Rußland bisher nur von untergeordneter Bedeutung gewesen ist: der internationale Katholizismus. Aus dem Zusammenbruch des kapitalistischen Imperialismus im Weltkriege, der zugleich auch die Vernichtung imperialistischer Religionssysteme, die beide sich ergänzen und ohne einander nicht denkbar sind, eigentlich hätte bedeuten müssen, versuchen sich die Drahtzieher der römischen Kurie herauszuwinden, und man muß sagen, nicht ohne Geschick. Man wird besonders in Deutschland gut tun, diese Bewegung aufmerksam zu verfolgen. Steht sie auch nicht gerade im Mittelpunkt der Probleme der proletarischen Revolution, so gewinnt sie Bedeutung für die Erhaltung der proletarischen Macht, und ist daher schon jetzt von Wichtigkeit für die Taktik des revolutionären Kampfes.

Der Krieg hat nicht nur über die breiten Mittelschichten des Kleinbürgertums, sondern auch auf die großen Massen des noch nicht klassenbewußten Proletariats als unmittelbare Auswirkung hoffnungslose Verzweiflung gebreitet, die vielfach in der marxistischen Aufklärungsarbeit nicht vollauf erfaßt wird, sondern nach Stützen greift, die eine kapitalistische Regierung in sie durch Erziehung hineingelegt hat, nach Religion. Es ist zweifellos ein bedeutendes Anwachsen des religiösen Gefühls in allen vom Krieg betroffenen Ländern jetzt wieder zu bemerken, das nicht nach den Gesetzmäßigkeiten der allgemeinen Menschlichkeit geht, nach Kommunismus, sondern nach den besonderen von Staatswegen zurechtgebrauten christlichen Religionssystemen, an deren erster Stelle noch immer der Katholizismus steht. Man kann die Beobachtung machen, daß der schwache, unaufgeklärte und schwankende Teil des Proletariats, und das ist noch immer ein sehr erheblicher Teil, sich in dem Ringen um den Sozialismus eine Hintertür offen lassen möchte, den Seelenfrieden, den Frieden mit sich selbst, und das ist im Religionssystem Gott. Man hat in katholischen Kreisen besonders das sehr gut begriffen und da eingesetzt mit einer noch unter der Oberfläche wühlenden Propaganda von weitreichendem, internationalem Umfang.

Der imperialistische Katholizismus hat sich ja schon immer als Volksbewegung aufgespielt, dem es nicht darauf ankommt, wenn die Verhältnisse es erfordern, einen scheinbar proletarischen Charakter anzunehmen. In den südlichen katholischen Ländern, in Italien und Spanien, aber auch in Frankreich und neuerdings in Südamerika, Mexiko, auch teilweise in Nordamerika, tritt dies besonders scharf in Erscheinung. Man wird sich auch in Deutschland an die Rolle der christlichen Gewerkschaften vor dem Kriege, besonders während des großen Bergarbeiterstreiks im Ruhrrevier erinnern. Dieser Katholizismus zieht nur aus dem Anwachsen der proletarischen Klassenkampfbewegung die Folgerung einer Radikalisierung seines wirtschaftlichen Programms. Er hängt sich einen sozialistischen Mantel um, und unterstützt scheinbar oder duldet schweigend und neutral das Anwachsen der Bewegung. Was es damit auf sich hat, beweisen die Verhältnisse in Italien, wo er im entscheidenden Moment der Arbeiterschaft in den Rücken gefallen ist. In Verfolg dieser Taktik ist er mit einem neuen Wirtschaftsprogramm hervorgetreten, das sich Volkssozialismus nennt, und das in der Geschichte der französischen Revolutionen bereits seine einzelnen, theoretischen Vorläufer gefunden hat. Man kennt in Frankreich eine Schule des „christlichen" Sozialismus.

Diese Bewegung wird für Deutschland einmal in doppelter Hinsicht von Bedeutung werden. Die internationalen politischen Auseinandersetzungen eines proletarischen Deutschland, das im Bündnis mit Sowjetrußland die nächste Etappe der Weltrevolution erreicht haben wird und Zeit benötigt, sich fest auf die Beine zu stellen, in der Übergangszeit in den Beziehungen zu anderen nicht proletarischen, halbproletarischen oder „volkssozialistischen" Staaten, werden von diesem Netz internationaler katholischer Verbindungen ständig bedroht und unterwühlt werden. Wir haben den Spion im Lande und in den Knochen, wenn es nicht gelingt, ihn vom ersten Tage auszurotten. Es ist zudem klar, daß der Privatkapitalismus diese Bewegung als Schild für sich benutzen wird und heute schon benutzt. Die zweite Frage und damit die für Deutschland gefährlichere, ist der Einfluß, den diese Bewegung sich unter dem kleinen Bauerntum zu schaffen gewußt hat. In sehr zielbewußter Arbeit hat eine Priester-Klique, die mit dem Geld des Groß-

grundbesitzers unterstützt wird, es verstanden, das Streben nach Sozialismus unter den Kleinbauern für sich einzufangen. Eine großzügige ländliche Genossenschaftsbewegung ist im Laufe der Jahre ins Leben gerufen worden, die sozialistische Anklänge enthält, und die insbesondere durch Einrichtung landwirtschaftlichen Reparaturwerkstätten, ja von eigenen Maschinenfabriken, das Bauerntum von der Industrie unabhängig machen will. In den überwiegend katholischen Landesteilen ist das Gefährliche dieser Bewegung ganz offenbar. Man wird sich der Katastrophe von München und von Ungarn erinnern, wo beide Male diese Verbände unentschlossen kokettierten mit Neutralität gegenüber der revolutionären Bewegung, um sie dann desto grausamer und sicherer abzuwürgen. Das Gefährliche ist, daß es eine so willkommene Hilfe scheint in der Überbrückung des Gegensatzes von Industrieproletariat und Bauerntum, gerade in Gegenden, wo das eigentliche Landproletariat verhältnismäßig schwach vertreten ist. Diese Genossenschaften scheinen so einfach als Vorstufe für die Landkommune zu verwenden.

Der Zweck dieser Zeilen ist, jetzt schon zu warnen. Keinen Pakt mit diesen Genossenschaften. Sie sind nur die Waffe der Gegenreaktion. Sie sind hohle Gebilde. Ist auch der Träger ein anderer, das Gift ist in der Form zurückgeblieben. Diese Genossenschaften dürfen nicht benutzt werden, sie müssen unter Kontrolle gestellt und umgewandelt werden. Man muß sie zerschlagen und ausrotten und von Anfang an, von Grund auf neuorganisieren. Es mag schwerer sein, aber es trifft einen versteckten, schleichenden Feind dort, wo er am empfindlichsten ist, der sich in einer schillernden Organisation, die alle Schäden und Mängel verdeckt, verbirgt. Man sollte daher für die Propaganda auf dem flachen Lande in Gegenden mit zahlreichem kleinbürgerlichen Besitz das Reaktionäre dieser Genossenschaften schonungslos enthüllen. Nicht die Organisation schafft die Befreiung, sondern der Geist, das Bewußtsein der gemeinschaftlichen Arbeit, und das wird eine neue Form gewinnen helfen.

IV.
DIE REVOLUTION VERKRACHT – –
ÜBERALL NUR SCHIEBER
1921 – 1930

FÜR MAX HÖLZ

Zu dem Verfahren gegen Max Hölz bittet uns der Genosse Jung um Aufnahme folgender Zuschrift:

Der Versuch der Staatsanwaltschaft und der bürgerlichen und sozialistischen Pressemeute, die revolutionären Kampfhandlungen Max Hölz's als Individualakte, kriminelle Verbrechen usw. hinzustellen, verlangen seitens der kommunistischen Parteien schärfste Zurückweisung. Es kommt leider auch in der kommunistischen Presse im Rahmen der Diskussionen unter den Mitgliedschaften der Parteien nicht genügend zum Ausdruck, daß Genosse Max Hölz nur das getan hat, was die folgenotwendige Auswirkung des wahren eigentlichen Inhalts sogenannter Aktivitätsparolen ist. Derjenige ist ein feiger Lügner, der behauptet, sogenannte „terroristische Einzelakte" schädigen die kommunistische Bewegung. Tatsache ist, daß eine Aktivitätsparole, der Aufruf zum Bürgerkrieg, zum proletarischen Angriff begleitet sein muß von Aktionen, die der Masse des revolutionären Proletariats zeigen müssen, daß es bei dem aufgerufenen Angriff gegen den bürgerlichen Staat und damit auch gegen die bürgerliche Ideologie wirklich ernst ist. Es muß innerhalb jeder Aktion derjenige vorhanden sein, der vorangeht und wirklich das tut, was die Parole vorschreibt. Niemand, der die Arbeiterbewegung kennt, und das Proletariat soziologisch fühlt und begreift, wird diese Notwendigkeit leugnen können, oder er müßte verzichten, eine proletarische revolutionäre Bewegung gutheißen zu wollen. Dieses Vorangehen, dieses Sichopfern für die revolutionäre Bewegung ist das, was Max Hölz getan hat.

Ich habe Gelegenheit gehabt, Max Hölz während der Aktion nahe zu sein. Ich kenne ihn als Menschen wie als Revolutionär, wie als Politiker, denn Max Hölz war mehr Politiker als alle die kommunistischen Politikanten, von den Noskiden ganz zu schweigen, als alle die kommunistischen Zeitungsheroen und Führerhelden, die heute von Max Hölz abrücken möchten, nachdem er ihre Befehle ausgeführt hat, es ahnen. Der Glaube daran, daß die Politik der Zeitungsparolen, soll sie nicht Schwindel und lächerlich werden, auch in Wirklichkeit umgesetzt werden muß, setzt voraus, daß die Führer an der Spitze vorangehen. Max Hölz hat das vielen „Führern" abgenommen, er hat sie vertreten mit seiner Person und mit seinem Namen.

REPARATIONSKAPITALISMUS
Zur Frage der Erfassung der Goldwerte.

Die deutschen Kriegsschulden und die Weltwirtschaftskrise.

Das Steuerproblem muß jetzt von der Arbeiterschaft gelöst werden. Es ist in Deutschland deswegen die wichtigste aller Fragen, weil so sichtbar wie in keinem anderen Lande bei uns die wirtschaftlichen Gesamtbedingungen des Landes, der Produktivkräfte und des Lebensstandards des einzelnen Arbeiters mathematisch sich vorausberechnen lassen. Sie zeigen dem Arbeiter mit einer Deutlichkeit das, was ihm noch blüht, sie sagen so unerbittlich die ungeschminkte Wahrheit von dem wirtschaftlichen Zustande, in dem der Arbeiter sich jetzt schon befindet, daß es wirklich heißen würde, den Kopf in den Sand zu stecken, auch darüber wieder mit Redensarten von Nationalismus oder friedlicher Entwicklung zum Sozialismus hinweggehen zu wollen. Wieder naht eine Situation, in der die Arbeiterschaft sich darauf besinnen kann, daß sie eine Klasse ist. Wiederum wächst das Gemeinsame in unerbittlicher Schärfe vor jedem einzelnen Arbeiter auf. Betrachten wir die Tatsachen und ziehen wir daraus die Schlüsse, was die Arbeiterschaft jetzt zu tun hat.

Vor allen Dingen müssen wir lernen, bei Beurteilung der Verhältnisse auch die wirklichen Tatsachen der gegenwärtigen Situation zu Grunde zu legen. Wir können dabei sehr gut von der Taktik, die die Groß- und Kleinbourgeoisie gegenüber der Arbeiterschaft anschlägt, wenn es gilt, die Sachlage zu verschleiern oder ihr Sand in die Augen zu streuen, lernen. Seit fast drei Jahren steht der Vertrag von Versailles dem werktätigen Volke vor Augen. Die einzelnen Auslegungen desselben, die ersten praktischen Wirkungen, die Sanktionen und was alles gewesen sein mag und noch kommen wird, waren und sind ja keine Überraschungen, alles stand von vornherein in dem Vertrag fest. Und wer überhaupt nur die Grundlage der Wirtschaft versteht, und das tut im Grunde genommen jeder, der Arbeiter sogar noch von Berufs wegen sozusagen weit mehr als der kleinbürgerliche Beamte und Handelstreibende, der mußte sich die wirtschaftlichen Folgen des Versailler Vertrages mit seiner wirt-

schaftsrevolutionierenden Wirkung im Inland wie im Ausland an den Fingern herrechnen können. Die Kommunisten haben von Anfang an den wahren Charakter dieses Vertrages entlarvt. Das Wirtschaftsrevolutionierende liegt in dem Versuch des internationalen Großkapitals, eine Umstellung der Wirtschaft, eine größere Elastizität in der Organisation der Produktionsmittel dahingehend zu erzielen, den Ansturm der Arbeiterklasse auf Kontrolle und Beherrschung dieser Produktionsmittel zu brechen. Das Großkapital stand vor der Endabrechnung des imperialistischen Krieges, die Kapitals-Weltwirtschaftskrise dämmerte herauf. Da mußten Mittel und Wege gefunden werden, das spontane und vulkanische Erwachen der Arbeiterklasse hintanzuhalten, und die Arbeiterschaft aufs neue in das Joch einer kapitalistischen Organisationsform zu zwingen, nachdem der imperialistische Kriegskapitalismus noch eben erst zusammengebrochen war. Mit Phrasen von nationaler Würde und dem Theaterdonner von Haß- und Racheresolutionen gingen jene schicksalsschweren Tage, in denen das deutsche werktätige Volk die Entscheidung über seine Lage in den Händen gehabt hätte, vorüber. Noch immer glückte die Spekulation der Bourgeoisie auf die Denkträgheit der Arbeiterklasse. Eine innerlich durch die Arbeitsgemeinschaft mit dem Kapital korrumpierte und zersetzte Gewerkschaftsbürokratie hat, wir wollen im Augenblick jetzt auf andere Möglichkeiten gar nicht anspielen, nicht den Mut gefunden, den breiten Massen der Arbeiterschaft die Wahrheit zu sagen. Derselbe Theaterdonner in all seinen gleichen Wirkungen und Begleiterscheinungen wiederholte sich, wenngleich je nach dem in abgeschwächter Form, von Etappe zu Etappe, je mehr der Versailler Vertrag in praktische Wirklichkeit umgesetzt werden sollte. Es versteht sich, daß darüber gelegentlich auch Parteiführer und Minister geflogen sind.

Jetzt aber haben wir die erste Goldmilliarde gezahlt. Das erste Mal sieht es so aus, als ob dieser Vertrag, der bisher Papier war, wirklich erfüllt werden muß. Die Bourgeoisie schreit, die Großindustrie, der Handel, die Landwirtschaft, die Finanzleute der ganzen Welt sind in Verwirrung geraten. Ein neues Betrugsmanöver für die Arbeiterschaft bereitet sich vor, ein neuer Theaterdonner wird in Bewegung gesetzt, denn in dieser zweiten Phase der Kriegsliquidierung, der Bankerottnachwehen des

imperialistischen Kapitalismus läßt sich nicht mehr verhehlen, daß alle Werte, auf denen die Wirtschaft international sich bisher gründete, zu fiktiven Werten d.h. zu Scheinwerten geworden sind. Der Schein imperialistischer Völkerausbeutung und Volksverdummung hält sie nicht mehr aufrecht. Sie greifen als die Organisationsformen ehemaliger Werte nach dem, was sie erst zu Werten stempelt, nach der Arbeit und nach der internationalen Garantieorganisation der Arbeitswerte. Wir erleben eine neue Form des Kapitalismus, den Reparationskapitalismus.

Reparation – das ist das Schicksal, das sagen die Stinnes und deren nationalsozialistische Mitläufer. Mögen sie auf Ministersesseln in den Gewerkschaftssekretariaten, mögen sie auf anderer Seite in den Redaktionen, in den Kontoren der Stinnesse selbst oder als Professoren der Nationalökonomie dem deutschen Orgeschstudenten deutsche Gründlichkeit im Morden einpauken – sie verfolgen alle den gleichen Zweck, dem Wort Reparation einen mystischen nebulösen Inhalt zu geben, vor dem der Arbeiter sich ducken soll, und das er hinnimmt wie das Schicksal. Kirchenstimmung mit Orgelbegleitung. Geheimnisvolle Andeutungen schwirren in der Luft: bald werden die Vertragsstaaten selbst ein Interesse daran haben, Deutschland aus dem Vertrag zu lösen. Denn: Die Reparationsarbeiten in Deutschland erzeugen die entsprechende Arbeitslosigkeit in den Siegerstaaten, der Goldstrom nach Amerika bläht den Goldwert auf, entwertet die Zahlungsmittel der Schuldnerstaaten, macht Amerika unfähig, als Kapitalmacht kapitalistische Reorganisation jener internationalen Organisation der Produktionsmittel vorzunehmen, die man Weltwirtschaft nennt – und vieles mehr. Die Verknüpfung der imperialistischen Kapitalskatastrophe mit der darauf folgenden automatischen Produktions- und darauf erst dann folgend auch der Rohstoffkrise mögen in ihrer Gesamtbedeutung für die Arbeiterklasse an anderer Stelle eingehender erörtert werden. Wir beschränken uns hier auf die jedem fühlbaren praktischen Folgen, auf das was jeder Arbeiter am eigenen Leibe spürt, und das auszusprechen, jetzt wo der Vertrag von Versailles erfüllt zu werden beginnt unter dem Jammergeschrei der Kapitalistenklasse und unter dem Schweigen der Arbeiterschaft.

Welche Auswege hat die Bourgeoisie?

Die Reparation, das ist das Schicksal, sagt Stinnes. Auf der Tagung des Reichsverbandes der deutschen Industrie hat man des langen und breiten darüber geredet, im Grunde genommen darüber, wie es den mit Papiermillionen und -milliarden gesegneten Industriegesellschaften möglich gemacht werden soll, im Ausland in alter Goldwährung gute Geschäfte zu machen. Denn schließlich kommt es darauf hinaus, wem die Spitzenorganisationen unserer Industrie mit dem Pathos des überzeugten Kapitalisten erklären, sie wollen dem Reich durch Beschaffung von Auslandskrediten zu Hilfe kommen. Wer diese Kredite geben soll, und wie in Wirklichkeit solche Kredite zustande kommen können, wird wohlweislich verschwiegen. Hier muß der Arbeiter zu stutzen anfangen und aufmerken. Sicher gibt niemand im Ausland Kredit auf die reine Organisationsform hin. Ob die Industrie mit Landwirtschaft und Handel zusammen als das ganze deutsche Privatwirtschaftsleben umfassender Reparationstrust in Erscheinung tritt oder wie bisher die deutsche Regierung, mit der man den Vertrag abgeschlossen hat und weiter verhandelt, ist gleichgültig. Es ist nichts als ein anderer Verhandlungspartner, der darauf baut, mehr Vertrauen zu gewinnen.

Worauf soll sich dies gründen? Ein Schlagwort der Kapitalisten heißt: Niemand wirft sein Geld zum Fenster raus. Die Milliarden zur Aufbringung der Schuldenzahlung und zur Bezahlung der Reparationsleistungen gibt doch nur derjenige her, dem die Sache was einbringt. Amerika hat kein Interesse daran, mit seinem eigenen Gelde seine eigenen Schuldner instand zu setzen, ihm wenigstens durch Stützung der Zahlungsfähigkeit Deutschlands die fälligen Zinsen zu bezahlen. Die Siegerstaaten, deren Existenz zum Teil davon abhängt, von uns was zu bekommen, können natürlich uns nicht noch was hergeben. Sie haben mit dem einen Auge sozusagen ein Interesse daran, daß Deutschland arbeitet, und das muß es, um zahlen zu können, mit dem anderen Auge aber blicken sie scheel auf diese Arbeit, weil diese Arbeit die Wirtschaftskrise im eigenen Lande vermehrt und die Arbeitslosigkeit steigert. Alles das ist aber nichts neues, die gleiche Situation ist schon seit drei Jahren so. Und ohne Spitzenverband und Reparationsphilosophie haben

die deutschen Kapitalisten das getan, was sie jetzt tun wollen unter pathetischem Geschrei von Selbstaufopferung und ähnlichem – nämlich Kredite im Ausland aufzunehmen, denn von was haben die deutschen Kapitalisten gelebt? Von Anfang an haben die Kommunisten immer wieder darauf hingewiesen, daß ungeheure Werte des deutschen Volksvermögens unter stillschweigendem Einverständnis einer schamlosen Regierung nach dem Ausland verschleudert werden. Nicht um die paar Kästen Edelsteine handelt es sich allein, die der Exkaiser Wilhelm und seine Kumpane über die Grenze geschmuggelt haben, sondern um die planmäßige Verschiebung der wertvollsten Produktionsobjekte in die Hände einer ausländischen Kapitalistenklasse, unterstützt damals durch die Drohung der deutschen Regierung mit Sozialisierungsmaßnahmen. Während die Arbeiterschaft in unheilvoller Weise zerrissen infolge einer ungeheuren Demagogie, einer verrotteten Parteiführerschaft und Gewerkschaftsbürokratie sich um die organisatorischen Formen solcher Sozialisierungen stritt, verschoben die Unternehmer ihre Produktionsmittel massenhaft nach dem Ausland und legten damit den Grund zu dem zwar papierenen, aber organisatorisch deswegen nicht weniger brutalen und unterdrückenden Nachkriegskapitalismus. Der Arbeiter lernt heute begreifen, daß die Produktionskrise im Inland und der Entwertungsprozeß der Arbeit abhängig wurde von den spekulativen Bedürfnissen des deutschen Ausverkaufs. Damit wurden bisher auch dem Noske und Hörsing die Milliarden in die Hand gedrückt, mit denen sie Sipo und Schupo marschfähig gegen die Arbeiter halten konnten.

Der Ausverkauf ist jetzt beendet, das bedeutet die Schwierigkeit bei der Beschaffung der Goldmilliarde, die sich in dem rapiden Sturz der Markdevise ausdrückt. Die Produktionsmittel, die heute noch vorhanden sind, sind gewissermaßen organisch mit der Werktätigkeit des Volksganzen verbunden. Man würde sie auch längst „überfremdet" und hinausgeschafft haben, wenn Interesse draußen dafür vorhanden gewesen wäre. Aber die Gesetze weltwirtschaftlicher Produktionsverknüpfungen auf der Basis eines ökonomisch bedingten und augenblicklich noch national begrenzten Arbeitsstandards setzten diesem Ausverkauf eine Grenze. Wäre durch die ökonomische Arbeitsteilung des Maschinenjahrhunderts nicht eine bestimmt fixier-

te soziale Situation gegeben, so würden wir heute das gleiche erleben können, wie unter den Zeiten der seligen deutschen Fürsten im 17. und 18. Jahrhundert. Klar ist, erkennt man den Grundsatz der Schuldzahlung nach Versailles an, man jetzt nur noch mit Menschen zahlen kann. Sicher mag es Stinnes und mit ihm Ebert schon bedauert haben, nicht einfach seine braven Landeskinder für die Reparation anrechnen zu lassen.

Menschen verkauft man heute, indem man ihre Arbeit verkauft. Nie ist die Sklavenlage des Arbeiters deutlicher zum Ausdruck gekommen, als unter dieser Situation. Nie war die Geschlossenheit der Arbeiter als Klasse gegebener als jetzt. Jeder Arbeiter wird das begreifen: Haben die Unternehmer und die sogenannte sozialistische Regierung diese Milliardenwerte in den ersten Revolutionsjahren nach dem Ausland verschieben können, so haben sie es getan, um in der Zeit des Erwachens der Arbeiterschaft zum Selbstbewußtsein ihrer Stellung im ökonomischen Volksganzen sich selbst, die Unternehmerkaste und ihre scheinsozialistischen Bannerträger am Ruder zu halten, den Augenblick des Zusammenbruchs hinauszuschieben, selbst wenn sie dabei Teile ihrer eigenen Existenz opfern und ihre Machtvollkommenheit zu einem Scheindasein wandeln.

Jetzt sitzt der Kahn am Trocknen. Die letzten Schleier fallen. Die Siegerstaaten wollen jetzt die versprochene Leistung sehen. Sollte es wirklich sein, daß wiederum sich die Arbeiterschaft von einem Schlagwort, ähnlich wie das der Sozialisierung jetzt in der zweiten Etappe zum Zusammenbruch: Reparation einfangen läßt, das kann nicht sein. Die Arbeiterschaft hat mit den Revolutionsjahren gelernt, die Dinge kühl und nüchtern zu betrachten, so wie sie sind. Wir streiten uns heute nicht mehr darum mit politischer Leidenschaft mit dem glühenden Gefühlsenthusiasmus des Unterdrückten gegen den Ausbeuter. Wie gesagt, die Schleier sind gefallen. Wir haben ruhig an die Prüfung der Lage der Arbeiterklasse heranzugehen, und jeder Arbeiter wird begreifen, was er zu tun hat. Man soll den deutschen Arbeiter nicht unterschätzen. Man braucht nicht zehn Jahre lang Gewerkschafts- oder Parteiführer gewesen zu sein und kann trotzdem schon von der Arbeitsstelle aus die ökonomischen Gesamtzusammenhänge begreifen. Die Revolution hat die Arbeiter geschult und manchmal wider ihren eigenen Willen, aber die Tatsache ist nicht wegzuleugnen, daß jeder ein-

zelne Arbeiter heute ohne weiteres imstande ist, sich die Aussichten seiner wirtschaftlichen Zukunft und die tatsächliche Bedeutung seiner Arbeitskraft innerhalb des kapitalistischen Chaos von Schiebung, Demagogie und Brutalität selbst zu errechnen. Die ausverkaufsfähigen Werte der deutschen Volkswirtschaft sind bereits verschoben. Was aber wird in Wirklichkeit angeboten und auf wessen Kosten, das ist die Frage, die sich jeder Arbeiter vorlegen muß. Betrachten wir die Stellung der Arbeiterschaft hierzu.

Die Kontrolle und Erfassung der Sachwerte.

Die sozialdemokratische Partei als die Sachwalterin der Regierungsinteressen der bürgerlichen Klasse fühlte sich als erste genötigt, den Anstoß für die Diskussion um das Reparationsproblem zu geben. Diese Partei, die sich in gewissen Teilen Deutschlands auch heute noch auf Arbeiter stützt, erkannte die Notwendigkeit, den vollkommen festgefahrenen Karren der deutschen Wirtschaft wieder in Gang zu bringen. Sie hat es zunächst dabei hauptsächlich auf eine ernste Warnung an ihre Koalitionsbrüder abgesehen, denn das, was bisher die Industrie und das Großkapital an Vorschlägen geliefert hat, war ja mehr als lächerlich, man verteilt bereits etwas, was noch nicht ist und rechnet als Vorbedingung mit etwas, was nicht kommen wird, und stützt schließlich dieses Programmgebäude auf den Schultern der Arbeiterklasse, die aber erst zu einem willenlosen Element geknetet und organisiert werden muß, soll sie das tragen. Darin liegt diese blödsinnige Unterschätzung des Einzelarbeiters wie der Gesamtarbeiterschaft als Klasse, eine Unterschätzung wie sie bisher in der ganzen Geschichte nur Ludendorff fertig gebracht hat. Ober aber: die Spekulation auf eine noch gerissenere Fortführung der Schiebertaktik, der Verbindung brutaler Unternehmerwillkür mit brutalem Machtwillen einer Führerbürokratie, auf eine Erweiterung der noch vom Krieg her bekannten unseligen Arbeitsgemeinschaft zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Diese Spekulation ist nur zu berechtigt, wenn die Machtmittel der Bourgeoisie, die sie jetzt in Anwendung bringt gegen die Arbeiterschaft, und die dem sozialen Leben in Deutschland den Stempel des Bürgerkrieges aufdrücken, verewigt werden in einem Klassengesetz gegen die

Arbeiterschaft, das es dem Ausbeuter ermöglicht, auf seine Arbeiterschaft, unterstützt von Knütteldetektivs und Sipos von einer schamlosen Weißen Justiz und einem entsprechenden Ordnungskommissar, in jedem Falle zu zählen. Mit Knütteln und Maschinengewehren, mit Zuckerbrot und Hungerpeitsche stellt er die Arbeiterschaft als stabilen Produktivfaktor in sein Kalkül ein. Also Stärkung der Macht derjenigen Parteien und deren Führerschaft, die bisher im Interesse der Ausbeuterklasse gegen die Arbeiterschaft regiert hat.

Aber lassen wir diese Partei, die Mehrheitssozialdemokratie selbst reden. Sie hat noch vor dem Parteitag in Görlitz durch ihre Wirtschaftstheoretiker das Programm eines Reparationsplanes in die öffentliche Diskussion geworfen, der unter dem Schlagwort der Erfassung der Sachwerte oder Goldwerte d.h. von Werten, die einer Berechnung des Goldkurses zugrunde liegen, segelt. Das Aufsehen, das dieser Plan unter der Arbeiterschaft hervorgerufen hat, beweist am besten, wie weit bereits die Erkenntnis von dem ökonomischen Zusammenbruch ihrer Ausbeuterklasse in den Kreisen der Arbeiterschaft eingedrungen ist. Die Erfassung der Goldwerte nach dem ersten allgemeinen Agitations- und Propagandaplan bedeutet die Übernahme der noch im Lande gebliebenen Produktionsmittel und über den engen Rahmen der Industrie an sich hinaus der Grundstücke und jeder sonstwie verankerten Besitzwerte in staatliche Kontrolle und Verwaltung. Hält man sich dies vor Augen im Gegensatz zu den großen Lobreden des Großkapitalismus auf die private Initiative und die Phrasen von der Eroberung des Weltmarktes, so begreift man, daß dieser Plan eine Wiederaufnahme der früheren Sozialisierungsdiskussion ist, nur mit schärferen Zugriffsmitteln und unter im voraus bestimmbaren Bedingungen.

Hat sich aber die Situation der Unternehmerschaft im Vergleich zu der Zeit als die Sozialisierungsfrage diskutiert wurde geändert? Der mehrheitssozialistische Theoretiker möchte glauben machen: Nicht wesentlich. Er berührt im Grunde genommen diesen Punkt nicht, obwohl gerade davon alles abhängt. Hat sich nämlich die ökonomische Machtposition des Nachkriegskapitalismus in seinem Verhältnis zum Staatsapparat wirklich nicht wesentlich verändert, so würde die Erfassung der Goldwerte und zwar im Staatsinteresse, um den Bankerott

zu vermeiden und andrerseits den Vertrag loyal zu erfüllen, die praktische Durchführung der Sozialisierung bedeuten. Jeder Arbeiter weiß aber, daß es in Wirklichkeit ganz anders ist. Nicht nur liegt überhaupt sozusagen kein Staatsinteresse mehr vor, sondern die Machtposition der Unternehmerklasse hat sich inzwischen derart grundsätzlich geändert, daß das Interesse der Unternehmer im besten Falle mit dem des Staates identisch, in der Mehrzahl der Fälle aber diesem übergeordnet ist. Damit bekommt natürlich auch die ganze Problemstellung ein anderes Gesicht, und es ist durchaus notwendig, daß jeder Arbeiter, der heute noch den sozialdemokratischen Parteiapparaten nachläuft, begreifen lernt, daß die Staatsmacht aber auch vollkommen zum Aushängeschild und Lockmittel des Unternehmers geworden ist. Der Kreislauf um die Übernahme der Kriegsschulden ist glücklich abgeschlossen, die Schuld auf die Arbeiterschaft abgewälzt. Er hat dafür das Vergnügen, einen Mann, der ihn einmal schon in der Parteiversammlung eingeseift hat, auf einem Ministersessel zu wissen.

Der Dreh wäre zum Lachen, wenn nicht die allernächsten Folgewirkungen sich so katastrophal für die Arbeiterklasse ausgestalten würden. Die Syndizierung der Industrie, die Vertrustung nach horizontaler wie nach vertikaler Richtung entsprang nicht der Tendenz eines Angriffs des Großkapitals, sondern einer Verteidigung. Für das Großkapital in seiner schwächsten Stunde, nämlich in der Stunde der Erkenntnis des Zusammenbruchs, war die Sozialisierungsfrage undiskutabel, da sie die Gefahren einer Sammlung der Arbeiterschaft als Klasse im Kampfe um die ökonomische und damit auch die politische Machtstellung in sich barg. Der Sammlungsprozeß der Unternehmerklasse überflügelte die Sammlung der Arbeiterklasse, da das Großkapital in der Form des Nachkriegskapitalismus eng verbunden war und ist mit dem in gleicher Weise in seiner Machtstellung bedrohten Kapitalismus der Siegerstaaten, und diese überlegene Position politisch gegen die Staatsform, gegen die Arbeiterschaft ausnutzte, sowohl im Innern als international Arm in Arm mit dem französischen wie dem amerikanischen Nachkriegskapitalismus in der Form der Reparationen, der Auslandsanleihen, der Auslandskredite auf Basis der Sachwerte, der Grundstücks- und Devisenspekulationen, des Rohstoffwuchers und der im internationalen Maßstabe nationali-

stisch und weltpolitisch gefärbten Produktionskrise. Damit bekam der so geschaffene Reparationskapitalismus das Druckmittel gegen den Staat als Wirtschaftsganzes und als soziale Einheit in die Hand. Mit anderen Worten: Stinnes hat den Versailler Vertrag verdaut und ihn endlich zur Zwangsjacke für die Arbeiterschaft umgearbeitet. Die mehrheitssozialistischen Drahtzieher haben, angenommen den Fall, daß die ganze Propaganda nicht auf Bluff und Mitgliederfang eingestellt war, das Neuartige der Situation rasch genug begriffen und, Görlitz beweist es, die schuldige Verbeugung vor der Reparationsindustrie gemacht. Der Versuch einer Drohung aber aus mehrheitssozialistischem Lager gegen das Kapital, so gut er auch in der Regierungsbildung funktioniert haben mag, sollte auch dem gläubigsten Nachtrotter die Augen geöffnet haben. Es war nur ein Streit zwischen Regierungsbürokratie und der tatsächlichen Regierungsgewalt, zwischen dem Scheindasein für die Dummen und Gutmütigen, die da geboren zu sein scheinen, sich unterdrücken zu lassen, und der ausbeutenden Initiative – hervorgerufen in einem Augenblick der Verzweiflung über die Unmöglichkeit, auf dem raschesten Wege ein Millionenheer von Arbeitersklaven zu mobilisieren, um sich vor den ersten realen Reparationsleistungen, wie sie die erste Milliarde Goldmark darstellte, zu drücken. Zwei Diebe, die sehen wie unter der Hand die vermeintliche Beute zu schwinden beginnt, sind sich in die Haare geraten.

Die Arbeiterklasse und die Reparationen.

Wenden wir uns jetzt, nachdem wir in einem allgemeinen Umriß die theoretische und entwicklungsgeschichtliche Grundfrage behandelt haben, der praktischen Lösung des Steuerproblems für die Arbeiterklasse zu. Es ist notwendig, noch einmal sich zu erinnern, daß man bei Behandlung dieser Frage den Boden nicht unter den Füßen verlieren darf. Wir müssen erkennen die Situation so wie sie jetzt im Augenblick ist, nicht wie sie vielleicht einmal war oder am besten sein könnte. Sonst kann man über die nächsten taktischen Aufgaben kein Urteil gewinnen.

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal kurz die Sachlage: Die Reparationszahlungen haben begonnen und werden sich jetzt voraussichtlich in steigendem Maße fortsetzen müssen, in

Gold- wie in Sachwerten, das ist Lieferung von Maschinen, Materialien und Rohstoffen, die entweder voll auf das Schuldkonto angerechnet werden oder in Form einer Anleihe, die Deutschland den Gläubigerstaaten zu gewähren hat. Diese haben nämlich ein Interesse, die Schuldzahlungen über eine möglichst lange Reihe von Jahren zu verteilen, weil sie glauben, dadurch dem Zerfall der eigenen Wirtschaft entgegen wirken zu können. Deutschland bekommt aber für die Werte, die es auf diese Weise ausführt, natürlich nichts, der Produktionswert, der entsteht, muß vom Volksganzen, dem Staat etc. reguliert werden. Zwar kann man noch beliebig viel Papier drucken, aber die Überschwemmung mit Papiermark führt entsprechend zu einer Entwertung der Goldmark bzw. senkt den Lebensstandard pro Kopf der Bevölkerung. Alles das kann von keiner Seite bestritten werden. Für denjenigen, der noch nicht gelernt hat, seine wahren Gedanken in einen Wust von wissenschaftlichen Erörterungen zu verbergen, liegt die Sache ganz klar: Wir müssen Werte, die wir haben, oder die wir erst noch produzieren, weggeben, um Kriegsschulden zu bezahlen. Die Frage bleibt nur, wer soll diese Werte weggeben, wo liegen diese Werte, und wie sollen sie weggegeben werden?

Gold- und Sachwerte besitzt die Arbeiterschaft nicht. Zwar ist ihr politischer Einfluß im Staat heute an und für sich nicht gering, aber ihre tatsächliche Machtposition in der Staatsmaschine ist dank einer bewaffneten Streikbrecherbande, dank Sipo und Orgeschmörder zunächst noch gleich Null. Der Staatsapparat, als politische Koalition der kleinbürgerlichen Parteien führt als Machtfaktor nur ein Scheindasein. Er besitzt weder die Macht, Sachwerte zu erfassen noch zu kontrollieren, weil hinter der Staatsmaschine der zu der besonderen Form des Reparationskapitalismus zusammengeballte Nachkriegskapitalismus steht. Der Staat selbst besitzt nichts, außer seinen Schulden. Es ist daher nur logisch und ganz verständlich, daß in den letzten Tagen Stinnes, als Sammelbegriff genommen für die Interessen dieses Reparationskapitalismus, für den Fall einer privaten Reparationsanleihe die Überführung von Post und Eisenbahn aus dem staatlichen Besitz wieder in den Privatbesitz verlangt. Es wäre interessant gewesen, das Gesicht Hilferdings dabei zu sehen, vom Staatskapitalismus Hilferdings zum internationalen Wirtschaftstrust Deutschland führt der Weg über Ver-

sailles, für das die Hilferdinge sich so begeistert haben.

Aber bleiben wir beim Hauptpunkt: Denkt der Reparationskapitalismus überhaupt daran, im alten vorkriegskapitalistischen Sinne Sachwerte zu leisten? Er kann dies seinem ganzen Wesen nach nicht. Alle Werte haben einen fiktiven Inhalt bekommen, solange sie reine Tausch- oder Zahlungsmittel sind ohne Rücksicht auf Produktion. Der Wert der Arbeit hat im Nachkriegskapitalismus eine verstärkte und zentrale Bedeutung bekommen. Das Arbeitsproblem hat sich aus dem sozialen und wirtschaftlichen zu einem ausschließlich in der augenblicklichen Situation politischen entwickelt, und die Weltkrise ist zugleich die Reparationskrise, d.h. der Gegensatz zwischen Weltpolitik und Weltwirtschaft allgemein und in jedem einzelnen Lande für sich, der Gegensatz zwischen Arbeit oder besser Arbeitsmacht im politischen Sinne und Arbeitslosigkeit im wirtschaftlichen. Je größer die Arbeitslosigkeit, desto größer die Chance einer Erholung des Kapitalismus und desto fetter die Gewinne der Unternehmer. Je größer aber und umfangreicher die Arbeit, desto intensiver ist der politische Einfluß, und die schon halb kaputt geschlagene Staatsmaschine erholt sich, um an dem Wiederaufbau der Weltmärkte teilzunehmen.

In dieser Krise gibt es nur einen Ausweg: Als das allein wertbestimmende die Arbeit einzusetzen, als Tausch, Bezahlung, Reparationsmittel in wirtschaftlicher wie politischer Hinsicht und im internationalen Kontakt und Ausgleich zwischen den Gläubiger- und Schuldnerstaaten. Der Gedanke ist zwar nicht neu und vor dem Kriege pflegte man ähnliches das sozialistische Grundprinzip zu nennen, während der Chance aber, in einer Übergangszeit von Reparationen und Reparationskapitalismus den Zerfall des Imperialismus zu verschleiern und in seinen Folgewirkungen aufzuhalten, bedient man sich nationalistischer Phrasen und wenn diese zu versagen beginnen, einer Organisation zur gesetzlichen Durchführung dieses Arbeitszwanges nicht etwa auf dem graden Wege des Sozialismus und Kommunismus, sondern auf dem von der Bourgeoisie allein gangbaren Wege der verschärften gesetzlichen Versklavung der Arbeiterklasse. Das ist das Wesen des Reparationskapitalismus und sein geschichtlicher Witz besteht darin, daß er die Waffen sozialdemokratischer Ideologie sich aneignet, um sie gegen die Arbeiterklasse zu kehren.

Das beschleunigt den Zusammenballungsprozeß der Arbeiterschaft zur Klasse. Jeder Arbeiter kann jetzt erkennen, daß eine Überführung des bisher als Besitz, Wert und Leistung Gekennzeichneten als Schuldbezahlung praktisch nie in der Diskussion stand, sondern von Anfang an hatte es sich nur darum gehandelt, die Arbeit des Einzelnen, die Arbeitsleistung der Gesamtarbeiterschaft als Klasse zu verschachern und darauf Geld zu pumpen. Die Kommunisten haben das zwar schon immer gesagt, aber viele Arbeiter, denen der Blick in den Leidenschaften der politischen Auseinandersetzungen getrübt war, haben es nicht so recht erkennen wollen. Heute brauchen wir für diese Fragen keine großen politischen Leidenschaften mehr, es genügt, die Augen aufzumachen.

Das Drohmittel der Erfassung der Goldwerte wird von der Mehrheitssozialdemokratie mit dem Gesicht gegen die Arbeiter hin zwar sehr ernst, den Unternehmern gegenüber aber mit einem Augurenlächeln vorgetragen: Glaubst du daran? Nun, die Unternehmer glauben nicht daran, aber auch die Arbeiter glauben nicht an die ehrlichen Absichten dieser Auguren.

Sozialdemokratische oder kommunistische Taktik.

Die Erfassung der Goldwerte ist kein Allheilmittel. Aus dem Vorhergehenden wird klar hervorgegangen sein, daß die Durchführung eines solchen Planes, sobald er das Papier verläßt, auf Schwierigkeiten stößt, nämlich um es kurz zu sagen, auf diejenigen Schwierigkeiten, die den Aktionsinhalt des Bürgerkrieges bedeuten, auf den Widerstand der Unternehmerklasse, zunächst den parlamentarischen mit Gesetzesschiebungen, Korruption, Bilanzverschleierungen, Wucher und Wertverschiebungen nach dem Ausland, geht das nicht mehr, – den bewaffneten mit Söldnertruppen, Streikbrechergarden und Orgesch. Sicher ist das den Drahtziehern der sozialdemokratischen Taktik nicht unbekannt. Aber die Drohung könnte dadurch umso wirksamer vielleicht gemacht werden, sagt man sich, wenn unter dem Druck derselben sich die Auseinandersetzung zwischen den Reparationszahlungslustigen selbst vollzieht. Denn solche Gegensätze sind vorhanden und wachsen mit jedem Tag, der Reparationskapitalismus hat nicht das automatisch gemeinsame für die Ausbeuterklasse. Er trennt scharf zwischen Star-

ken und Schwachen, glücklichen Spekulanten und am Wege gebliebenen, zwischen Produktions- und Konsumtionskapital, Anlagewerte werden aufgefressen zugunsten von nur spekulationsmäßig angelegten rein-produktiven. Die Position der Großlandwirtschaft im Reparationskapitalismus ist schwächer als die gewisser Industrieen, auch die Unterschiede einzelner Industriezweige sind gewaltig. Sollte es da nicht möglich sein, innerhalb dieses Chaos, das allmählich jetzt zum Durchbruch kommt, ihre eigene Stellung d.h. die Stellung der Staatsbürokratie und des Parteiapparates im politischen und wirtschaftlichen Ganzen zu verbessern – denken die Scheidemann und Hilferding. Das ist der Sinn ihrer Spekulation und ihrer Drohung.

Vielleicht trifft ein Teil davon auch ein. Aber an eins denken sie nicht, und deswegen haben wir Kommunisten sie auch immer Verräter der Arbeiter genannt. Sie vergessen, daß die Vorbedingung zu solchen Auseinandersetzungen, aus denen sie für ihre Person vielleicht Nutzen ziehen können, die Front gegen die Arbeiterklasse ist, und zwar wird diese Front automatisch geschlossen durch den Druck von außen, denn den Gläubigern ist es zunächst vollkommen gleichgültig, wer zahlt und woher gezahlt wird. In der Beantwortung dieser Frage liegt aber das gemeinsame der Interessen der Arbeiterschaft als Klasse. Sie müssen begreifen lernen, und zwar nichts hindert den mehrheitssozialistischen wie den christlichen oder unabhängigen Arbeiter das zu begreifen, daß die Lebensinteressen der Klasse als Ganzes nicht Spekulationsobjekt einer Parteiführerclique werden können. Das muß jeder einzelne Arbeiter begreifen, der seine eigene Lage zu beurteilen imstande ist, der die Rechnung ziehen kann zwischen sinkenden Löhnen und steigenden Lebensmittelpreisen in Verbindung mit Kurzarbeit, Antistreikgesetz und Arbeitslosigkeit. Die Chance einer Arbeit bietet sich nur unter den neuen der Koalitionsfreiheit ins Gesicht schlagenden Arbeitsbedingungen des Reparationskapitalismus. Nicht nur daß die Produktionsmittel der Arbeiterschaft schon gestohlen sind oder noch fortgesetzt gestohlen werden, der einzelne Arbeiter soll seine nackte Existenz auch noch damit erkaufen, wenigstens scheint er auf dem Papier die Aussicht dazu zu haben, damit daß er seinen Ausbeutern selbst dabei hilft.

Daher ist die Forderung nach Kontrolle und Erfassung der Sachwerte in der augenblicklichen Situation geeignet, die Einigungsgrundlage für die Arbeiterklasse zu geben. Sie ist nicht nur eine nationale für besondere Verhältnisse Deutschlands zugeschnittene, sondern eine internationale Forderung. Der Reparationskapitalismus in England oder Frankreich und selbst in den besonderen Formen seines Goldüberflusses in Amerika ist dem Wesen nach der gleiche wie in Deutschland. Die Eroberung der Sachwerte in Deutschland gibt die Möglichkeit, einem Kampf um das Arbeitsproblem in England und Amerika die Wege zu ebnen, auf der Basis der Reparationen, sofern sie von der Arbeiterklasse in die Hand genommen werden, gründet sich die Machtentfaltung des französischen oder englischen Proletariats. Das durch Arbeitslosigkeit und Lohnverkürzung in die Defensive gedrängte westeuropäische Proletariat wird befähigt, mit der Rückendeckung durch das deutsche Proletariat zum Angriff um die Kontrolle und Eroberung der Produktionsmittel vorzugehen.

Darum dürfen wir nicht zögern. Klarmachen muß sich jeder einzelne Arbeiter, was im Grunde genommen von ihm verlangt wird, wenn er seine Arbeitskraft dem Reparationskapitalismus zur Verfügung stellt. Er muß allmählich begreifen lernen, welche Bedeutung dieser Arbeit in Wirklichkeit zukommt, er muß sich selbst in Verbindung mit seinen Arbeitskollegen als Klasse begreifen lernen, nicht nur mit der Phrase alter sozialdemokratischer Ideologie, sondern diese Klasse in Wirklichkeit umgesetzt als das Sklavenheer, das für die Schuld eines Staates, in dem der Arbeiter keine Macht hat, sondern unterdrückt und gemordet wird. Der Arbeiter hat die Schulung der Gewerkschaft hinter sich. Er muß begreifen, daß der gleiche Zusammenhalt, der ihn in der Zugehörigkeit zu seiner Gewerkschaft gestützt und bis zu einem gewissen Grade von der Not des Alltags seelisch befreit hat, das proletarische Klassengefühl der Werktätigen – daß dieser Zusammenhalt im großen jetzt gegeben ist in der Gewerkschaft der Reparationsarbeiter, die alle Arbeiter, alle Teilgewerkschaften und alle Unionen umfaßt. Es war gar nicht nötig, daß kluge Leute sich wochenlang hingesetzt hätten, einen Organisationsplan für die Gewerkschaft der Reparationsarbeiter auszuklügeln. Die Verhältnisse haben einen solchen Zusammenschluß von selbst geschaffen, dauernder

als eine bürokratische Zufallsorganisation. Keine Organisation, und sei es eine noch so bürokratisierte Gewerkschaft oder erstarrte Union kann sich der Mitarbeit an dem Kampf um die Erfassung der Sachwerte entziehen, will sie weiter darauf Anspruch machen, die Interessen der Arbeiter zu vertreten. Es gilt praktische Arbeit zu leisten, und man kann die schon zum Schlagwort gewordene revolutionäre Arbeit im Grunde genommen nur dort leisten, wo der Konfliktstoff sich sammelt, und wo das Massenproblem identisch wird mit dem Klassenproblem. Die Möglichkeit wird zur Pflicht, daß der einzelne Arbeiter seine Stellung im Betrieb, die Stellung des Betriebs zur Gesamtgruppe und die Stellung dieser Industriegruppe zum Reparationsganzen begreift. Es ist notwendig, daß die Betriebsräte der einzelnen Industriegruppen, seien es Obleute oder spezielle Vertrauensdelegierte, mögen es Gewerkschaftsmitglieder oder Unionisten sein, zusammentreten und die Stellung ihrer Industriegruppe in der Reparationsfrage behandeln. Es ist nicht nur die wichtigste wirtschaftliche Frage, sondern auch die gegenwärtig zentrale politische.

Ein solcher Kongreß wird die Grundlage schaffen mit anderen ähnlicher Art für ein technisch-wirtschaftliches Programm der Reparation, das zugleich die politische Grundlage in Deutschland bestimmen wird. Die Arbeiterklasse als realer Machtfaktor muß die gegenwärtige Krisensituation zwischen Gläubiger- und Schuldnerstaaten ausnutzen, das Joch der Unternehmer abzuschütteln. Sie muß an die tatsächlichen Bedingungen des Tages anknüpfen und als technisches Ganzes, die Millionen Hände, die arbeiten wollen und müssen, in Verhandlungen nicht mit dem eigenen Staat, nicht mit der eigenen Unternehmerklasse treten, sondern mit der internationalen Arbeiterklasse und je nach der Situation auch mit der Regierung des Gläubigerstaates verhandeln. Im Reparationskapitalismus wird die Arbeiterschaft stark genug, die Lösung der internationalen Rohstoff- und Produktionskrise selbst in die Hand zu nehmen. Der Kampf geht von Etappe zu Etappe, von Industrie zu Industrie, er bleibt nicht horizontal als Industriegruppe, sondern vertieft und verbreitert sich auch vertikal, auch die Betriebsräte der Trusts müssen zusammentreten und die Situation des betreffenden Trustganzen in ökonomischer und politischer Hinsicht erörtern – der Kampf flackert in Frankreich und Eng-

land unter gleichen Bedingungen auf, und unter der Parole der Lohnreduktion der Arbeitslosigkeit wird der Reparationsunternehmer in die wirtschaftliche Verteidigungsstellung gedrückt, aus der ihn die Notwendigkeit politisch zum Angriff überzugehen, in Form des Reparationskapitalismus, wieder heraustreibt. Das ist die Situation, wo die Arbeiterschaft aktiv eingreifen muß. Zufassen – schon entlarvt sich der Reparationsschwindel, nachstoßen – schon kracht das politische Schiebergebäude. Das ist revolutionäre Aktivität.

FRÖHLICHE WEIHNACHTEN, VERGNÜGTE FEIERTAGE.

In diesen Tagen wird der Stern der Weisen aus dem Morgenlande wieder an Bedeutung gewinnen, die Pfaffen werden ihn wieder von der Kanzel verkünden und der satte Bürger baut für seine Kinder die Krippe auf mit dem Stern auf dem Pappdach, der aus dem Osten leuchtet und den Völkern der Welt und den wandernden Königen den ewigen Frieden und die Stunde der Erlösung verkündigt. Man kann sich das, wenn man will, noch in verschiedenen Einzelheiten ausmalen, vom Festbraten und den Weißwürsten bis zum brennenden Tannenbaum mit dem Brillanten als Anhängsel. Der Frieden zieht ein: Es ist noch einmal alles wieder geschafft, die Geldsäcke sind Gottseidank größer geworden und die Riegel vor den Gittern, hinter denen die Friedensstörer sind, sind alleweil noch ziemlich dick. Auch an Waffen fehlt es noch nicht, wenn auch die Ententekommissionen ab und zu mal zufällig ein paar Keller ausgeräumt haben. Es ist noch zum Ertragen – das Leben der gequälten Kapitalistenklasse. Es geht noch.

Jeder Mensch hat mal das Bedürfnis nach Ruhe, nach Feiertagen, nach einer Ausspannung von dem verfluchten Daseinskampf. Man will schon gar nicht mehr reden von Festen. Es wäre natürlich ganz schön, wenn man obendrein Feste feiern könnte. Denn auch das Fest, die Auslösung und das Bedürfnis nach Freude und Glück gehört zum Menschen, der nach dem Ausspruch weltweiser Philosophen zur Freude und zum Glück geboren ist, vorausgesetzt, daß er genug zu essen hat und auch sonst mit seiner Existenz an eine vernünftige Arbeitsteilung gebunden ist.

Das ist nur eine schlimme Sache für den Proletarier, sich alter Gewohnheit nach jetzt an den Tisch setzen zu sollen und da anfangen, Feiertag zu machen und Feste zu feiern. Denn auf dem Tisch steht verdammt wenig, nämlich nichts. Es könnte denn sein, daß noch Bündel Papier daliegen, Exmissionsklagen oder Steuerzettel oder Vorladungen für Hochverratsprozesse oder der Abkehrschein. Mancher kann sich damit für ein paar Minuten die Bude heizen.

Man sagt, daß in solchen Feierstunden die Gedanken schweifen und die Erinnerungen aufsteigen. Es könnte alles so schön

sein im Leben, wenn es besser eingerichtet wäre, und der Bürger biegt den aufsteigenden Rülpser noch schnell zu einem weichmütigen Seufzer um. Es ist eben verdammt schlecht eingerichtet noch in der Welt. Da gibt es noch den kapitalistischen Staat, der sich von der Lohnarbeit der Proletarier, der unterdrückten Arbeitssklaven erhält. Da gibt es noch den Diebstahl an Produktionsmitteln, womit so ein Gebilde sich organisiert und mit wunderschön gedruckten Ordnungsgesetzen sich durchzusetzen vermag. Denn das Papier ist geduldig und die Massen der Proletarier noch wenig bewußt ihrer Macht als Klasse, wenn sie einig darin sind, den Druck der kapitalistischen Ausbeutung von ihren Schultern abzuschütteln. Da ist die kritische Steuerfrage, über die die Kapitalistenklasse an den Wochentagen sich den Kopf zerbricht, wie sie die Kriegskosten den armen Ludern von Arbeitern, die sowieso nichts zu versteuern haben, doch zuguterletzt noch aufwälzen können. Die Preisträger von Versailles haben schon herausgefunden, daß im neuen Steuerprogramm der Regierung die direkten Steuern zu hoch und die indirekten Steuern zu niedrig bemessen sind. Wozu also noch weiter über die Erfassung der Sachwerte reden – schreibt Stinnes und zündet den Weihnachtsbaum an.

Mancher freut sich trotzdem – daß er noch am Leben ist. Viele der besten Genossen und Kameraden haben die praktische Auswirkung solcher Gedankengänge, wenn manchmal einer aufsteht, wo die andern sich eigentlich zum Feiertag hinsetzen und den Schicksalsgenossen zuruft, sich zusammenzuschließen und um die Menschenrechte zu kämpfen und das Recht auf Glück, um das Recht auf Arbeit, um das Recht auf die nackte Existenz – viele von solchen Kameraden, die nur das ausgesprochen haben und in Wirklichkeit umgesetzt, was alle Lohnsklaven sagen und denken und in jeder Minute ihres noch verfluchten Lebens fühlen, mit ihrem Blute bezahlen. Viele, sehr viele werden noch folgen, denn wir haben zu kämpfen mit einem Ungeheuer, das uns schon alle in den Krallen hat, und von dem wir uns erst befreien können, wenn wir ihm die Gurgel abdrücken, wenn wir es zu Boden schlagen und bändigen, bis wir daran gehen können, es bis zum letzten Stumpf und bis auf seinen letzten Atemzug auszurotten. Es ist bald Zeit, daß jeder Arbeiter das versteht. Da stehen keine theoretischen Unterscheidungen und taktischen Parteistreitigkeiten da-

zwischen, wie sie manchmal dem in der Lohnsklaverei schwerfällig gewordenen Arbeiter die Gedanken einlullen. Das ist etwas Elementares, das jeder begreifen kann, das jeder begreifen muß, der noch so viel menschlichen Stolz als Mensch und als Arbeiter bewahrt hat, seine Lebensumstände und seine Existenzgrundlage zu erfassen und sich den Mut nicht wegreden zu lassen, solchen Arbeitsbedingungen klar ins Auge zu sehen. Dafür ist er Arbeiter.

Es ist nur noch ein langer Weg, bis er sich selbst stolz darauf fühlt, Arbeiter zu sein, bis er dieses stolze Selbstbewußtsein an der Wirkung der Gesellschaftsatmosphäre um ihn und in der staatlichen Ordnung, die von ihm lebt, spürt. Bis dahin ist es noch weit, Feste zu feiern und Ruhetag zu halten, auch wenn die Kraft, sich unter dem Druck der kapitalistischen Verhältnisse auch nur zu behaupten, zu erlahmen beginnt. Der Ruhetag wird dadurch zur Qual, das Feiern und die Feste zu einem blutigen Hohn.

In Rußland türmen sich jetzt die Leichenhügel. In der Steppe draußen an der Wolga verzichtet man längst darauf, die Toten zu begraben. Es ist unnütze Arbeit und der Totengräber könnte sich bald dazu legen. Die Zeitungen erzählen von den Kindern, die barfuß mit schwarzgefrorenen Füßen bei dreißig Grad Kälte sich weiterschleppen, immer weiter der Stadt zu, um dort ein Obdach zu finden. Ein kleiner Teil nur erreicht die Stadt, um dann an der Schwelle des Asyls zu verrecken, denn es ist unmöglich, auch nur ein einziges von ihnen in den überfüllten Heimen aufzunehmen. Die Kinder – das scheint der Bourgeoisie noch etwas Harmloses, der Sentimentalität Würdiges, gewiß, die Kinder sterben, und der Mensch, der diese Zeit voll erlebt, wird einen Lebensbruch mitbekommen, der diese unsere Generation jetzt frühzeitig altern lassen wird. Aber es sterben auch Erwachsene, es sterben die Menschen, die verzweifelte Anstrengungen machen, die Sünden eines kapitalistischen Systems unwirksam zu machen, die Geschwüre und Eiterbeulen in ihrer unterdrückten Entwicklung, die sie unfähig gemacht hat, sich selbst zu helfen, auch nur um ein weniges zu helfen – es starben die Arbeiter und Bauern mit einem Fluch auf den Lippen gegen die papierenen Fanfaren der bürgerlichen charitativen Hilfsorganisationen, denn die Hilfsarbeit, die geleistet wird, ist gleich null.

Die Frage steht aber noch anders, es ist ja nur ein Beispiel, die Hungerkatastrophe in Rußland ist nur das Menetekel, das den Arbeitern der Welt vor Augen steht, es ist ihr Schicksal, das sich riesengroß vor ihnen auftut und sie erdrücken wird, wenn sie nicht mit aller Anspannung sich aufraffen gegen das Gift in der eigenen Existenz, gegen den Kapitalismus immer wieder und wieder anzukämpfen, bis sie den Griff an der Gurgel haben. Jeder Tag länger Kapitalismus bringt die Arbeiterschaft der Hungerkatastrophe näher.

Das Proletariat steht zwischen zwei Katastrophen, denen es nicht ausweichen kann. Greift an und ihr habt die Chance, der Entwicklung euer Gesetz aufzuzwingen, das Gesetz der arbeitenden Klasse, die als Gemeinschaft, gestützt durch brüderliche Solidarität, die gegenseitige Hilfsbereitschaft, in den Stand gesetzt ist, den Druck der Katastrophennachwehen, des Hungers und der Schwäche leichter zu ertragen. Auf der andern Seite gibt es nur eine Möglichkeit, der eine eherne Gesetzmäßigkeit innewohnt: der Untergang.

Der Stern der Bourgeoisie, dem damals die drei Könige aus dem Morgenlande nachliefen, ist am Verblassen. Das neue Leben, Glück und Freiheit und den Frieden hat er nicht gewiesen. Ein anderer Stern dringt durch das Dunkel, durch die nebeldichte Hülle von Verzweiflung, Unwissenheit und Not. Ein Lichtstrahl, noch mehr ein Blitz, zuckend noch in den Krämpfen der Wiedergeburt wahrer Menschlichkeit und Menschenwürde: Dieser neue Stern, der rote, der Sowjetstern ist nicht an die Zeit gebunden, man braucht nicht Feste zu feiern, um seiner Erscheinung teilhaftig zu werden. Sein Licht umhüllt uns alle Zeit – wenn wir Kämpfer sind.

SIE STEHEN IHRER EIGENEN BEFREIUNG IM WEGE

„Sieh mal, wie sie da alle geh'n. Jeder hat seinen Ranzen auf dem Buckel."

„Nu laß sie doch geh'n. Kriegen werden sie ja doch nischt."

„So — — so, das paßt dir g'rade, so zu reden. Und gestern — gestern hat jeder fünf Pfund Mehl bekommen. Stell' dich nur nicht an, als ob du es nicht wüßtest."

„Wenn du es nicht weißt, was reden wir da erst. Bezahlen müssen sie es auch und zwar schwer. Darauf kannst du dich verlassen."

Der Arbeiter sah mit sicherem Blick auf die Arbeitskollegen, die den Ranzen auf dem Buckel durch das Fabriktor gingen. Die Frau neben ihm holte zu einer neuen heftigen Entgegnung aus. Gestern hatten sie alle Mehl bekommen. Heute hieß es, gibt es Kartoffeln? Holz und Kohlen soll's auch noch geben. Soweit war's gekommen! Erst hatten sie den Mann da drin an die Spitze geschoben, immer sollte er als erster zur Direktion rein, und alle Tage neue Forderungen. Und wie es denn soweit ist, daß die Direktion wirklich etwas rausrückt, da war er schon vorher als erster rausgeschmissen. Und kein Schwanz hat sich drum gerührt. Der Frau stieg der Groll hoch und ließ sich nicht mehr zähmen. Vorher alle die großen Reden, und nun schlichen sie alle da wieder rein und duckten sich. Der Mann aber blieb ganz gelassen. Er lächelte.

„Reg' dich nicht auf. Die Leute können einem doch nur leid tun."

Eine solche Auffassung verstand die Frau nicht. Das wollte sie nicht verstehen. Hatten sie vielleicht zu Hause genug zu fressen, und an die Kinder brauchte man gar nicht zu denken —? Sie liefen schon mehr in Lumpen rum. Und war nicht alles an ihm selbst schon hundertmal geflickt und gestopft, die Kleider, die Anzüge, Röcke, die Strümpfe und das bißchen Wäsche. Wo kein Geld da ist, wenn das wenige Geld von der Unterstützung nicht mal langt, um alle satt zu kriegen, was kann man sich dann da anschaffen. Manchmal muß man fast denken, steigt es der Frau hoch, der Mann ist nicht mehr ganz richtig im Kopf.

„Das ist das Ende von deiner ganzen Politik", keift sie, „die andern haben's und nur du stehst draußen. Jetzt können wir

betteln geh'n."

Der Mann wehrte das, was sie auf ihn einredet, unwillig ab. Er begann jetzt zu begreifen, daß es für ihn notwendig gewesen wäre, seine Frau mehr in seine politische Tätigkeit mit hineinzuziehen. Dann hätte sie jetzt besser das verstehen können. Wie konnte er ihr jetzt das erklären, etwas Materielles, auf der Hand liegendes wie Mehl, Kartoffeln, Holz und Kohle und vor allem Geld konnte er ja nicht vorweisen. Bloß die Hoffnung darauf, ja, sogar die feste Sicherheit für später — — wird sie daran glauben, in dieser Zeit jetzt Opfer bringen, aushalten, zu ihm und seiner Sache stehen? Es war schwer. Aber es mußte durchgekämpft werden. Sie waren doch Kameraden und wollten es bleiben, und sie waren doch jetzt mehr aufeinander angewiesen wie je zuvor.

„Sieh mal, " begann er, und er milderte unmerklich und sich selbst ganz unbewußt seine, in der politischen Aufklärungsarbeit hart gewordene Stimme, „diese Arbeiter sind ja doppelt betrogen. Sie verlängern ja nur ihr Elend, sie stehen ihrer eigenen Befreiung im Wege. Denkst du denn, der Unternehmer hat heute was zu verschenken, oder denkst du vielleicht, er rechnet das Mehl und den Speck oder die Kartoffeln, die er für die Arbeiter besorgt, nicht? Für ihn ist das bloß ein billiger Trick und er macht gute Geschäfte dabei."

Nach einer kleinen Pause fährt der Mann fort:

„Erstens fängt er damit die Dummen ein. Denn es gibt ja überall Dumme, die nicht denken wollen, und die bloß Mitläufer sind. Auch bei uns waren solche. Die fängt er zunächst mal ein. Und zweitens kann er dann mit den Löhnen mehr machen, was er will. Wenn die Arbeiter nachrechnen, daß sie nur ein Drittel oder meistens gar ein Viertel des Friedenslohnes heute erhalten, so stützen sie sich auf die zum Vergleich mit den heutigen Preisen herangezogenen Friedenspreise für Lebensmittel, Bekleidung und Haushaltungskosten. Man nennt das die Indexziffer. Nun werden die Arbeiter außerdem von den großen Landwirten, den Gütermagnaten, die ja inzwischen alle Großhandelsgesellschaften geworden sind, die die Lebensmittel aus politischen Gründen zurückhalten, ungeheuer bewuchert. Der Staat, der von der Gnade dieser Kreise lebt, kann dagegen nichts tun. Um besser im Einzelverkauf wuchern zu können, stößt dann so ein Lebensmittellieferungsverband einen Teil

der zurückbehaltenen Ware ab auf die Industrie, denn etwas umsetzen muß er seine Ware ja auf alle Fälle, und wenn selbst dann die Industrie bei der Weitergabe an ihre Arbeiter unter dem Marktpreise bleibt, so berechnen sie diese Lebensmittel doch mit der vollen Indexziffer. Was das für die Löhne wirklich ausmacht, ist doch klar. Statt also um einen menschenwürdigen und vollen Lohn zu kämpfen in einer Zeit, wo der Unternehmer nicht mehr ausweichen kann, nehmen die Leute gewissermaßen als Abschlagzahlung die Lebensmittel mit eingerechnet und geben sich damit, statt eine Erhöhung zu erreichen, mit der Reduzierung zufrieden. Verstehst du das?"

„Na ja" – die Frau wollte es schon glauben, aber sie zweifelte noch, „aber sie haben doch zu essen."

„Aber wie lange denn? Das ist doch nur scheinbar, und der Selbstbetrug muß doch einmal von selbst aufhören. Denn es wird sich doch dann zeigen, daß der Einzelne mit seiner Hände Arbeit nicht genug verdient, um sich satt zu essen. Jetzt greifen sie in der ersten Not nach den Lebensmitteln und dukken sich, wenn sie sehen werden, daß sie arbeiten und arbeiten, und daß sich nichts bessert und herauskommt, was wird dann?"

„Dann holen sie wieder so einen Dummen wie dich", sagte die Frau schnell, aber sie war doch schon beruhigt. Sie meinte es gar nicht so. Und als dann die Frauen kamen mit Kinderwagen und kleinen Karren und Körben und am Fabriktor die Marken verteilt wurden zum Empfang von Kartoffeln, da standen die beiden lächelnd und ohne Neid in dem Lärm. Mochten sie nehmen, dachten sie, hungrige Seelen, die die Not treibt und die es nicht besser verstehen. Da treiben sie den Mann in die Arbeit, und der weiß sich nicht anders zu helfen und duckt sich. Ein Kämpfer geht für die Revolution verloren, vielleicht einer, der hätte mit vorwärts treiben können, sinkt wieder in die Masse der Interesselosen und Abgekämpften, der Verzweifelten und sich Verkriechenden zurück.

Was tuts – einmal wird selbst diese Masse sprechen.

HIER STINNES – HIER MINOUX

Der Generaldirektor des Stinnes-Konzern jagt schon seit einigen Monaten allein. Mit Stinnes geht es bergab. Möglich, daß Minoux das schon vor langem vorausgesehen hat, wahrscheinlicher aber, daß der Stinnes-Konzern unter Minoux mit dem Beginn der Ruhrbesetzung alles auf eine Karte gesetzt hat, auf das Stinnes-Projekt der Ablösung der Reparationen und der damit zusammenhängenden wirtschaftlichen und politischen Hegemonie des Konzerns über das reparationszahlende Deutschland. Auf eine Trumpfserie folgt manchmal eine noch bessere, und Trumpfas droht für Stinnes ausgestochen zu werden, wenn auch nicht mit einer besseren Karte, so doch mit Gewalt. Die Franzosen wollten nicht und die englische Intervention kommt jetzt für Herrn Stinnes zu spät. Der Konzern benutzte die Inflation, sich mit ungeheuren Warenmengen einzudecken. Die Warenpreise fallen, sie beginnen sogar zu stürzen für Kohle und Eisen, auf denen schließlich der Konzern ruht. Und auch mit dem Transport ist nichts zu verdienen. Die vertikale Vertrustung wird wieder horizontal. Der Wirtschaftstraum des Gigantischen ist zu Ende, wenn der kleine Spekulant, der Kleinunternehmer und das Sparkapital geschützt und künstlich aufgepäppelt werden soll. Der Stinnes-Konzern hätte besser daran getan, für den Kommunismus zu kämpfen, der seinen Apparat in der kommunistischen Wirtschaft vielleicht verwendet und ausgebaut hätte. Für diese Perspektive waren die Konzernleiter nicht spannkräftig genug. Sie blieben Kapitalkrämer und sie zogen vor, ihren Einfluß nach der antimarxistischen Seite zu erkaufen und die Karrieristen der sozialdemokratischen Partei vor ihren Wagen zu spannen. Die Stinnes-Diktatur bröckelte ab. Auf den strammen Richtungsmann Cuno folgte der viel ausgewaschenere Stresemann, gegen den der Konzern Sturm lief. Aber Stresemann war dem Angriff gewachsen und mit Schacht, der die Stinnesschen Auslandsguthaben und Beteiligungen mit einer Handbewegung vor dem Sachverständigenausschuß in den Kreis der Reparationsabgaben zieht, und für die internationale Goldkreditbank mobilisiert, ist der Gegenstoß sehr wirksam umgangen. Der politische Einfluß der Stinnes-Leute ist verflogen. Die Deutsche Volkspartei wird sich spalten. Die Schwerindustrie ohne Stinnes schwenkt wie

zu Bülows Zeiten zur Landwirtschaft ab. Soll doch der nächste Reichstag über Schutzzoll und Freihandel entscheiden. Der linke Flügel wird mit den Demokraten zusammen so etwas wie den Hansa-Bund wieder aufleben lassen. Herr Stinnes, zwischen zwei Stühlen, sitzt auf der Erde allein. Er, der so viele und ein ganzes Volk ausgeplündert hat, wird zahlen müssen.

In dieser schweren Stunde, die sich ja Monate voraus berechnen ließ, hat der Geschäftsführer des Stinnes-Rummels den Posten verlassen und sich selbständig gemacht. Das neue Geschäft hat gleich von Anfang einen pikanten Beigeschmack. Es geht nämlich schief. Minoux brachte das wichtigste Geheimnis des Konzerns mit: nicht die Wirtschaft macht das Geld, sondern die Politik. Wer die politische Macht hat, nimmt sich von der Wirtschaft das, was er braucht. Sehr plump zwar, aber sehr einfach, besonders in einem Lande wie Deutschland, wo zwei Klassen gegeneinander kämpfen, eine ist organisiert, geschult, mit Waffen und Mitteln versehen, während die andere, die Arbeiterklasse, ungeschult, zum größten Teil ohne Klassenbewußtsein, infolgedessen undiszipliniert, obendrein hungernd und mit nackten Händen in den Kampf gehen soll. Das sogenannte feinädrige Wirtschaftsgebilde des Stinnes-Konzerns konnte schließlich jeder Kontorstift beherrschen. Der Staat sagte ihm, wo noch Geldreserven liegen, und der Junge schreibt darauf seinen Scheck, den man freundlichst im Auslande diskontiert. Widerstand wird entweder gekauft oder gebrochen. Mit solchen Kenntnissen ausgerüstet, trat Minoux in den Ring. Die „Nationale Diktatur", ob mit oder ohne Wissen seines Meisters, soll Herrn Minoux an der Spitze sehen. Er reist zunächst für diese Diktatur und bietet deutsches Großkapital im Inland und Ausland zur Unterstützung an. Er bietet an, denn er hat es nicht, und die hinter ihm vielleicht stehenden Großinteressenten haben jeder ihre eigenen Wünsche, denn natürlich will jeder verdienen. Jetzt zeigt es sich, daß es ein Fehler war, immer in der Provinz zu leben, wenn man Politik machen will. Die Großfressen in München, die da Politik machen wollen und auf Berlin marschieren, haben in ihrem Phrasenrausch nicht die einfachsten Kenntnisse der politischen Ökonomie. Es wird einmal zu den amüsantesten Erscheinungen dieser Zeit gehören, daß die Leute den Namen Marxismus in den Mund genommen haben, denn sie verstehen davon auch nicht einen

Buchstaben. Es hätte ihnen sonst eingeleuchtet, daß, wer Geld geben soll für einen Grünkramladen oder einen separatistischen Putsch, oder für ein großdeutsches Kaiserreich, vorher seine Rentabilitätsberechnung macht und sich sehr wertbeständige Substanzgarantien verschafft, die weder Begeisterung noch Ehrenwörter noch Volksbeglückungsprogramme ersetzen können. Somit wurde also aus der „Nationalen Diktatur" nichts. Die Einzelheiten aller der Hintergrundshoffnungen der Großgeldgeber werden sich ja später noch enthüllen. Vielleicht, daß Herr Minoux annahm, in München auf französische Politik zu stoßen. Die tägliche Informationsmappe für Herrn Stinnes enthielt ja jahrelang solche Andeutungen. Vielleicht war es ein englischer Kontinentalführer, vielleicht aber war es nur ein gerissener Schachzug der Stresemänner, die den Minoux haben hineinsegeln lassen. Immerhin, der Kaufmann Minoux zog sich aus dem Geschäft zurück und die Hitlerei trat zutage. In diesen Sturz wurden auch Ludendorff-Kahr und andere Paare mit hineingerissen. Die Götterdämmerung in Norddeutschland und im Auslandsdeutschtum, das heute holländisch, schwedisch und amerikanisch geworden ist, soll noch viel größer sein. Auch hier zahlt der Stinnes-Konzern die Zeche. Die Kluft zwischen Stinnes und Minoux ist damit jetzt unüberbrückbar geworden. Schon beginnen sie sich zu zanken. Der nächste Sensationsprozeß wird der Sinnes-Minoux-Prozeß sein, vorausgesetzt, daß die beiderseitigen Gläubiger es darauf ankommen lassen. Für die Arbeiter wird dieser Prozeß sehr lehrreich sein.

Zum Schluß noch ein kleines, lyrisches Finanzintermezzo. Minoux weiß aus seinem alten Geschäft, daß in Deutschland mit Kohle zurzeit nicht viel zu verdienen ist. Da sind die Reparationskonflikte, da sind die Industriekredite, da kommen möglicherweise noch Rückzahlungen an den Staat, die die Arbeiterschaft benutzen kann für Sozialisierungskämpfe – kurz, die Aussichten sind, seitdem aus dem Staat nichts mehr herauszuholen ist, sehr mies. Minoux weiß genau, wo in der Zukunft draufgezahlt wird. Und er wendet sich dem Petroleum zu. Minoux führte für den Konzern die Petroleumgeschäfte in Mexiko. Er verhandelt mit jenem Gentleman Sinclair, der jetzt im Mittelpunkt des amerikanischen Ölskandals steht. Wie Stinnes aus dem Kohlenschacht, so wollte Sinclair aus dem Ölbohrloch zum Beherrscher des Landes emporsteigen. Es ging dane-

ben. Schlechte Zeiten jetzt für solche Nachkriegsgeschäfte. Immerhin hatte Minoux von Sinclair die Perspektive begriffen und höher eingeschätzt als die von Stinnes. Er zwängte sich dazwischen und suchte sich Kapitalsanlagen heraus, die einen eigenen Konzern, den Konzern Minoux, fettmachen sollten. Wiederum der vertikale Weg vom Petroleum über die chemische Industrie zu Fett und Brot. Eine Kombination zwischen Sinclair und Stinnes und aufgebaut auf den Reserven von beiden. Aber die Böden schwinden. Die politischen Aspirationen verflüchtigen sich, bleibt nur noch das Wettlaufen der Kaufleute. Wie, um die Seele zu retten und vielleicht auch das Hemd, sind Stinnes und Minoux um das gleiche Objekt gestartet, um Petroleum. Minoux schloß einen Vertrag mit Rumänien, über Nacht erblühte aus dem Minoux-Konzern die deutsch-rumänische Petroleumgesellschaft. Zunächst eine sehr zweifelhafte Sache, weil niemand weiß, was aus dem ehemalig deutschen Petroleumbesitz in Rumänien, der jetzt in ausländische Hände pro forma verschoben worden ist, noch werden wird. Stinnes aber schließt den Vertrag mit Sowjet-Rußland, dem allrussischen Naphtasyndikat. Damit bekommt dieses Intermezzo seinen besonderen Witz. Herr Stinnes, der ehemals ganz gern Ludendorff zu einem Marsch nach Moskau finanziert hätte, nähert sich dem Kreml als Bittsteller. Den Konkurrenten zu jagen, das bleibt doch Kaufmannsheil.

PAWEL DOROCHOW. GOLGATHA.

Diese Erzählung nimmt in der Entwicklung der neuen proletarischen Literatur in Rußland einen bedeutsamen Platz ein. Zur Gruppe der neuen Volksschriftsteller, etwa einem Wssewolod Iwanow gegenüber, mit dem Dorochow gewissermaßen das Thema, die sibirischen Bauernaufstände, gemein hat, verhält sich Dorochow wie der Dichter zum Chronisten, und zwar Dichter einer proletarischen Kunst, aufs äußerste diszipliniert in den technischen Mitteln, zusammenfassend das Ganze der proletarischen Revolution, ihren Rhythmus und ihre Wirkungsmöglichkeit auf die Zukunft. Kein Satz ist hingeschrieben um eine Stimmung auszufüllen, aber alles zeugt von der Intensität des zukünftigen kollektiven Gemeinschaftsdaseins für das die Genossen, die sibirischen Arbeiter, Handwerker und Bauern, die Schiffsbediensteten, Lehrer und Beamten der ländlichen Genossenschaftsverwaltung kämpfen und sich opfern.

In der Erzählung selbst steht im Mittelpunkt das Wirken der Kommunisten und der mit ihnen Sympathisierenden gegen die Blut- und Racheherrschaft der Weißen. Das rote Sibirien war durch den Aufstand der Tschechen zusammengebrochen. Es folgte die Zeit jener blutigen Reaktion, die unter der Herrschaft tschechischer, englisch-amerikanischer und japanischer Banden Zehntausenden von Proletariern in Sibirien das Leben kostete. Plündernde und sengende Kosakenbanden durchziehen das ungeheure Land, überall Mord verbreitend. In den Städten beginnen die noch verbleibenden kommunistischen Zellen ihre Tätigkeit. Schon regt sich gelegentlich auch der Widerstand der Arbeiter, die bisher noch mehr teilnahmslos dem Umschwung der Macht zugesehen haben. Viele Versuche, die Vorbereitungen zum Aufstande zu treffen und die Verbindung zwischen den Zellen herzustellen, mißglücken. Noch blüht der Verrat. Unter gräßlichsten Martern büßen diese Tapferen ihr Einstehen für die Sache des Proletariats. Aber auch Unbeteiligte werden ergriffen und ins Gefängnis geschleppt und bestialisch gemartert. Immer aber ergibt sich das gleiche Bild: gefangene Proletarier stehen nur noch stärker zu ihrem Klassenglauben, und Unbeteiligte, von denen man etwas über die Fäden der kommunistischen Propaganda herauszupressen versucht, werden zu Klassengenossen. Die proletarische Idee,

der Glaube an die Unüberwindbarkeit des Kommunismus, erweist sich stärker als alle Greuel- und Einschüchterungspropaganda der Weißen. Die Vorbereitungen zum Aufstand verzweigen sich schon über das ganze Land, sie gewinnen neuen Boden unter den Bauern. Das Dorf erkennt jetzt, was es von dem neuen Zaren, dem Koltschak, zu erwarten hat. Die ersten Zeichen des Aufstandes häufen sich. Die Strafexpeditionen auf die Dörfer, beispiellos in der Weltgeschichte durch ihre Grausamkeit und Scheußlichkeit, vermögen den aufflammenden Haß gegen die Kosakenherrschaft nicht mehr einzudämmen. Die Bauern bemächtigen sich schließlich der Dampfer auf dem Fluß, sie erbeuten Waffen und Munition, und der Aufstand bricht los. Wie wenn es nur dieses Funkens bedurft hätte, steht das ganze Land im Brand der Revolution. Vom Dorf pflanzt sich der Aufstand fort auf den Kreis, und vom Kreis über die Stadt auf den Bezirk und zuletzt auf das ganze Gouvernement. Die Koltschakisten werden geschlagen, ihre Truppenverbände lösen sich auf, und wie eine Herde wilder Tiere jagt die Armee auf der Flucht nach Osten zu – ihrem endgültigen Untergang entgegen.

Das ist der große Rahmen, in dem sich die Erzählung Golgatha von *Dorochow* bewegt. Golgatha – das ist der Leidensweg des Proletariats unter der Reaktion der Weißen. Schmucklos und ohne jede spielerische Beigabe wird dieser Weg erzählt, und doch zutiefst aufwühlend ein flammender Beitrag zum Problem des Klassenhasses, des Hasses der Unterdrücker gegen die Proletarier, die sich nicht länger mehr unterdrücken lassen wollen. Und zugleich ein flammender Aufruf zur Solidarität für die russischen Arbeiter und Bauern, denen die Liebe des Proletariats gebührt.

JACK LONDON, EIN DICHTER DER ARBEITERKLASSE.

Die Notwendigkeit der Arbeiterklasse eine von ihr ausgehende proletarische Literatur zu sammeln und zu schaffen, hat das hier zu besprechende Buch veranlaßt. In der proletarischen Literaturgeschichte dürfen nicht nur erwähnt werden die Herolde der sozialen Revolution, sondern auch alle jenen Schriftsteller, die aus dem Leben und den sozialen, psychologischen und proletarischen Bedingungen heraus geschrieben haben. So einer war *Jack London*, ein Dichter der Arbeiterklasse.

Wer in Jack London, dem Schriftsteller, der allein in Amerika von 2 Millionen Arbeitern gelesen wird, den Vertreter der sozialen Revolution suchen würde, den Geschichtsschreiber der Klassenkämpfe im Alltagsleben, der würde schließlich enttäuscht sein. Gewiß hat Jack London auch einen Revolutionsroman geschrieben, in einem phantastischen und doch prophetischen Ausmaß die Klassenkämpfe und die letzten gewaltsamen Auseinandersetzungen zwischen Kapital und Arbeit gestaltet in der „Eisernen Ferse". Er hat im gewissen Sinne parallel mit diesem Werk die erste große literarische Phantasie geschaffen über den Generalstreik in Deb's Traum. Ein sieghafter Optimismus auf den Endsieg des Proletariats strömt aus diesem Werk, wie wohl kaum ein zweiter proletarischer Schriftsteller solchen bisher aufgebracht hat. Trotzdem liegt auf diesem Werke nicht das Schwergewicht von Jack Londons Bedeutung und Beliebtheit.

Das Natur- und Lebenswahre in allen seinen Schriften, in seinen Abenteuer- und Trampgeschichten, seinen Erzählungen aus Alaska, dem hohen Norden und der Südsee und seinen einzelnen entwicklungspsychologischen Romanen und schließlich auch seiner journalistischen Arbeit, seinen Reise- und Kriegsbriefen — überall und in jeder Zeile spricht er das, was er gesehen und in sich aufgenommen hat und was er schildern will mit den gleichen Worten und von denselben Gesichtspunkten aus, wie es der amerikanische Arbeiter, der sein Leser ist, getan haben würde. Darin liegt Jack Londons Bedeutung und Beliebtheit und darin ist Jack London auch mehr ein repräsentativer Vertreter der Arbeiterklasse in der Literatur, als irgendwo ein zufälliger literarischer Herold der sozialistischen Revolu-

tion, der zwar in seinem Werk der Arbeiterklasse näherzukommen wünscht und für sie arbeitet, als Mensch aber und vor allem als Klassengenosse ihr fremd ist.

Das jetzt vorliegende Buch über Jack London behandelt eingehend auch die soziale Struktur der Literatur jener Zeit, die Jack London geboren hat. Ohne diese kann man weder Jack London, noch seine Bedeutung verstehen. Das Buch beschäftigt sich auch eingehend mit Jack Londons Persönlichkeit, seinem Leben und insbesondere seinen ersten Entwicklungsjahren. Diese könnten selbst als der beste proletarische Entwicklungsroman wirken, den Jack London geschrieben hätte. Und schließlich hat Jack London auch keine Zeile geschrieben, aus der nicht sein eigenes Leben hindurchgeleuchtet hätte.

Jack London hat sich aber in den allerersten Anzeichen einer sozialistischen Bewegung in Amerika auch politisch betätigt. Er war sein Leben lang einer der wichtigsten literarischen Propagandisten der revolutionären Organisation der Industriearbeiter der Welt. Zeitweilig stand er auch der Sozialistischen Arbeiterpartei nahe und versuchte eine Zusammenfassung aller Sozialisten und Revolutionäre in eine einheitliche Organisation in Amerika durchzuführen. Für diese zweite Stufe der revolutionären Entwicklung in Amerika waren indes die Vorbedingungen noch nicht gegeben und der Versuch scheiterte. Im Kriege hat Jack London gegen die Kriegspolitik der Sozialisten protestiert und der feigen Unterwerfung der amerikanischen Sozialisten, die gleichfalls wie in allen andern Ländern den Burgfrieden verkündeten, durch seinen Austritt aus der Partei die entsprechende Antwort erteilt.

Jack London starb wenige Wochen vor der russischen Revolution. Er hat den Staat der russischen Arbeiter und Bauern nicht mehr erleben dürfen. Es gehört mit zu der Tragik der Weltgeschichte, daß der Mann, der in Amerika der einzige gewesen wäre, den Sowjetstaat zu propagieren, dem amerikanischen Arbeiter mit einem Wort näher zu bringen, und der diesen Staat selbst noch kurz vor seinem Tode als Vision vorausgesehen hat, nicht mehr in der Lage war, dafür zu kämpfen.

Dem Buch sind eine Anzahl Proben von Jack Londons Schaffen beigefügt und sie sollen auch bei den deutschen Arbeitern Freunde und Interesse für Jack London werben.

B. TRAVEN

Von den jüngeren Arbeiterdichtern ist B. Traven am nächsten Jack London verwandt. Wie sein großes Vorbild ist auch Traven aus dem amerikanischen Syndikalismus, der Bewegung der Industriearbeiter der Welt (I.W.W.) emporgewachsen, und obwohl er seine Werke deutsch schreibt, verleugnet er doch in keiner Zeile jenen, der amerikanischen Arbeiterliteratur eigentümlichen Optimismus, der grundsätzlich das Klassenbewußtsein des Proletariers mit dem Stolz des individuellen Herrenmenschen durchsetzen will. Eine solche Betonung verleiht den Schriften dieser Gruppe einen besonderen Reiz gerade für den Arbeiter der alten Welt, dessen Solidarität innerhalb der Klasse weniger spontan vielmehr das Ergebnis einer zähen und disziplinierten Parteierziehung ist.

Von Traven sind in der Büchergilde Gutenberg, Berlin bzw. in dem von dieser ausgehenden Buchmeister Verlag bisher zwei Werke erschienen. *„Das Totenschiff"* und *„Der Wobbly"*. Das letztere sind im Grunde zwei kaum noch miteinander in Zusammenhang stehende Erzählungen, außer der Titelnovelle noch die Erzählung *„Die Baumwollpflücker"*. Beide Bücher sind dem Arbeiter zu empfehlen. Die virtuose, oft spielerische Behandlung des Stoffes, der Vorzug Jack Londons, ersetzt Traven in der wirklichkeitsnahen, jedem Pathos, jeder Sentimentalität abgeneigten Wiedergabe des Erzählten.

Das „Totenschiff" behandelt das Leben des Seemannes, jenes Arbeiters der Meere, dessen Leben oft nur von der Laune seiner Vorgesetzten abhängt. In einer etwas breiten Einführung, die indessen der Einheitlichkeit des Gesamtthemas kaum Abbruch tut, und selbst wenn das der Fall wäre, so entschädigt dafür der köstliche Humor, mit dem Traven erzählt – in dieser Einleitung schildert Traven die vielgestaltigen Fährnisse eines Seemannes, der ohne Ausweispapiere an Land geblieben ist, die Abenteuer mit den Paßbehörden und der Grenzpolizei, den Konsulaten, den Welttouristen, die Reise geht durch Holland und Belgien, Frankreich und Spanien, und immer sind Polizei und Grenzer, der Bürger wie im Gegensatz dazu der Arbeiter, der Proletarier völlig einander gleich, im Bösen dieser kapitalbeherrschten Zeit wie im Guten der internationalen Hilfsbereitschaft der Arbeiterklasse; die Grenzen verschwinden. Der Matrose gerät schließlich auf das Totenschiff, so bezeichnet

man ein Schiff, dessen Kapitän und Besitzer sich ein besonderes Gewerbe daraus machen, Leute anzuheuern ohne für die Seebehörden gültigen Papiere. Der Kapitän weiß, daß solch ein Mann auf Leben und Tod ihm verfallen ist; keine Hafenbehörde der Welt wird den Mann abmustern lassen und ihm bei einem Konflikt zu seinem Recht verhelfen. Ein solches Schiff ist ein Totenschiff. Und dann schildert Traven die Arbeitsbedingungen auf diesem Schiff, die Charaktere seiner Kameraden und seiner Vorgesetzten. Die Hölle des Heizers und Trimmers wird in grausiger Realistik dargestellt. Unser Mann wird schließlich gewaltsam auf ein zweites Schiff geschleppt, wieder ein Totenschiff, doch insofern anderer Art, als die Arbeitsbedingungen zwar glänzend sind, dafür aber ist das Schiff von der Reederei bestimmt unterzugehen; es rentiert sich nicht, und die Versicherungssumme ist hoch. Dann schildert Traven den Untergang mit einer hervorragenden künstlerischen Reife. Versöhnend im Ausklang, insofern gerade die zur Rettung Bestimmten mit dem Boot zerschellen, und doch mit brutaler Unerbittlichkeit – auch die andern, die Verschleppten sehen dem sicheren Untergang entgegen – damit schließt das Buch.

Die beiden anderen Erzählungen sind weniger scharf umrissen gestaltet. Es sind einfache aber wirksame weil lebenswahre Erzählungen von dem Leben der Baumwollpflücker in Mexiko und des Wobbly, ein Spitzname für die Industriearbeiter der Welt, der als Gärstoff im wirtschaftlichen Betriebe zwischen den ausgebeuteten Arbeitern dient. Das Buch ist voll von interessanten Beobachtungen über die sozialen Machtverhältnisse im Mexiko dieser Tage. Großartig wird ein Streik geschildert, den die Arbeiter dank der Unterstützung der städtischen Behörden gegen den Unternehmer gewinnen. Gewiß, die Ausmaße sind nicht europäisch, aber Traven will auch gar kein Tendenzbuch liefern. Er erzählt in seinem schlichten AmerikaDeutsch einfach, wie es gewesen ist, und gerade deshalb wirkt es. „Wobbly" schließt Traven mit der Schilderung eines mehrere Wochen dauernden Rindertransports über die mexikanischen Gebirge zur Küste. Diese Schilderung ist wert für sich allein noch einmal veröffentlicht zu werden. Sie stellt die in der bürgerlichen Literatur zur Zeit in Mode befindlichen Tiergeschichten weit in den Schatten, sie wird für den Leser zum Erlebnis.

Von Traven ist gegenwärtig ein drittes Buch im Druck, das noch im Laufe des Jahres zur Ausgabe gelangen soll.

Aus den Auseinandersetzungen um den Niederschlag dieser Zeit im Drama und den dafür zugewiesenen Raum im Spielplan der Sprechbühne kann man den Eindruck gewinnen, als handle es sich dabei um Fragen der Weltanschauung, oder als bestünde der Ausdruck dieser Zeit in einer Idee, die in eine Folge dramatischen Geschehens nur umzusetzen sei. Dabei wird der in der wissenschaftlichen Ästhetik immerhin fest umrissene Begriff des Theaters mit einer der Veränderung der Zeitinhalte angepaßten Veränderung der Ausdrucksmittel des Theaters, der Suche nach neuen Mitteln, der Umstellung in den Wirkungsmöglichkeiten und vielleicht auch Wirkungsabsichten dieser Theatermittel arg durcheinander geworfen.

Solange die Voraussetzung für die dramatische Sprechbühne, die Wechselwirkung gestalteter Beziehungen, gestalteter Zeit auf Zuschauer und Publikum, die gleiche geblieben ist, sind auch die Theatermittel für den dramatischen Autor ihrem wesentlichen Gehalt nach dieselben. Ob der Zuschauer mehr Leser ist, ob dem Schaubedürfnis oder dem lautrhythmischen Empfinden dieses Zuschauers entgegengekommen werden soll, ob die Zuschauer als Publikum ein Ganzes bilden, als Masse in Bewegung, oder selbstbesinnlich, individualistisch wieder zerstäubt den Anschluß findet an das auf den Brettern Gestaltete – das ist alles nur eine ganz nüchterne Frage der Technik. Darüber wird sich der Autor klar geworden sein beim Aufbau des Szenariums, in der Feilung des Dialogs. Die Verwendung der Theatermittel ist es, auf die es allein ankommt, ohne Weltanschauung.

Man muß sich darüber klar sein, eine Technik anzuwenden heißt zugleich, sie zu beherrschen. Die Gestaltung dieser Zeit auf das Theaterpublikum umzusetzen verlangt daher, alle motorischen Kräfte zur Erhaltung und Umbildung der Gesellschaft, zur Verteidigung, Erweiterung und Sprengung der Persönlichkeit gegeneinander abzuwägen, voraussetzungslos sie zu erkennen, wenn man sie in der folgenden Gestaltung überhaupt in Wirkung umsetzen will. Diese setzt sich aus Komponenten zusammen, die für sich selbst, gerade aus der Gegenwart heraus, unbestimmt und umstritten sind, weltanschaulich, politisch und aus Erziehung und Individualität vorbelastet. Als

Theatermittel aber muß jede Komponente eindeutig gegeben sein, in der technischen Anwendung ohne Wertbetonung.

Betont ist nur Raum und Klang. Beispielsweise sind die kollektivistischen Strömungen, der Kollektivismus, nicht gestaltet in der Aufhäufung von Massen und dadurch, daß ein ganzer Chor in der gleichen Stimmlage sich vernehmen läßt. Beispielsweise drückt sich die Individualbeharrung des einzelnen nicht aus in der Kraftgeste des Diktators oder des Märtyrers. Ein darauf zurechtgestutzter Dialog wird als Klangmonotonie jede Wirkung in sich auffressen, wo vielleicht ein Schritt zur Seite, eine Handbewegung, die Haltung des Kopfes von der entscheidenden Bedeutung sein kann. Vielleicht achtet man darauf, daß im einfachen Gespräch des Tages die einzelnen Worte als logische Reihe oft schon jeden Sinn verloren haben, es ist nur noch ein Klangziel, das den Raum überbrückt und dessen Verständnis mehr nur dem Rhythmus nach gegeben ist. So weit ist unsere Zeit schon von dem Ideeischen entfernt. Es läßt sich denken, daß das gesprochene Wort nur mehr eine Untermalung bedeutet, eine Beziehungsherstellung zum Gewohnten, ein angeschlagener Klang, während die Auseinandersetzung und Entwicklung sich vollzieht in der Geste, in der Kulisse, als Beleuchtung, in einem den Gesamtvorgang Umfassenden, das man in diesem Zusammenhange vielleicht als Atmosphäre bezeichnen kann. Nicht mehr die noch naturalistische Übertragung des gegebenen sichtbaren letzten Ausdrucks, sondern die Umsetzung der inneren Mechanik der Zeit und der Tendenzen dieser Zeit schafft die neuen Theatermittel, mit denen man das neue Theater gestalten kann. Der Mensch als Masse hört für die Technik und besonders die des Theaters niemals auf, der individualgebundene Mensch zu sein.

Nur von dieser Voraussetzung und Vorbedingung aus sind die Theatermittel zur dramatischen Gestaltung der Gegenwart auf der Sprechbühne gegeben. Die Gegenwart, die in den Wehen eines neuen Zeitalters steht, benötigt Technik und weniger Gemüt, ein wenig Wissen und noch weniger Begeisterung.

ZURÜCK ZUM THEATER

Seitdem es für den Schriftsteller allgemein und vorbildlich geworden ist, mit dramatischen Arbeiten Geld zu verdienen und zwar gutes Geld, hat sich der Kreis der am Drama Interessierten ganz bedeutend erweitert. Der Schauspieler, der Regisseur, der Theaterdirektor, früher dem Autor irgendwie gleichgeordnet, irgendwie gemeinsam in wenn auch verschiedenen Interessen verbunden, sind unterdessen dem Betätigungswillen des dramatischen Autors und seiner gewissen Besonderheit, die oft als dichterisch angesprochen wird, etwas entwachsen. Ihre Stellung ist in der Front zum Publikum vielfältig differenziert. Dem Schauspieler wird die Rolle zum Gegenstand einer bewußten und notwendigen Spekulation, von der oft genug seine Existenz abhängt. Die daraus hervorgehende kritische Einstellung übersteigert der Regisseur, dem für den etwaigen Mißerfolg die Verantwortung zugeschoben wird, von dem Direktor ganz zu schweigen. Denn dieser ist von der sozusagen literarischen Seite des Theatergeschäftes noch ein wenig weiter entfernt. Er hat es zu tun mit dem Abonnentenwerber, dem Billetthändler, den Hypothekengläubigern, dem Stadtkämmerer und den Parteibonzen: welch interessante Vielseitigkeit, sich da hindurchzuwinden. Dem Autor standen bisher der Dramaturg und die beruflichen Kritiker zur Seite. Ihr Einfluß, der zu sehr in das Literarische schlägt, ist unterhöhlt und zurückgedrängt. Ihre Stelle vertreten der Theatermaler, der Beleuchter, der Begleitmusikkomponist und das Ausstattungskonsortium – sie alle sind Dramaturgen und Kritiker zugleich; sie brauchen sich nichts zu vergeben, um dem Geschäftlichen etwas näher zu sein. Jeder der bisher aufgezählten Berufe hat sein Publikum, und der interessanten Mischung dieser Publikumsgruppen sieht sich zuletzt der Autor gegenüber, der das letzte Glied dieser Kette und aller dieser Gäste Hausknecht ist. Guten Morgen.

Nach dieser ersten Feststellung darf wohl die folgende Behauptung als gestützt gelten, daß der geflissentlich nach vorn getragene Ruf einer Wiederanknüpfung verlorengegangener Beziehungen zwischen Autor und Publikum der Ablenkung der sogenannten öffentlichen Meinung dient. Ebenso wie es sicher ist, daß dem dramatischen Schriftsteller von der Theater-Kas-

siererin zum Hypothekengläubiger auf dem von der dichterischen Tradition vorgeschriebenen Umwege, der zudem in literarischer Haltung zu absolvieren ist, meistens die Luft ausgeht. Dieser Schwierigkeit gegenüber wirkt die Forderung von Zeittheater und Weltanschauung von vorgestern.

Es ist vielleicht unbescheiden, zu sagen, daß der dramatische Schriftsteller sich anschickt, das Mißtrauen der Bankwelt und der Gesellschaft schlechthin gegen seinen Beruf zu zerstreuen. Ob jemand sein eigenes oder fremdes oder fiskalisches Vermögen verwaltet, die Technik der Verwaltung ist gegeben und bleibt dieselbe, ebenso wie der Dorfhandwerker oder der Metallarbeiter, der auf eine bestimmte Leistung qualifiziert ist, unter *einwandfrei sichtbaren Bedingungen* arbeiten, die einem Dramatiker zuzubilligen, man sich anscheinend noch nicht voll entschließen kann. Es ist Sache des Auftraggebers, der ja das Risiko trägt, die Arbeit zu verteilen und herauszufinden, wer sich für Qualitätsarbeit und wer sich für schwarze Ware eignet. Solange der Auftraggeber aber im Sonderfalle des dramatischen Schriftstellers diesem alles Risiko zu übertragen wünscht, solange man sich überhaupt scheut, Aufträge zu legen und dem Autor zumutet, mit der Stange im Nebel herumzufahren, solange wird alles Gerede von Dichtung und Kunst zu einer Lüge, die nicht mehr in diese Zeit paßt. Und diese Lüge zieht nicht mehr.

Vielleicht sind Ansätze vorhanden. Es gibt genug überflüssige Geschichtsschreiber und Psychologen von Beruf, die herausfinden könnten, daß alle namhaften Dramatiker, deren Wirkung feststeht, aus der Zeit heraus geschrieben haben und deren Ausdruck, der Gesellschaft noch vielfach unbewußt, bewußter zu fixieren bemüht gewesen sind. Für diese ihre Aufgabe schufen sie sich ihre technischen Mittel. Diese Zeit im Szenenbild einzufangen aber stößt auf die Schwierigkeit, daß die dafür als Mittler gegebenen Berufe und Stände, soweit sie maßgeblich sind, gegen die Zeit sind und es zum mindesten vorzugeben wünschen aus der allgemeinen Unsicherheit heraus, die jeweils den Beginn eines neuen Zeitalters charakterisiert. Der Autor, der einem vielstimmigen Chor Ausdruck zu gestalten sucht, fühlt sofort einen immer stärker auseinandergleitenden Mißklang, der Boden schwindet ihm unter den Füßen, auf dem zu stehen er seine Aufgabe erst berechtigt sieht, ehe er noch

den nächsten Schritt tun kann. Dieser Zweikampf mag interessant sein, vielleicht sogar irgendwie bildend für eine Zukunft, aber für die Gegenwart des dramatischen Autors höchst unfruchtbar. Es ist daher einem Schriftsteller, sofern er nicht seinen Laden besser aufgibt, nicht zu verdenken, wenn er die Inhalte und die Zeit und den ganzen Schwindel beiseite läßt und sich um die Technik kümmert. Der Inhalt wird nichts, die Technik alles, und das Gemüt zur Privatsache.

Über die Technik zu sprechen ist etwas gefährlich, man wird das verstehen. Es gibt so viele kluge Leute, die so lange alles über sich ergehen lassen und tapfer geschwiegen haben, um dann plötzlich die verborgenen Inhalte einer Technik zu entdecken. Dieses Risiko bleibt. Aber es ist unter dem Druck dieser Zeit eine solche Fülle neuer Möglichkeiten gegeben zu schweigen, daß eine ganz neue Musik daraus wird. Mag das Publikum reden. Früher nannte man *das* Theater. Also zurück zum Theater.

ZWEI UNTERM TORBOGEN

Auch dem Proletarier hängt der Himmel voller Geigen.

Der Elektromonteur Hans G. hatte seinen Spaß daran, im Akkord die Spitze zu halten. Wie so ein Eichhörnchen turnte er die Leiter rauf und runter, so ein junger, frischer Kerl; und wenn seine Kollegen, erfahrene ältere Leute, diesen Eifer etwas dämpfen wollten – durch höhnische Zusprüche, manchmal auch ein wenig drohend, da hatte dieser Junge dafür nur ein Achselzucken. Jeder will weiterkommen, heißt es dann, jeder muß erst sehen, daß was bleibt. Na eben, schließlich ist es ja auch ein Unsinn, allgemeine Redensarten von Arbeitssolidarität loszulassen, wenn die Sätze von der Gewerkschaft selbst ausgehandelt sind, und wenn so ein junger Kerl im übrigen zusehen muß, daß von den streitlustigen Kollegen dem einen nach kurzer Zeit einfach der Kopf schwindelt, daß er von der Leiter runter muß; dem anderen sind die Knochen kaputt. Rheumatismus oder Krampfadern oder irgend so eine Verletzung, der eine hat das und der andere jenes, warum, denkt er, soll ich dafür leiden – schlimm genug, dieses Proletarierschicksal – aber er ist ja noch jung, er wird es besser machen. Warum denn nicht – ist er deren Feind? Er ist in der Organisation, geht mit der Partei, tut vielleicht noch das eine oder andere, was er für richtig hält – und macht sich weiter keine Sorgen. So ist das eben. Das ist diese Zeit. Kopf eben, der Junge, und pfeift vor sich hin.

Wenn er aus der Werkstatt in Montage geht und untertags mal Material holt und dann abends abrechnet und Schluß macht, dann muß er durch einen breiten Torbogen, der die beiden Fabrikhöfe miteinander verbindet; die Werkstatt lag im zweiten Rückgebäude. Vorn war eine Druckerei über zwei Stockwerke und so eine kleine Blechstanzerei. Dann waren da im Mittelhof ein paar Niederlagen mit Packereibetrieb, eine Knopffabrik und eine Anzahl Firmenschilder, von denen man nicht wußte, ob überhaupt Leute dahinter waren; jedenfalls kümmerte sich auch niemand darum, was diese Leute taten – man sah sie nicht. In diesem Durchgang standen zu jeder Tagesstunde allerhand Menschen herum, entweder, daß sie eine Pause hatten oder auf Arbeit warteten oder irgendwen haben ausrufen lassen, die Packer die zwischendurch

eine Zigarette rauchen, Transportarbeiter vor und nach der Arbeit, Händler und was noch nicht alles. Und dieser Durchgang ärgerte den Monteur, so oft er da durchkam. Bis auf die Anlegerinnen, die da auch rumstanden, und die Mädchen oben aus der Knopfpresse. Erst geht man so durch, und dann fällt einem schon dasselbe Gesicht auf – das ist dann schon bekannt. Später lacht er schon ein bißchen, dann riskiert man einen Witz, und wenn der Junge guter Laune ist, so wird er vortastend ein wenig derb, und alles in allem fühlt man sich ganz wohl dabei – und wohler und wohler. So lernte er die Grete H. kennen, oben aus dem Knopfladen. Sie war weder derb noch besonders fein und sah ein wenig aus wie alle anderen Mädchen auch, aber daß er sie öfters sah und immer zur gleichen Zeit, wenn er den Schluß machte und auch so wartend gerade, mit einem spitzen Lächeln – na er sah ja auch nicht so uneben aus. Aber einen Ruck mußte er sich doch geben. So kam das.

Der Hans ging eines Tages mit der Grete aus. Es war durchaus nicht so rührend, wie sich das manche Leute vorstellen. Es lohnt sich nicht, viel davon zu erzählen. Anläßlich irgendeines häuslichen Streites, der hier gar nicht in Betracht kommt, war der Hans von der Familie weggezogen und bei einem Kollegen untergekommen, wie ihm das gerade so angeboten worden war. Die Zeit der geschlechtlichen Reife fiel bei ihm, wie das heute in der Großstadt fast üblich ist, in das letzte Schuljahr, ohne ihn dabei in Konflikte zu stürzen, über die man ein Buch schreiben kann. Als Lehrling, in der Masse der Lehrlinge – denn alle Lehrlinge treten nach außen in Schwärmen auf – hatte er sich auch mit gleichaltrigen Mädchen versucht, ohne damit sein Gewissen zu belasten. Das gehört sich, denkt so einer, und es wird dick und viel darüber geredet und ist doch ganz harmlos. Es geschieht eben nur früher, als unsere Ärzte das wollen. Es mag bedauerlich sein, aber schafft mehr Lebensraum, freiere Verhältnisse. Die Jungens und Mädels, die sich vorzeitig vereinigen, reißen die Welt nicht um. Später läßt meist das Interesse nach, auch bei Hans. Mancher ist heißer veranlagt – die meisten packt das Leben, Ehrgeiz, das gesunde Blut, frische Luft –, das Geschlecht tritt in den Hintergrund. Es kommen noch vereinzelte Gelegenheiten, aber dann ist unser Mann ja erfahren, in diesen

Dingen so abgeklärt, so von oben herab – nun ja –, da ist eben nichts darüber zu reden. Und wenn der Hans ausgeht – ins Kino, ins Café und vielleicht gar zum Tanzen, so hat er bei alledem doch ein bißchen Angst. Denn selbst wenn er das Mädchen ein bißchen drückt und etwa gar um die Schenkel fährt und so allerhand redet, so ist ihm doch unheimlich, das alles. Das ist jetzt alles so viel schwerer geworden. Die Zeit geht. Es dauert eine ganze Weile, und zwar geht es stiller und stiller zu – bis sie sich zusammentun können, irgendwo.

Über das Mädchen etwas zu sagen, fällt mir – offen gesagt, noch schwerer. Darüber weiß unsereins noch weniger. Ich denke mir, daß sie im Reifwerden sich nicht viel anders verhalten können als die Jungens; warum sie aber später im Geschlechtsinstinkt stärker und klüger werden, das habe ich noch nicht heraus. Denn es ist klar, daß dieses Mädchen ein Zusammensein völlig beherrscht, leitet, gewähren läßt und abwehrt, ganz nach ihrem Instinkt, von dem sie oft selbst nichts weiß. Völlig unbeschwert, pflanzlich, und ohne diese manchmal bohrende Erinnerung, die den Mann verzehrt.

Also: Hans und Grete gingen aus, gingen oft aus und noch öfter, und es kam, wie es kam – sie hatten sich gern, sie trafen sich im Torbogen, sie standen im Torbogen, sie wurden gute Freunde und lernten sich kennen und hatten sich lieb. Dann ging Hans mit dem Gedanken um, für eine eigene Wohnung zu sorgen, denn alles andere war ihm peinlich und das mit jedem Tag mehr.

Aus dieser Zeit, als der Großvater die Großmutter nahm, stammt die Ansicht, der Tanz wäre eine spielerische Kurve zur Kultur, eine Verzierung des Lebens – auf Schauwirkung gestellt, nämlich für die anderen. Das ist reichlich überholt. Der Tanz ist eine körperliche Gleichgewichtsangelegenheit, bei der die Instinkte in der Anziehung und Auswahl sich erfüllen und sich auslösen. Wer nicht tanzt, kann nicht geliebt werden. Und Hans tanzte schlecht. Er hätte vielleicht überhaupt nicht getanzt, sich lieber ruhig in die Ecke gesetzt, Pläne geschmiedet, Phantasien gezeugt, – so sind die heutigen Männer, wenn sie verliebt sind – sie klucken. Für Grete wuchs aus diesem Tanzen eine Herausforderung der anderen, eine lockende. Die Nerven spannen sich und im Anziehen und Abstoßen dieser Spannung erlebt sich der junge

Mensch stärker, wird freier und wenn man will, selbst für diese Zeit einige Augenblicke lang glücklich, ganz glücklich. Die Frauen haben es nicht mehr so eilig zu – klucken.

Das ging so einige Zeit. Unserem Hans wurde ganz weh ums Herz. Der Torbogen, unter dem er sie erwartete und warten mußte, wurde ihm immer dunkler und niedriger. Er lastete auf seinen Schultern, drückte ihn runter und legte sich schwer ans Hirn, die Vorstellung von diesem finstern, kalten Durchgang, der einst voll Wonne war. Da standen die Drukker aus dem Vorderhaus, unverschämte Kerls, dachte der Monteur, und die Horde der Lehrjungen, die für jeden Unfug immer gleich in Schwärmen aufzutreten pflegen. Unangenehm sich daran zu erinnern, fühlte der Hans. Und dann waren noch die Drücker aus der Blechbude, die beiden Meister aus der Knopfpresse und was sonst noch alles da rumstand, immer bereit, nichts gelten zu lassen, nichts zu respektieren, das ist: dem Hans allein ein Vergnügen zu lassen, das vermeintliche.

Die Sache mit der Wohnung kam nicht vorwärts. Alles wurde so unbestimmt und mit jedem Tag unklarer. Die Grete stand unterm Torbogen und lächelte. Lächelte dahin und dorthin und sprach mit dem und jenem und so vertraut, daß dem hinzutretenden Hans ganz heiß wurde. Ganz so fing es an, fuhr es ihm durch den Kopf. Alles entglitt, und er hatte nichts eigentlich, wo anzufassen, zu fordern, zu zwingen – ja, da kann einem heiß werden. Dabei fühlte die Grete sich ganz wohl. Die solchen Stimmungen ihres Freundes folgenden Aussprachen konnte sie nicht verstehen. Sie machte sich überhaupt keine Vorstellung davon – warum stellt er sich so auf. Er will sie heimführen, das ist irgendwo einkasteln; dort soll sie sitzen und sitzen, zu nähen anfangen, warten und warten, Kinder großziehen und anfangen zu rechnen, zu streiten, zu jammern. Vielleicht bleibt nichts anderes übrig, das Weib ist geduldiger als der Mann, aber doch nicht jetzt, in der ersten Reife, in der Werbung, während das Blut noch braust und stößt. Ein komischer Kerl ist der Hans; gut und lieb und so ungeduldig und so ein wenig eingebildet und naiv. Sie muß über ihn lachen, das macht doch nichts.

Der Monteur aber dachte daran, daß so vieles vergebens ist auf dieser Welt, und daß sich alles wiederholt. Er sieht sich da

unten stehen und die jungen Kerls fegen die Leitern rauf und runter wie die wahnsinnigen Affen. Gerade ist wieder ein neuer Akkord rausgekommen, zu dem zu arbeiten eine wahre Schande ist – ja zu seiner Zeit, und so weiter. Er hat schon ein wenig Reißen in den Knochen, die Frau ist krank, mit den Kindern ist auch immer was los – und er muß zusehen, wie die da schuften – sein Kreuz schaffts nicht mehr. So sieht er sich, und, verdammt soll er sein, in alles das soll er hineinschlittern, und mit so einem letzten Schimmer von Überlegung und Selbsterkenntnis sagt er sich, er hätte es getan, nein – er würde es noch tun, verdammt noch mal. Aber das Weib da entgleitet ihm, rinnt durch die Hand wie Sand – alles ist nichts, alles umsonst, alles wird so schleimig, so schwer in den Dreck getreten – für ihn heißt's die Zähne zusammenbeißen. Aber das ist nicht so einfach, wo ihm noch die Lockung im Blut liegt, die Erfüllung – (die allerdings mehr die Gewöhnung ist).

Und das geht so weiter. Eines Tages trifft er sie wieder im Gang. Ein paar Abende vorher hat sie ihn versetzt. Sie ist überhaupt ein wenig ärgerlich – was denkt sich der! In der Hand hat er ein Stück Bleirohr, das zu zittern anfängt. Sie reden beide ein paar Worte miteinander, der Hans und die Grete. Was sie da reden, hat wenig zu sagen, das kann man so oder so auffassen. Aber dahinter wächst etwas Drohendes, Forderungen und Zwang, ja oder nein, entweder oder . . .

Da kommt in den Torweg der Junge vom hinteren Hof mit einem Handwagen voll Bretter. Die Bretter sind schlecht geladen. Der Esel von Junge hat die mehrzölligen oben und alle nach der Länge durcheinander, so daß eine dünne Bohle ganz oben vornüberhängt und wippt und die Leute im Torweg auseinanderjagt. Es ist eine Schande, das anzusehen, denkt Hans, und schiebt den Wagen, der sich im Gang festgefahren hat, etwas weiter.

Kaum ist der Junge durch, schreit er das Mädchen an, schreit und schimpft. Die gibt eine kurze, höhnische Antwort. Da schlägt er ihr das Rohr über den Kopf, daß sie zusammenklappt, Blut.

Diese Geschichte hat weiter kein Ende, weder ein versöhnendes noch ein besonders erschütterndes, aus dem zu allgemeinem Nutzen eine Moral in Anwendung zu bringen wäre. Der Schriftsteller, behaupte ich, hat nicht nötig, große Ge-

schichten zu erfinden. Seine Aufgabe ist es, Tatsächliches aus dem täglichen Leben wiederzugeben und in einer erklärenden Form der Beschreibung den Versuch zu machen, die näheren Umstände, Umgebung und andere Möglichkeiten, die nie gegeben sind und die der Fremde nur ahnen kann, auf eine allgemeine Plattform zu heben. Dem Lehrer und dem Arzt steht es zu, dem Soziologen und Politiker und nicht zuletzt jedem einzelnen Leser, gewisse Schlußfolgerungen zu ziehen. Mir persönlich gefällt der Junge und mir gefiel das Mädchen auch, und zwar noch besser.

STREIT IN DER KNEIPE

Wem Gott will rechte Gunst erweisen –
Und wer im Frühling will wandern gehen
Der bleibt mit Sorgen zu Haus.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Steinträger durstig sind. Und wenn die Steinträger getrunken haben, dann macht der Polier die Rechnung. Das ist eben so. Da soll man erst mal einen Wirt finden, der was dagegen sagt. Aber die Steinträger, mischt sich ein Gast ins Gespräch, haben auch ihre schwere Arbeit, den Staub und den Dreck den ganzen Tag, was bleibt denn da in der Tasche zum Mitnehmen? Eben deswegen, eifert der erste weiter, bei diesen Saufköppen, da kann man nichts werden. Und dann erzählt er, daß er die Arbeit geschmissen hat und jetzt Kohlen trägt. Er verdient zwar weniger, aber es gibt Trinkgelder.

So begann es, und dann gab ein Wort das andere und bald war der beste Streit im Gange. Der Wirt hört das nicht gerne, denn er kriegt von beiden Seiten so gelegentlich einen Seitenhieb ab. Draußen geht der Frühling übers Land, wenn es erlaubt ist, sich poetisch auszudrücken.

Ja – wer erst mal richtig gesoffen hat, der hat auch am andern Tage Durst. Und nicht bloß auf Wasser und Milch, das soll wahr sein.

Aber die Maurer können auch ihren Teil mitreden. Wenn die Maurer erst mal mit den Steinträgern im selben Lokal sind, dann haben sie auch ihren Polier dabei. Denn der Polier wird seine Leute nicht im Stich lassen. Und wenn der Polier seine Rechnung machen will, dann müssen die Leute was ausgeben und Zeche machen. Das gehört sich so.

Alles das war einmal, sagt ein anderer, das haben wir längst abgeschafft. Daneben sitzt einer, der zieht aus der Aktentasche ein paar Kisten Zigarren. Er kann sie billig abgeben. Ein anderer ist da, der will mit den Polieren sprechen, um Würstchen auf dem Bau zu verkaufen, Kaugummi, Hand- und Taschentücher für die Frau, Spitzen und Gehäkeltes, Papierblumen, Rasiermesser und was noch alles – und alle wollen leben. Und der Wirt auch.

Nicht bloß die Maurer und die Steinträger, Zimmerleute,

Putzer und alle die Sondergruppen der Bauhandwerker, die Poliere, die Firma und der Bauherr – ja, auch der Bauherr und sein Staat, der von dem ganzen Trubel, einschließlich der Kantine, seine Prozente zieht. Und so stuft sich denn das ab. Draußen trudelt der Frühlingswind. Verdammte Schweinerei.

Draußen vor der Tür spielen die Kinder. Es ist ein wenig Sonne da, die die Grundmauern gerade noch streift. Die Kinder haben sich zu dem Bau Eingang zu verschaffen gewußt. Sie sind an der Baubude vorbei und hinein ins Treppenhaus und klimmen an den Stützen hoch und über die Laufbretter und an das Wunderding des mechanischen Aufzuges für die Steine. Da sieht die Welt noch anders aus. Das geht rauf und runter, mit den Karren hin und her, die Schwippe geht hoch und nieder – wozu die Bohlen doch gut sind.

Da drinnen aber geht der Streit weiter. Der Polier braucht nicht nach der Uhr zu sehen, der Klöppel braucht nicht in Bewegung gesetzt zu werden, um zu rufen. Nach Feierabend ruft niemand mehr.

Ob früher oder später, ob alle übereinander herfallen, über den Wirt oder den Kohlenträger mit seinen Trinkgeldern und gleichgültig, wer Recht hat – sie bauen alle in die Luft. Sie bauen da Steine übereinander, die nicht bleiben werden und die nicht bleiben dürfen, wenn überhaupt der Mensch in dieser totgeweihten Zeit noch leben soll. Sie sind in Dreck gebaut und mit Schweiß, der Blut ist. Wir werden sie vielleicht nicht einreißen, nicht unsere Nachbarn und deren Nachbarn. Und selbst wenn wir die Möglichkeit jetzt in der Hand hätten, ich meine die Macht, da haben wir noch so vieles und anderes zu tun. Aber unsere Kinder und Kindeskinder. –

Unsere Darstellung muß sich damit begnügen, einen Querschnitt durch die verschiedenen Ansätze einer neuen Stilbildung zu geben und wenigstens den allgemeinen Eindruck herauszuarbeiten, um den sich die neuen stilbildenden Faktoren gruppieren. Beweisen kann man das so nicht in einer Zeit, wo im Dramatischen alle Dinge im Fluß sind.

Die *klassischen* Zeitalter der Kunst sind gekennzeichnet durch eingehende kritische Untersuchungen der Stilbildung. Für das deutsche Drama gilt das ganz besonders. Man kann sogar sagen, daß der Aufschwung zu einem „klassischen" deutschen Drama nicht zuletzt seinen entscheidenden Antrieb durch *Lessings* Dramaturgie erhalten hat. Zwar geht die Lessingsche Dramaturgie im wesentlichen auf die Gesetze des klassischen Dramas im Altertum ein und stellt den Versuchen um eine Stilbildung in der deutschen Dramatik der damaligen Zeit als gewissermaßen modernes Beispiel Shakespeare gegenüber. Die Bemühungen, in den Shakespeareschen Dramen Gesetzmäßigkeiten eines bestimmten Stils zu finden, setzten unmittelbar nach den kritischen Untersuchungen Lessings ein und bleiben während der gesamten Literatur-Epoche der Romantiker vorherrschend. In der Zeit der Romantik hat zugleich die Anerkennung Shakespeares als Dramatiker auf der deutschen Bühne eigentlich erst eingesetzt und einen Höhepunkt erreicht, der Jahrzehnte hindurch gleichbleibend allmählich wieder zurückgegangen ist. Wir leben jetzt gerade wieder am Vorbeginn einer Shakespeare-Zeit. Nach der Statistik der Schauspiel-Aufführungen im Deutschen Reich, die von der Deutschen Bühnengenossenschaft im letzten Jahre aufgestellt worden ist, steht Shakespeare mit über 700 Einzelaufführungen an weitaus erster Stelle.

Mit *Schiller* und *Goethe* – so pflegt man in der Schule zu lernen – setzte in der klassischen Zeit der deutschen Literatur das Interesse für ein neues zeit- und stilgebundenes Drama ein. Mag das auch in der letzten Wirkung richtig sein, so muß hier doch die Einschränkung gemacht werden, daß die eigentlich stilbildenden Dramen um die beiden hauptsächlichsten Vertreter der deutschen Klassik geschrieben worden sind. In den dramatischen Experimenten der *Romantiker* von *Zschokke* bis

Tieck sind eine große Anzahl wesentlicher stilbildender Momente aufzuweisen, die Jahrzehnte hindurch von außerordentlichem Einfluß auf die Entwicklung des Dramas in Deutschland gewesen sind. Aber auch der übernommene und nachgeahmte sogenannte klassische Stil, der im Lustspiel von *Kotzebue* erfolgreiche Triumphe gefeiert hat, ist durchaus gleichwertig als stilfördernd daneben zu nennen. Man kann dies in den Dramen *Heinrich von Kleists*, der als Nachklassiker ja viel später die deutsche Bühne erobert hat, deutlich erkennen. Den letzten Ausdruck der im Laufe der nachfolgenden Jahrzehnte gewonnenen Stilmischung findet man in den Dramen *Hebbels*, die, auf die rein thematische Idee gestellt, gewissermaßen einen zweckmäßigen Auswahl-Stil als eine neue Gesetzmäßigkeit im Drama durchzusetzen versuchen. In diese Zeit fallen die Dramen *Georg Büchners*, für den man eigentlich erst nach 1918 Interesse zu gewinnen begann. Büchner war für diese Entwicklung ein Außenseiter. Er baute sich seinen eigenen Stil, ein Vorläufer eines Gegenwarts-Schauspiels, das unmittelbar und atmosphärisch auf die Zuschauer wirken will. Die Nachzeit flüchtete in die Geschichte, in der Annahme, damals neuzeitliche Ideen durch ein historisch gegebenes Milieu im Drama verständlich zu machen. Damit hat gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der *Naturalismus* aufgeräumt. Man geht fehl in der Annahme, daß der prominenteste Vertreter des Naturalismus *Gerhard Hauptmann* gewesen sei. Zum Teil wird diese irrige Annahme begünstigt, als Gerhard Hauptmann bewußt die politische Bewegung der erwachenden Arbeiterklasse als dramatisches Aufbau-Moment in den Mittelpunkt seiner ersten Werke gestellt hat. Das, was im Grunde den deutschen Naturalismus aber literar-historisch auszeichnet und zugleich begrenzt, ist der Versuch eines neuen dramatischen Stils, Gesellschaftsvorgänge *erklärend* wiederzugeben. Diese Stilversuche gehen bei dem klassischen Werk des deutschen Naturalismus, dem Schauspiel „Meister Oelze" von *Johannes Schlaf*, so weit, daß jede Handlung völlig in psychologische Untersuchung aufgelöst ist, und daß – insofern knüpft die neue moderne Dramatik gerade an diesen Vorsprung der naturalistischen Bewegung an – das Milieu, die gedrückte Atmosphäre eines in Schuld Verstrickten, der im Todeskampfe liegt, die dramatische Spannung vermitteln muß. Diese Atmosphäre muß in dem Zuschauer erst

lebendig werden, wenn er volles Interesse an den Vorgängen auf der Bühne gewinnen soll. Der Dialog spielt schon kaum eine Rolle mehr, und man könnte sich denken, daß solche Schauspiele heute auf ein Drittel im Dialog zusammengestrichen werden könnten, unbeschadet ihrer Wirkung.

Und jetzt zur Gegenwart:

Man kann heute nicht gerade davon sprechen, daß dem Drama Verwandtes, wie der *Film* und das *Radio*, schon bestimmte Stilformen aufzuweisen hätten. Doch kann man die Beobachtung machen, daß die Einwirkung des Films und des Radios auf die Sprechbühne für die Entwicklung derselben bereits entscheidend geworden sind. Insofern enthält auch unsere Überschrift eine Behauptung, der man von vornherein mit dem guten Willen, zu glauben, gegenüberstehen muß; denn für den außenstehenden Beobachter, der sich mit den Stilproblemen eines Dramas der Gegenwart befassen will, erscheint alles Chaos und Zufall. Die Ansichten der beruflichen und berufenen Kritiker können so weit bei der Beurteilung eines Stückes auseinandergehen, als ob es sich um zwei völlig voneinander verschiedene Stücke handeln müßte. Die Auffassung der Dramaturgen, der Regisseure, der Schauspieler und der Beleuchtungstechniker ist im Augenblick kaum mehr unter einen Hut zu bringen; dazwischen als Masse das Publikum, vielfältig in seinen Interessen und gespalten noch im letzten Grunde, der den Zuschauer ins Theater gebracht hat. Man kann täglich die Feststellung machen, daß ein Stück vom Kritiker verrissen, vom Publikum als gleichgültig empfunden und doch für den Direktor ein großer Kassenerfolg geworden ist. Und eine Zeit lang konnte beispielsweise die sogenannte ernste Kritik für sich den Ruhm in Anspruch nehmen, Stücke zu empfehlen und mit allen Feinheiten einer ausgeklügelten Dramaturgie in den Himmel zu erheben, die vom Publikum restlos abgelehnt werden. Dabei spielt keineswegs etwa die Frage eine Rolle, daß das Publikum die auf der Bühne vorgetragenen Themen, die dramatische Verknüpfung der Szenen und ähnliches mehr, nicht versteht, im Gegensatz zu dem begeisterten Kritiker; vielmehr lehnt das Publikum in einem solchen Falle als Zuschauermasse die Übertragung des Schauspiels auf das Nach- und Mitempfinden, zu dem der Zuschauer an sich gezwungen ist, einfach ab. Das Publikum will manchmal nicht in dieser oder jener

Weise, wie es das Stück will, begeistert oder erschüttert werden; es will nicht lachen, wo der Autor lacht. In anderen Worten ausgedrückt: die Atmosphäre des Publikums in Sehen, Hören, Mitempfinden ist anders als die des Autors, des Regisseurs, des Dramaturgen, des Theaterdirektors und letzten Endes des Theatertechnikers. Von dieser *Atmosphäre* aus, die so chaotisch sein mag, daß noch heute Dramatiker, Dramaturgen und Kritiker nur Ansätze davon verspüren und im Dunkeln tappen, kündet sich die neue Stilbildung im Drama an.

Am geläufigsten hat man bisher unterschieden das *Zeitdrama* in seiner Unterbetonung des „aktuellen" Dramas und das *rein ideeliche Drama*. Die Unterschiede, beinahe noch lebendig, sind inzwischen verwischt. Das Zeitalter nahm das Politische, das Politisch-Weltanschauliche für sich in Anspruch und der von seinen Vertretern leidenschaftlich bekämpfte Gegenpol vertrat die reine Idee, das Ideal-Weltanschauliche bis zum Ideal. Aber wie gar nicht anders möglich, gingen die Begriffe schnell ineinander über. Der erste Typ wird zeitweilig noch verkündet als letzte Wirklichkeit, Sachlichkeit und nichts als Reportage. Auf den Ablauf des wirklichkeitsnahen Geschehens kommt es an, heißt es, auf den sachlichen Bericht; den Inhalt geben die Zeit und das Leben, zeitweilig die Zuschauer. Die anderen sagen, der Inhalt allein wird dramatisch gestaltet, die Idee, in weitestem Rahmen die Geschichte. Die einen entdekken die gesprochene Zeitung und die in einzelnen Szenen dramaturgisch aufgelöste Gerichtsverhandlung, die anderen, beispielsweise den Robot, den Maschinenmenschen.

Zunächst richtet sich der Hauptstoß gegen die Romantik, gegen jede Illusion. Aber beinahe mit dem gleichen Atemzuge braucht man dafür eine neue Illusion: die Vorstellung der vollkommensten Wirklichkeit; eine Art Gleichzeitigkeit. Die Drehbühne wird vervollkommnet, die Spiralbühne und die Schwebebühne geschaffen, die eine gleichzeitige Wiedergabe mehrerer verschiedener Szenen im gleichen Blickfeld des Zuschauers gestattet, das rollende Band, die durchleuchtbare Kulisse, und schließlich die nur angedeutete Kulisse, die farbige Projektion einer Photographie, die aufleuchtet und verdunkelt, je nach der bestimmten Illusion, in die der Zuschauer zum Wort des Schauspielers hinversetzt werden muß. Denn in der Gewißheit, den Zuschauer darin zwingen zu können,

liegt der Ansatz dieser besonderen Stilbildung. Dies steigert sich bis zum Film, der illustrierend und erklärend neben und hoch über der Szene läuft und eine parallele, aber auch selbständige Handlung entwickelt. Es versteht sich, daß mit anderen, namentlich mit akustischen Mitteln nicht gespart wird. Der Lautsprecher spricht als dritte Person in die Szene hinein. Man kann diese Wirkung noch verstärken durch Pausen, die in den Dialog noch gesondert hineingeschnitten werden, durch stummes, mimisches Spiel der Akteure bis zur Pantomime, durch eine Begleitmusik, die nicht mehr die szenischen Vorgänge nur untermalt, sondern selbständig in einer eigenen zur Szenenführung gehörenden Betonung geradezu mitspricht als Gegenspieler und illusionierend oder bewußt illusionsstörend eingesetzt wird.

Das alles sind längst nicht mehr technische Hilfsmittel des Regisseurs. Sie gehören zum Drama genau so wie das gesprochene Wort. Es wird ein nicht mehr wegzudenkender Teil am dramatischen Aufbau. Es wird wesentlicher zur Charakterisierung einer Person als früher etwa Altersangabe und Beruf. Ein heutiges Dramenmanuskript teilt gewissermaßen den Raum ein in die genau vorgeschriebenen Schritte und Gesten der Schauspieler; es regelt Lautstärke und Nuancierung des gesprochenen Worts; es zählt die Sekunden der „gesprochenen" Pause im Dialog; es muß Anweisungen enthalten für Licht und Schatten und über die Art, wie das Licht kommt und verschwindet, weich und gleitend oder hart. Von den Geräuschen schon gar nicht zu sprechen. Manche Dramatiker legen ein eigenes Manuskript für diese Geräusche vor, das einer musikalischen Partitur zum Verwechseln ähnlich ist. Das alles gehört dazu. Und nur, um mit der bestmöglichen Genauigkeit jene Atmosphäre zu schaffen, die der Wirklichkeit, in die jenes Drama den Zuschauer, mit Verlaub zu sagen, einspinnen will, am nächsten kommt. Das ist die eine Seite.

So ein Dramen-Manuskript hat vieles gemeinsam mit einem Roman; einem psychologischen Roman, der den Helden zergliedert, um ihn in die Atmosphäre seiner Umwelt aufzulösen. Ein solcher Roman deutet die Geschehnisse häufig nur an, er wird sogar manchen Vorgängen eine mehrfache Deutungsmöglichkeit lassen. Er umreißt eine Landschaft beispielsweise oft nur mit einem Strich. Es ergeben sich daraus bestimmte, nur

dem Drama, als einer gesonderten Kunstform eigentümliche Gesetzmöglichkeiten im technischen, nämlich im dramatischen Aufbau. Althergebrachte Überlieferungen des klassischen Dramas, die Exposition, die Schürzung des dramatischen Knotens, der Konflikt, die Lösung, alles zusammen von der modernen Dramaturgie der „dramatische Einfall" genannt, wandeln sich ab. Sie verändern oft derart ihre eigentliche Bedeutung und Herkunft, sie überspitzen sich in einer Weise, daß sie sich manchmal gegeneinander aufheben. Aus Akten werden Szenen und szenische Bilder, Begebenheiten, die sich nicht genieren, äußerlich jede dramatische Spannung vermissen zu lassen. Es sind Dramen auf dem Markt, die bei einem der klassischen Dramaturgie entlehnten ordnungsgemäßen Aktaufbau einer neuen inneren dramatischen Steigerung zuliebe, von der sich neue Wirkungsmöglichkeiten auf den Zuschauer erhoffen lassen, solche Aktschlüsse sich einander überschneiden lassen. Sie sind dem einfachen Nur-Hörer im Zuschauerraum nicht mehr als Akte erkennbar. Andererseits wieder sind Begebenheiten, vom Blickwinkel der reinen Berichterstattung aus gesehen, wenn sie unbedingt tatsächlich bleiben sollen, nicht ohne weiteres in dramatischen Einfällen untereinander verbunden, gesteigert und gelöst. Hier geht der Gegensatz vom Drama zur Schau. Die naturalistische Bühnenschau benötigt, um auf den Zuschauer mit dramatischen Mitteln zu wirken, gewisser ideemäßiger Momente als Fremdkörper, die ständig in die Handlung hinein verarbeitet werden müssen, sei es als Antrieb über dem ganzen Handlungsablauf stehend, oder als besinnliches und aufhaltendes Moment zwischen den Szenen. In jedem Fall ist dieser dramatische Antrieb von außen hereingetragen, künstlich, das ist nicht von der Zweckanlage gegeben, eingesetzt. Es ist der ausgesprochene Zug der Romantik. Ein bekannter Berliner Bühnenleiter, der sehr weit nach vorn gerückt ist und sehr laut, vertrat noch vor Jahresfrist das reine Zeittheater, das politische Reportagestück. Heute fordert er das große „Epos" für die Bühne, den „vielstimmigen und dumpfen Gesang der Masse zu befreiender proletarischer Klassenkunst" – ein Epos? Den Wirklichkeitsroman mit Film und Lautsprecher, den sprechenden Film im Fernseher? Oder dessen theatralische Illusion in dem bisher eben noch gegebenen alten Theaterraum? Das ist die andere Seite.

Sprechen wir vom *Schauspieler*. Der Stellung des Schauspielers im Drama und zur Übertragung der dramatischen Wirkung auf den Zuschauer ist heute wesentlicher geworden als früher. In der Umstellungszeit der letzten Jahre waren die Auffassungen verschieden. Die alte Schauspielkunst, die Kunst des rollenden „R", die Kunst ausgespielter Gesten, Begriffe wie der Bonvivant, Père noble, die Naive u.a.m., derartiges ist in Gegensatz geraten zu den Erfordernissen sachlicher – sprich zeitgemäßer – Übermittlung. Dabei war die Beobachtung zu machen, daß gerade den modernen Regisseuren immer wieder der Vorwurf gemacht worden ist: „Die Schauspieler in Ihrer Inszenierung schreien." Es ist letzten Endes ein Stück neuer Stilbildung im Schauspieler, die ihn zwingt, sich dem atmosphärischen Thema des Stückes anzupassen. Die neue Individualität des Schauspielers ist eine beherrschte, disziplinierte und, wenn man will, sogar mechanisierte, und von diesen Unterschieden hebt sich das Starrtum des Schauspielers ab. Mechanisiert den Anweisungen der Spielführung und des Autors zu folgen und doch einen Schimmer von Individualität in den Zuschauerraum zu tragen, sogar soweit, daß diese Individualität gegen die Gesamthaltung des Stückes stehen kann – das zu können, macht heute den Schauspieler-Star aus. Er hat nichts mehr vom Volksredner, vom Prediger und dem Lehrer, er ist vielmehr Ingenieur und beamteter Psychologe. Das Drama der Gegenwart wird eine bestimmte Stilführung nicht entscheidend durchsetzen können, solange es mit dem Schauspieler zu experimentieren gezwungen ist. Man verrät kein Geheimnis, daß der Schauspieler in seiner Gesamtheit heute im Grunde genommen gegen jedes Stück steht, in dem er spielt. Das gilt vom prominenten sowohl wie vom kleinsten Schauspieler. Nicht umsonst klagen die Dramatiker darüber, daß der Schauspieler in der Regel in letzter Stunde seine Rolle völlig verändert. Er paßt sich mit seiner Individualität zunächst in den vom Autor vorgeschriebenen Rahmen ein. Zeitweilig schien dies eine neue Kunstform im Schauspiel werden zu wollen, das extemporierte Stück, das Bühnenstück, das eine Idee und ein Thema aufwirft, während der Dialog von den Schauspielern beliebig gestaltet und verändert wird. Sich besonders radikal Gebärdende sahen darin schon das Kollektiv-Drama, in dem auch der Schauspieler seine besondere Rolle spielt und in den Dialog und die Gestaltung des Stückes

miteinzugreifen berufen ist. Die Bewegung ist abgeflaut. Der Begriff der Kollektivität in der Herausbringung eines Stückes beschränkt sich heute darauf, daß jeder Schauspieler, der vom neuen Stil schon etwas begriffen hat, in der Lage ist, selbst Regie zu führen; daß überhaupt der Nimbus des Regisseurs außerordentlich gelitten hat. Der *Regisseur* als Spielführer ist nicht mehr viel was anderes als der Spiegel, in dem der Schauspieler sich sehen soll, um seine Sprech- und Gestenwirkung zu kontrollieren. Der Bühnentechniker oder der Bühnenkomponist, derjenige, der das Publikum kennt, gleichgültig, ob das der Direktor, der Kassierer oder der Autor selbst ist, reißt die Spielführung an sich. Man findet heute immer mehr Regisseure auf den Bühnen, die nicht einmal aus dem Schauspielerberuf hervorgegangen sind und nicht dem typischen Bühnenmilieu entstammen. An den Universitäten werden Regie-Probleme studiert, und man kann annehmen, daß über kurz oder lang die Spielführung an einer Hochschule, die Technik und Psychologie vereinigt, als Nebenfach gelehrt werden wird. Die Schauspielschulen beginnen sich umzustellen. Schon hört man, daß es überhaupt auf das Sprechen nicht mehr besonders ankommt. Welche Umwälzungen darin noch bevorstehen, kann man ermessen, wenn man hört, wie der Tonfilm von den Schauspielern, die ja bisher ziemlich gleichmäßig für Sprechbühnen und stummen Film tätig sein mußten, gearbeitet werden muß. Man ist heute gezwungen, besondere Schauspieler für den Tonfilm auszubilden, die möglichst keine Bühnenpraxis hinter sich haben. Zur Übertragung im Tonfilm für den Hörer beispielsweise gehört ein besonderer Zungenschlag, der eine Art Lispeln ist. Die Mittel, den Zuschauer in das dramatische Geschehen atmosphärisch einzufangen, werden studiert und bis ins Einzelne vorgeschrieben, und sollen nur wirken, wenn gewissermaßen der Einsatz gegeben ist. Man kann daraus ersehen, welch überragende Bedeutung der Schauspieler als Mittel zu gewinnen beginnt. Es gehört daher zur Stilbildung des neuen Dramas, daß der Dramatiker die Personen, in denen er spricht, bereits mit den am Theatermarkt befindlichen Schauspielern identifiziert. Die Praxis, Stücke prominenten Schauspielern „auf den Leib zu schreiben", ist zwar alt genug – schon Shakespeare schrieb bekanntlich, darauf aufgebaut, seine Stücke –, sie hat aber heute eine tiefere, stilbildende Bedeutung.

Damit wird zugleich auch die *Organisation des Theaters* überhaupt berührt. Seit einiger Zeit hat man sich angewöhnt, eine deutliche Unterscheidung zu machen zwischen Kunsttheater und Geschäftstheater. Der Grund ist nicht ganz einleuchtend. Jedes Theater wird in seiner geschäftlichen Auswirkung auch von der Zahl seiner Zuschauer, die es in den Theaterraum hineingezwungen hat, bestimmt. Ein staatlich oder städtisch subventioniertes Theater, das Theater der Volksbühne oder irgendeiner beliebigen Interessenten-Organisation kann nicht bestehen und besteht nicht ohne Zuschauer. Die Leitung wird bestrebt sein – man hat dies eben erst in der Diskussion über die Berliner Staatstheater gesehen –, das Zutrauen seiner Besucher zu gewinnen, d.h. es muß Stücke wählen, die seinen Zuschauern gefallen. Die Direktion ist auf dem Wege zum Psychologen. Sie muß vorher herausfinden, wie weit sie darin gehen kann, den Geschmack der Zuschauer und das Interesse zu bilden, ohne nicht den großen Teil der Zuhörer vor den Kopf zu stoßen und dem Theater zu entfremden. Das Gleiche tut das sogenannte Geschäftstheater, worunter man das aus privaten Mitteln aufgebaute Theater versteht. Es ist lediglich eine Ansichtssache, ob sozusagen der deutsche Klassiker, der amerikanische Reißer oder ein neues dramatisches Experiment die Zuschauer interessiert oder nicht. Geschäfte, wenn man so sagen will, werden dann gemacht, wenn das Theater mit Zuschauern gefüllt ist. Alles, was darüber hinaus gesagt wird, sind im Grunde genommen nur Phrasen, hinter denen sich eine künstlerische Unsicherheit verbirgt. Unter „künstlerisch" ist hierbei zu verstehen diejenige Führung einer Kunstform, die bisher im allgemeinen als Drama gelaufen ist. Es mag hier Zeitunterschiede geben bis zu einem Jahrzehnt, aber sowohl das Zeittheater wie das romantische Theater, die politische Revue oder die französische Ehebruchskomödie, der amerikanische Kriminalreißer und das englische Gesellschaftsstück – alle Themen bilden sich nach der Form der dramatischen Stilbehandlung um. Sie werden ihren Platz behaupten, wenn die Masse der Zuschauer von der dramatischen Entwicklung und Atmosphäre eingesponnen worden ist. Und weiter, die betreffende Theaterverwaltung wird solange zwischen dem ernsten und dem heiteren Stück, zwischen sogenannten Stilexperimenten, und was nicht noch mehr, hin- und herschwanken, bis sie ihres Publikums sicher

geworden ist. Das erfordert Zeit, Arbeit und ein gewisses massenpsychologisches Verständnis. Es sieht so aus, als müßte man darauf noch ein wenig warten. In diesem Zusammenhange muß die in letzter Zeit schärfer hervorgetretene Kritik gegen den organisierten Theaterbetrieb mehr beachtet werden. Zwar gilt das Gleiche sowohl für das Kunsttheater wie für das so bekämpfte Privattheater, daß dieser Betrieb chaotisch und zufallsmäßig erscheint. Gerade dieser chaotische Betrieb ist eine Auswirkung des Ringens um den neuen dramatischen Stil. Auch die Geschäftsleitung des Theaters ist heute schon in diese Problematik einbezogen. Kennzeichnend ist eine Charakterisierung aus den Kreisen des Bühnenvolksbundes, die hier zitiert werden soll, weil sie sich in seltsamer Übereinstimmung vollkommen auch mit Auslassungen des Volksbühnenverbandes deckt. Ein Mann vom Fach, ein Herr Wolfgang Petzet, schreibt in der Zeitschrift „Das Nationaltheater", 6. Heft, vom Geschäftstheater und vom Theatergeschäft u.a. wie folgt:

„Geschäftserfahrene Direktionen behaupten, daß der Schund um des Publikums und der Kasse willen gespielt werden müsse. Sie fügen dann noch in idealistischer Aufwallung hinzu, es geschehe im Grunde nur, um die Aufführung wertvoller Stücke finanziell zu ermöglichen. – Es sei nicht behauptet, daß man den Schund geradezu will. Die geschäftlichen Direktoren befinden sich in einer Art von Schund-Psychose. Ihr Blick ist angstvoll auf die Rentabilität des Unternehmens gerichtet, die sie vor irgendwelchen im Dunkeln bleibenden Besitzern und Aufsichtsräten verantworten soll. Die „Liebe zur Kunst" – falls eine solch abstrakte Leidenschaft besteht – wiegt demgegenüber leicht. Verständlich bei Rechtsanwälten und Kaufleuten, die aus irgendeinem persönlich zufälligen Grunde ans Theater kamen. Aber gerade auch zur richtigen Einschätzung des weniger wertvollen Stückes auf seine Wirksamkeit bedarf es eines ausgebildeten und sicheren ästhetischen und lokalpsychologischen Urteils. Für die Direktionen bedeutet dagegen die Lektüre der Zeitungen alles, die Lektüre des Stückes selber nichts."

Wörtlich zu unterschreiben, was Herr Petzet über den Dramaturgen sagt:

„Es gibt nichts Überflüssigeres an einem Geschäftstheater als die Tätigkeit des Dramaturgen. Der wichtigste Posten

der Spielgestaltung ist zu einem Repräsentativposten geworden. Ein Mindestmaß an Gehalt wird zur Beruhigung eines Mindestmaßes an kulturellem Gewissen ausgeworfen. Dann liest ein absonderlicher Idealist in irgendeiner Bureauecke zahllose Manuskripte, während die Direktion sich telegraphisch die neuesten Schlager sichert. Ein von der Dramaturgie an die Direktion gegebenes Stück wird niemals gelesen; denn es ist dadurch, daß es von der Dramaturgie empfohlen wird, als künstlerisch wertvoll und also als unaufführbar gekennzeichnet für das Vorurteil von der Unvereinbarkeit künstlerischer und geschäftlicher Interessen; eine nähere Beschäftigung mit einem solchen Stücke wäre Verschwendung kostbarer Zeit."

Was in dem Vorgesagten über die geschäftliche Seite des Theaters ausgesprochen wird, gilt von der Leitung des Theaters überhaupt. Es ist die Unsicherheit, dem Wunsche der Zuschauer gerecht zu werden, ihren Interessen zu entsprechen und das herauszufinden, was der Zuschauer als Gesamtheit sich von einem dramatisierten Geschehen, das ihm vor Augen gestellt wird, zur Befriedigung seiner inneren Schautriebe erwartet. Es sind die Ansätze einer neuen Stilbildung, um die im Drama gerungen wird. Es ist nicht mehr nur eine neue Kunstform im Drama, eine neue Form des Theatergeschäfts, ein neues Mittel, das Publikum aus seiner zufällig bedingten Vorstellungswelt heraus tragisch zu erschüttern oder humorig aufzulösen. Es ist ein Teil des Ringens um die *Spielbildung einer neuen Gemeinschaft, an der Zuschauer, Akteure und Autor gleicherweise und unzertrennlich beteiligt sind.* Man strebt nach der Bewußtseinswerdung eines inneren erlebten Schauens, auf das dramatisierte Geschehen einer Wirklichkeit, projiziert und zurückgeworfen auf die Wirklichkeit dieser Zeit.

VERKANNTE LEBENSSCHICKSALE. MÜNCHHAUSEN, DER LÜGENBARON

Dichter und Biographen finden in der deutschen Geschichte noch eine Fülle von Ausbeute. Um einzelne Gestalten, die jedem geläufig sind, haben sich Sagen gewoben, die Charakter und Lebensschicksal verfälschen. Andere wiederum sind zu unrecht vergessen, Helden, die in Amerika im goldenen Buch der Nation aufgezeichnet wären, leben in der deutschen Überlieferung als abenteuernde und versoffene Vagabunden. Bei anderen wiederum verschweigt die oberflächliche Geschichtsschreibung trotz aller Anerkennung ihrer Größe die Gründe ihres Zusammenbruchs. Wenn schon die Mitwelt sich dafür schämen müßte, so sollte es um so mehr Pflicht der Nachwelt sein, darüber zu sprechen.

* * *

Da ist zunächst der Baron Hieronymus von Münchhausen, für die Überlieferung bis heute der Lügen-Baron, den Kindern nacherzählt als Phantast und Aufschneider, eine Figur, über die man sich lustig machen kann. Selten ist ein Lebensschicksal, der Charakter eines bedeutenden Mannes stärker zu unrecht verkannt und mißdeutet worden. Der Übergang vom Mittelalter zur neuen Zeit war in der alten Kulturgegend an der oberen Weser besonders schwer. Die alten ansässigen Geschlechter, auch die der Münchhausens waren gezwungen, in die Fremde zu gehen. Das Land verarmte sehr schnell. Auch der Baron Hieronymus von Münchhausen nahm Dienst in fremden Landen. Zuerst beim russischen Zaren, später in der Türkei. Dabei war nicht so sehr das Kriegshandwerk sein Beruf, sondern die wissenschaftliche Forschung. Der junge Baron hatte auf der Schule sich besonders in Naturwissenschaften ausgezeichnet, er hatte gute Kenntnisse in der damaligen Chemie und war besonders stark in Gesteinskunde. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Münchhausen seinerzeit schon im Gebrauch der Wünschelrute erfahren war. Jedenfalls leitete, wie man heute sagen würde, der Baron mehrere geologische Expeditionen im Dienste des Zaren, die ihn bis nach Kleinasien führten. Später setzte er sich, allmählich zu gutem Wohlstand gelangt, in seinem Heimat-

ort Bodenwerder zur Ruhe. Die Überlieferung hat vergessen, sich um Zweck und Erfolge dieser Expeditionen zu bemühen, sie sieht den Baron nur inmitten seiner Gesteinssammlungen, in einer künstlichen Grotte im Schloßpark den Gästen und Zuhörern von seinen Reisen und Abenteuern erzählen. Diese Grotte, noch heute erhalten, ist im Sommer der kühlste Ort der ganzen Gegend, und Münchhausen hatte seinen verbauerten Gutsnachbarn einen angenehmen Ort zu bieten, auf ein paar Plauderstunden nach Feierabend ihm zuzuhören. Was merkwürdigerweise wenig bekannt ist und woran die Literaturhistoriker vorbeigegangen sind, Münchhausen war einer der ersten Fabeldichter, die später ein Jahrhundert vor der Romantik der deutschen Literatur den Stempel gaben und war zugleich gegenüber seinen trockenen Nachfahren ein Vorbote der Romantik. Seine Fabeln waren durchglüht von einer ungezügelten Phantasie, die zugleich verhinderte, daß die der Fabel angehängte Schluß-Moral allzu sichtbar zum Durchbruch kam. Münchhausen hat es auch verstanden, seinen Zuhörern diese Moral in einem Rätsel zu verstecken, gewissermaßen als Brücke zur nächsten Plauderstunde, in diesem Sinne schon vollständig ein Techniker der Romantik. Der Baron Münchhausen hat diese seine Fabeln auch aufgeschrieben. Er fühlte sich von der Kulturlosigkeit seiner Nachbarn zurückgestoßen, er blieb sein Lebenlang ein Hagestolz und er mochte bei der ersten Niederschrift manche dieser Fabeln mit allzu bissigen Bemerkungen gegen seine Zuhörer versehen haben. Jedenfalls ist noch ein Brief seines englischen Druckers aufgefunden worden, der ihn bittet, seine Ausfälle gegen die Braunschweiger Ratsherren zu streichen und viele Stellen zu mildern. Bezeichnenderweise war Münchhausen auch gezwungen, seine Fabeln in England herauszugeben, in Deutschland hatte sich anscheinend ein Drucker hierfür nicht gefunden. Auch seinen Zeitgenossen blieb das Buch ziemlich unbekannt.

Lange Zeit später machte es erst der Dichter Gottfried Bürger wieder lebendig, aber in welch veränderter Form! Bürger hat das englische Original ins Deutsche zurückübersetzt und zum Teil umgedichtet. Den deutschen Dichter, der schon an der Schwelle der Romantik stand, interessierte nur der phantastische Inhalt, der Fabel-Charakter war ihm hinderlich, und die Moral sogar zuwider. Der Übersetzer und Nachdichter zer-

brach die künstlichen Verbindungen, und er dichtete eine neue hinzu, die nämlich der Rahmenerzählung abenteuerlicher Reisen. Unter dieser Flagge sind die abenteuerlichen Erzählungen des Baron von Münchhausen wieder in die Weltliteratur eingezogen. Die Bürgersche Nachdichtung hatte großen Erfolg und wurde schon nach kurzer Zeit in alle Weltsprachen übersetzt. Nach ihr blieb für den Geologen und Fabeldichter Münchhausen der Beiname: der Lügen-Baron. Um das Schicksal voll zu machen, erlebte Münchhausen auch noch nach dem Mißerfolg seiner schriftstellerischen Laufbahn den Zusammenbruch seiner mühsam aufgebauten Existenz. Benachbart seinem väterlichen Schloß war das Nonnenstift Kemnade, das im Mittelalter eine unrühmliche Rolle gespielt hatte und später zur Zeit der Äbtissin Judith, die in die Geschichte eingegangen ist, geschlossen wurde. Von Münchhausens Schloß in Bodenwerder nach dem Stiftssaal Kemnade führte ein unterirdischer Gang und der alte Hagestolz wird sich von seinen Nachbarn manche spöttische Anspielung auf die Abenteuer seiner Vorfahren haben gefallen lassen müssen. Spott scheint das einzige gewesen zu sein, was der Baron an sich selbst nicht vertragen konnte. Vielleicht, daß er beweisen wollte, daß der Erfinder so mannigfaltiger Abenteuer einer Ehe gewachsen ist. Mit zweiundsiebzig Jahren heiratete der Baron die zwanzigjährige Enkelin eines seiner Gutsnachbarn. Zur Hochzeit war die ganze Zuhörerschaft aus seiner Grotte im Berggarten versammelt. Die Freunde scheinen hauptsächlich auch Gefallen gefunden zu haben, tatkräftig in die Ehe einzugreifen. Diesen Anstrengungen war der Baron allerdings nicht gewachsen. Die Ehe nahm ein katastrophales Ende schon nach fünf Monaten. Der Baron Münchhausen ließ sich scheiden. Gewissermaßen war das seine letzte Kraftanstrengung, denn schon in den beiden letzten Monaten seiner Ehe bekam der Baron täglich Tobsuchtsanfälle.

Bei einem dieser ging er gegen seine Zuhörer, die sich allabendlich wie immer in seinem Hause versammelten, mit dem Degen vor. Einige seiner Nachbarn schickten ihm den Büttel auf den Hals. Das junge Bauernmädchen, das der Baron aus Eitelkeit, Stolz oder Laune geheiratet hatte, brachte es fertig, in der kurzen Zeit das gesamte Vermögen des Barons zu vergeuden. Am Ende dieses Abenteuers saß der Baron bettelarm, von allen verlassen und tief in Schulden auf seinem väterlichen

Schloß. Ein Opfer grimmigster Menschenverachtung und Verzweiflung. Alles, was er im Laufe seines mühevollen Lebens gesammelt hatte, war in alle Winde zerstoben, mit seinen kostbaren Steinen und Kristallen spielten in der Gasse die Kinder, die ganzen Berge von Manuskripten, die wissenschaftlichen Arbeiten, alles, was er geschrieben und verarbeitet hatte, die Briefe mit den Gelehrten im Auslande, die Korrespondenz mit den Druckern und die gedruckten Exemplare seiner Fabelsammlungen, alles war in den Ofen gewandert, mit dem die junge Frau zu besonders guter Stunde den Gästen den Aufenthalt im Hause behaglich zu machen gewünscht hatte. Von einer tauben Haushälterin bedient, verbrachte Münchhausen seine letzte Lebenszeit völlig vereinsamt in einem Flügel seines Schlosses, dessen Eingangstüren mit Brettern vernagelt waren. Im Dorf wußte man später wochenlang überhaupt nicht, daß der Baron das Zeitliche gesegnet hatte. Er war, seit er sich geweigert hatte, den andern als Zielscheibe des Spottes wieder zu dienen, sehr schnell und gründlich vergessen worden. Ein Lebensschicksal, das nach Generationen zur Sage geworden, später wieder erstehen sollte in einer veränderten Form, einem fremden Bearbeiter zu Ruhm und Nutzen.

VERKANNTE LEBENSSCHICKSALE. JOHANN CHRISTIAN RUBERG, DER GOLDMACHER

Unter den verkannten Lebensschicksalen und den Menschen, die von der Geschichte zu unrecht vergessen und deren Charakter verfälscht worden ist, muß in erster Reihe der thüringische Predigtamtskandidat Johann Christian Ruberg erwähnt werden, der in den alten Chroniken Oberschlesiens unter dem Beinamen der Goldmacher bekannt ist. Gold hat zwar Ruberg nicht gemacht, und auch kaum zu machen beabsichtigt, aber er ist der technische Wegbereiter einer der größten Industriezweige in der Metallwirtschaft geworden, der Zinkindustrie, und hätte Ruberg das Glück gehabt, in England oder Amerika geboren zu sein, so wären Dutzend Monographien über seinen Lebenslauf erschienen, Universitäten und wissenschaftliche Gesellschaften würden nach seinem Namen benannt sein, und die übrige Welt würde keine Minute im Zweifel darüber gelassen worden sein, was sie dem Genie eines Ruberg zu verdanken hat. So aber ist Ruberg verkannt und vergessen. Er liegt begraben auf dem Friedhof der lutherischen Gemeinde Anhalt im Kreise Pleß, der jetzt zu Polen geschlagen ist. In der Gemeinde Anhalt, in der lutherischen Kirchengeschichte verknüpft mit dem Namen Schleiermacher, hatte Ruberg seine Zuflucht gefunden, und die Bauern erzählen sich noch heute von dem unsteten Goldmacher, der durch Oberschlesien gewandert ist, zuletzt völlig dem Trunke ergeben. Im Straßengraben hat ihn der Bauer, bei dem er gerade reihum gewohnt hat, aufgelesen, und dort ist er auch gestorben, ein Landstreicher und verfehmter Mensch.

Nach Oberschlesien wurde Ruberg gerufen gegen Ende des 18. Jahrhunderts von den Fürsten Pleß, die sich von Freiberg einen Mann verschreiben ließen, der etwas von Metallschmelzen verstünde. Die oberschlesischen und Breslauer Kaufleute, die nach der Aufforderung Friedrichs des Großen gerade angefangen hatten, Eisen zu schmelzen, verfolgten die Versuche der Fürsten Pleß mit unverhohlenem Spott. Zwar verfügten die Fürsten über einen unermeßlichen Grundbesitz, aber bares Geld war wenig in den Kassen, und es war daher nicht weiter verwunderlich, daß man den Fürsten spöttisch nachzusagen be-

gann, sie hätten die Absicht, Gold zu machen. Was Wunder, daß auch der Predigtamtskandidat, den man gerufen hatte, den Titel Goldmacher bekam. Eine fabelhafte natürliche Begabung hatte den Ruberg sein Theologiestudium auf den Nagel hängen und sich den Naturwissenschaften zuwenden lassen, und gerade in der spekulativen Methodik leistete er so außerordentliches, daß ihn seine Professoren mit gutem Gewissen den Fürsten Pleß empfehlen konnten. Diese selbst mißtrauischer als die gelehrten Herren, engagierten den Kandidaten zunächst als Hauslehrer. Erst viel später vermochte Ruberg die Fürsten auch für seine Fähigkeiten als Chemiker zu interessieren, und sie stellten ihm ihre Glashütte in Wessola für Experimente im Schmelzen zur Verfügung. Lange Zeit hörte man von Ruberg nichts mehr. Die Glashütte ging nicht recht vorwärts, und als die Fürsten Pleß sich mit dem Gedanken trugen, den Betrieb einzustellen, steuerte Ruberg aus seinem väterlichen Vermögen, er war der Sohn eines reichen Müllers, noch Mittel zur Weiterführung des Glashüttenbetriebes bei. Schon damals mochten die Nachbarn, die Gudullas, Winkler, Grundmann und Holzhausen, und wie sie alle heißen mögen, aus denen später die oberschlesischen Industrie-Magnaten-Familien hervorgegangen sind, über den Phantasten nicht schlecht gelacht haben.

Später aber verstanden sie aus dem erst so verachteten Ruberg Kapital zu schlagen. Überaus zahlreich sind die von ihm für die Eisenverhüttung empfohlenen technischen Verbesserungen. Vielleicht fehlte ihm die wahre wissenschaftliche Grundlage, seine großen Kenntnisse in der Chemie praktisch nutzbar zu machen, vielleicht fehlte ihm nur die innere Sammlung, wahrscheinlich fehlte ihm aber die Anerkennung der damaligen wissenschaftlichen Welt, die ihn zu einem Phantasten und Dilettanten stempelte. Ruberg entdeckte das Verfahren, aus der zinkhaltigen Schlacke das reine Zink zu schmelzen, und erbaute 1798 den ersten Zinkofen, um das Metall im großen herzustellen. Von dieser Anlage nahm die Zinkindustrie der Welt ihren Ausgang, und die Engländer haben es nicht versäumt, in der Geschichte ihrer Zinkindustrie den deutschen Kandidaten Ruberg jetzt nachträglich gebührend ehrend zu erwähnen. Obwohl alle Industrieherren der Umgegend sich die Rubergsche Erfindung zunutze machen konnten und den

Grundstock zu ihren Millionen-Vermögen damit legten, nahmen sie den Kandidaten um so weniger erst, je rascher die Zinkhütten im Gebiete emporwuchsen.

Ruberg mochte es nicht verstanden haben, sich mit ihnen zu stellen, möglich auch, daß er sie verachtete. Am wenigsten verstanden ihn seine Brotgeber, die Fürsten Pleß. Diese verstanden nicht einmal, aus der Rubergschen Erfindung für sich selbst Nutzen zu ziehen. Auf dem Pleßischen Grundbesitz wurden damals keine Erze gefördert, auch Kohle noch nicht. Die Nachbarn aus der beuthener und gleiwitzer Gegend kamen und holten sich von Ruberg, was an Experimenten neu gelungen war. Schließlich weigerten sich die Fürsten Pleß sogar, für die Ruberg'schen Experimente weitere Zuschüsse zu zahlen, sie hatten auch gar kein Interesse, sich an der Hüttenindustrie der Nachbarn, die Ruberg zu mächtigem Leben entfacht hatte, zu beteiligen. Man kann verstehen, daß dem ringsum verachteten Kandidaten, der von keinem ernst genommen wurde, schließlich die Galle überlief, er begann seine schlechte Laune an dem Brotgeber auszulassen, und wurde eines Tages kurzerhand vor die Tür gesetzt. Die andern, eifersüchtig aufeinander und sorgsam darauf bedacht, keinem einen technischen Vorsprung zu gönnen, taten ein übriges und wiegelten das Volk gegen Ruberg auf. Das polnische Bauernvolk im Pleß'schen Kreise war noch leicht für allerhand Hexenzauber zu gewinnen und gegen Ruberg, den Gottesleugner und Goldmacher wetterten von der Kanzel herab die Prediger. So, dachten die klugen Drahtzieher, wird es vorerst keinem der Konkurrenten einfallen, diesen Mann bei sich aufzunehmen. Aber Johann Christian Ruberg, von persönlichem Unglück verfolgt – zwei Kinder starben und die Frau, die er aus der thüringischen Heimat sich geholt hatte, lief von ihm weg – machte auch nach anderer Richtung einen dicken Strich durch die Rechnung der Industriemagnaten: er lehnte die Verhandlungen aller, die sich mit ihm hintenherum in Verbindung setzen wollten, ab, er schwieg allen Ausfragern gegenüber wie das Grab. Ein Mann, der nach dem heutigen Stand der gesetzlichen Regelung von Patenten und Lizenzen ein Millionen-Vermögen verdient haben würde, war schließlich gezwungen, als Bettler auf der Landstraße zu sterben. Denn die Industriebarone vergalten den öffentlichen Spott dem Ruberg, der immer bissiger wurde, mit gleichem. Ruberg,

der anfangs noch ein kleines Anwesen sein eigen nennen konnte, war so verschuldet, daß er vom Hofe gejagt wurde und sank schnell von Stufe zu Stufe. Dies ist das unwürdige Schicksal des Begründers der deutschen Zinkindustrie, die bis zum Kriege eine Vormachtstellung in der Welt eingenommen hat, das Schicksal eines Mannes, würdig eines besseren Biographen als die auszugsweise und verfälschte Behandlung alter oberschlesischer Chroniken, würdig eines Dichters, dem das Material zur Geschichte dieser Gründerzeit in den Archiven oberschlesischer Magnatengeschlechter in überreicher Weise zur Verfügung steht.

FLOYD DAVID

Die Rauchfahnen der Schlepper ballen sich nach oben und stehen –

Dann trifft sie ein Windstoß und drückt sie nach St. Pauli hinüber, ziehen sich auseinander, ganz schnell –

Und die Bäume längsseits sind triefend braun, roßbraun, überall sproßt Grün, die Bäume schimmern schon grün –

Donnerwetter, es ist Frühling; es wird Frühling. Muß ja auch Frühling werden.

Der Frühling in Hamburg ist anders wie in New York.

Und das soll wahr sein!

Floyd David auf dem Wege. Floyd zwischen den grünen Bäumen, querwegs durch die Anlagen, Blumenrondells, Farnecken. Großartig das Leben, heilig die Aufgabe, ungeheuer die Verantwortung – Großartig. Floyd David geht dahin, springt und fliegt – tänzelt.

Floyd ist der Sohn eines Arztes in Minneapolis. In St. Louis die hohe Schule besucht. Nach New York durchgebrannt. Der Vater hat verziehen, der gute gemütliche Doktor, mit anständiger Landpraxis, großgeworden, bescheiden groß. Floyd kann mit einem leidlichen Wechsel rechnen. Floyd studiert und hat so seine Freunde.

Die Jugend, sagt Josuah David, ist eben jung. – Der Alte liest die europäischen Fachblätter, er studiert und denkt dabei, und ist so weise, so vollgepfropft studiert, und pfeift vor sich hin, die Brille oben auf der Stirn: das ist der Negerdoktor Josuah David, eingeschriebenes Mitglied der Ärzte-Gesellschaft, bekannt und registriert, Methodistengemeinde, Vereine dutzende.

Floyd nickt dem Alten über den Ozean hinüber zu. „Mein Herz hat Dich gefragt" – hoppla, ganze zwanzig Jahre.

Gewerkschaftliches aus dem *Hamburger Echo*:

Gegenwärtig findet in Hamburg eine Veranstaltung statt unter dem hochtrabenden Titel „Erster Internationaler Kongreß der Negerarbeiter der Welt". Die Veranstalter sind in jenen Kreisen zu suchen, die schon immer alles Heil unentwegt von Moskau erwarten. Die wachsende Unruhe und Unzufriedenheit

im Innern, der Mangel an Lebensmitteln und Textilien zwingt die Moskauer Machthaber ihrer Komintern (Moskauer Internationale), eine intensive Tätigkeit in den Kolonialländern und besonders unter den Negern vorzuschreiben.

Im Lokalen Teil der *Hamburger Nachrichten*:

Eine Tagung von schwarzen Agitatoren, die nach Liverpool einberufen, aber von den englischen Behörden verboten worden war, ist jetzt scheints nach Hamburg übersiedelt. Hoffentlich gelingt es der Polizei, die Stadt von diesen mehr als unerfreulichen Gästen so bald als möglich zu befreien. Unser armes Deutschland als Tummelplatz bolschewistischer Neger-Agitatoren – das hat uns gerade noch gefehlt!

Aus dem *Polizeibericht* des Tages:

In den Nachmittagsstunden wurde eine im Bezirk nicht gemeldete politische Versammlung, die hauptsächlich von Negern besucht war, von einer Polizeistreife ausgehoben. Dabei wurden 11 Personen, die sich nicht genügend ausweisen konnten, und überdies nicht im Besitz eines ordnungsmäßig ausgestellten Passes waren, sistiert. So weit es sich dabei um ausländische Seeleute handelt, die ein Schiff nachweisen können, oder bei einer der hiesigen Heuerstellen registriert sind, werden diese im Laufe des nächsten Tages wieder in Freiheit gesetzt werden. Die übrigen werden, sofern sie nicht wegen eines Verbrechens gesucht sind, unverzüglich über die Grenze abgeschoben werden.

Hamburger Volkszeitung:
Heraus zur Protestversammlung!
Bei Sagebiel – Sagebiels Festsäle
Polizei überfällt den Kongreß der Negerarbeiter der Welt.

Floyd David wurde am dritten Tag nach dem Untersuchungsgefängnis am Holstenplatz überführt. Der Junge hat sicher was ausgefressen, das war die Meinung des die Aktion überwachenden politischen Beamten; ein braver Mann, früherer Gewerkschaftsbeamter, guter Familienvater, der Kommissar konnte nur die Achseln zucken. Es ging ihn auch weiter nichts an.

Floyd David wurde mit einem umfangreichen Laufzettel eingeliefert. Der Inhaftierte behauptet usw. – Es ist nachzufragen usw.

Floyd David, Sohn des Dr. Josuah David, Arzt in Minneapolis.

Von Beruf Student.

Der Aufenthalt in der Zelle ist zu ertragen, wenn er erstens das Ungewohnte des Abenteuers in sich trägt, aber auch ein guter Schuß Phantasie ist vonnöten.

Zeitweilig wurde Floyd betrübt, daß Bob Johnson nichts von sich hören ließ. Quälender Gedanke, daß Bob möglicherweise nichts von sich hören lassen konnte. Entweder hatte er schon ein Schiff genommen, oder war zwangsweise abgeschoben worden, oder saß irgendwo im Versteck, oder die Versuche, die Bob unternehmen würde, drangen nicht zu Floyd durch. Denn Bob Johnson war der Kamerad, wie kein zweiter in der Welt. Bob besaß die Mitgliedskarte der Skandinavischen Heizer-Union, eine Auszeichnung, die ihn geradezu für die amerikanischen Behörden unangreifbar gemacht hatte. Der beste Mann der Organisation in den Staaten. Der Untersuchungsbeamte vorn im Büro, zu dem Floyd jeden dritten Tag vorgeführt wurde, schien auf das Zeugnis dieses Mannes kein Gewicht zu legen. Johnson war der einzige, der David hätte ausweisen können. Er hatte ihn mit hinübergenommen. Johnson hatte so ein Stück Papier ausgestellt, und David war unten an Bord unbehelligt geblieben, denn Bob Johnson war eben eine Respektsperson –

Inzwischen wurde Floyd David photographiert, gemessen, und daktyloskopiert.

Es war für ihn einfach unmöglich, jemanden um Rat zu fragen. Ein Anwalt kümmerte sich nicht um ihn, Floyd hatte auch nicht das Geld in der Tasche, einen Anwalt zu bezahlen. Weder war eine Parteistelle vorhanden, ein offizieller verantwortlicher Veranstalter, und wenn einer vorhanden gewesen wäre – die Beamten hätten davon den David nicht unterrichtet, um ihm die Möglichkeit zu geben, den Behörden Scherereien zu machen.

In dem Bericht der Hamburger Volkszeitung, der einige Tage nach dem Auffliegen der Konferenz veröffentlicht wurde, stand zwar Floyds Name. Am zweiten Tage sprach zum

Punkt „Jugendbewegung" der amerikanische Negergenosse Floyd David: er betonte die Notwendigkeit zum Aufbau einer eigenen Jugendbewegung und legte Richtlinien für die organisatorische Zusammenfassung, den Austausch der Informationen, Berichte u.a. vor. Den Lesern der Volkszeitung, den Parteigenossen, den Funktionären der Roten Hilfe war indessen gar nicht bekannt, daß dieser gleiche Floyd David im Hamburger Untersuchungsgefängnis festgehalten, noch festgehalten wurde, weil ein Beamter der Fahndungsabteilung der Meinung war, daß David durchaus ein von der amerikanischen Polizei gesuchter Gangster sei – die übrigen Sistierten waren nämlich schon zwei bis drei Tage später sämtlich abgeschoben worden, sang- und klanglos. Daher verhielt sich auch die Partei ruhig, die Sagebiel-Versammlung war sogar auf Sieg aufgezogen gewesen.

Das Abenteuer – das Abenteuer wechselte die Farbe.

Der Frühling war draußen.

Der Student Floyd David aus USA hatte sogar Mühe zu verstehen und erst recht sich verständlich zu machen.

Die Schließer in seinem Flügel, mochten es auch brave Leute sein, liebten klare Verhältnisse. Ein Mörder war ein Mörder, ein Dieb, ein Kinderschänder – schließlich waren es auch Menschen, manchmal durchaus nette Leute, die ganz umgänglich waren. Ein Gefängnisbeamter ist kein Stück Holz, er hat – seit dem Umsturz – freundlich zu sein gegen jedermann. Aber dieser David, davon wurde im Büro, wo der Mann, der seine Wache geht, sich einzutragen hatte, davon wurde direkt gesprochen, dieser David war nicht richtig. Der Junge hatte etwas auf der Kerbholz; tut so fein, hat Sachen auf dem Leibe, die bestimmt gestohlen sind, ein Neger und seidene Wäsche – da stimmt etwas nicht. Der Junge sieht nicht aus, als ob er je eine Arbeit anfassen wollte.

Der Inspektor auf diesem Flügel, ein braver Beamter, leutselig, beliebt bei den Gefangenen, weil er fünfe gerade sein ließ, gab das Signal. Auf seinem Kontrollgang ließ er sich die Zelle Davids aufschließen, fuhr mit dem Finger die Bordleiste ab nach Staub, drohte, zeigte auf den Handfeger, Gesicht wie eine Bulldogge, Floyd David lächelte ihm zu, der Mann sah auch zu komisch aus. Der Inspektor kam ins Fluchen, bis dahin verlief noch alles programmäßig, dann aber

ließ sich der Beamte gehen, es kam ihm einfach so herausgeschossen: Schwarze Sau! Die beiden Wärter waren herbeigeeilt, die Kalfaktoren, Fluchen und Geschrei: Schwarzes Schwein, Nigger! Floyd wurde am Arm gefaßt, gestukt, demonstriert unter wieherndem Gelächter – und dann wurde Floyd scheu, er bekam Angst, er wurde ganz verzweifelt. Er wurde gejagt, er fühlte sich getreten und beleidigt, abgeschnitten von der Welt, verurteilt zum Ersticken. In der Nacht schüttelt sich Floyd erstmalig in dieser entsetzlich großen Angst, von der er schon früher in den Erzählungen der Alten gehört hatte.

Es ist ganz ohne Zweifel, daß der Neger sich der weißen Rasse unterlegen fühlt. Im Allgemeinen nimmt er die Fußtritte der Weißen hin wie etwas Selbstverständliches. Die Negerväter in den Staaten müssen sich daher eine besondere Mühe geben, so etwas wie Aristokratie unter ihren Sprößlingen zu entwikkeln. Die amerikanische Regierung fördert diese Bestrebungen mit allen Mitteln, man hat ein Garderegiment für die Schwarze Miliz geschaffen, eine Universität und mehrere Spezialschulen sind gestiftet worden, und die Negerväter, deren Söhne solche Schulen besuchen, sind hochgeehrt. Die Jugend indessen hat für diese Form von Aristokratie weniger Verwendung. Sie ist vielleicht in zu engen Grenzen, die schwarze Leistung wird niemals gleichgesetzt der weißen, und so gleiten die Jungens ab, während die Mädchen in einem Beruf sich eher bescheiden, zumal wenn sie auch ihrerseits wieder Akademiker heiraten, und künftig auf Kinder verzichten. Den Jungens aber wird ihre Welt zu eng. Das ist der Weg des Floyd David. Aus einem Lesezirkel in den politischen Debattierklub, die Negerfrage wird zum Brennpunkt, sich aufzuopfern, für die große Gemeinschaft der schwarzen Rasse und zur brüderlichen Verständigung der schwarzen und weißen Rasse in der Welt. Heil Moskau!

Und berauschend war es, viele hundert Zuschauer hatten sich von ihren Plätzen erhoben, unter großem Beifallklatschen, lauten Zurufen, Getrampel und Geschrei, oben auf dem Podium saßen die Neger-Delegierten aus aller Welt, die Vertreter der Negerarbeiter aus den Vereinigten Staaten, aus Nigeria und Südafrika, von der Goldküste, Sierra Leone, Senegal und

Gambia, Vertreter waren eingetreten aus den ehemaligen deutschen Kolonien in Afrika und aus Trinidad. Berauschend, als Storey und Brody, die im Zuchthaus von Atlanta schmachten, zu Ehrenvorsitzenden des Kongresses gewählt wurden, und als James Ford, der Obmann des amerikanischen Gewerkschaftsbundes der Negerarbeiter, über die Aufgaben der internationalen Verbrüderung und die Notwendigkeit einer straffen und schlagkräftigen Organisation zu sprechen begann – und das alles vor vielen hundert weißen Arbeiter-Delegierten, Kameraden aus aller Welt, Vertreter der Gewerkschaften, der Kultur- und Sportverbände, und alle waren begeistert, und sie hatten sich erhoben, wenn einer der Delegierten zu sprechen aufgehört hatte, um gemeinsam, weiße und schwarze Arbeiter, das Kampflied zu singen.

Floyd David spürt in dem unruhigen Halbschlaf, das Haus atmet so seltsam und schwer bedrückt, spürt das Dämmern des neuen Tages, die Zelle weitet sich, die Gitter spreizen auseinander, ein geheimnisvolles Weben zu neuem Tag. –

Ein paar schüchterne Vogellaute, ganz fernes Zirpen, es reißt immer wieder ab und verliert sich in die Tiefe und die große Weite, die heller wird. Floyd David wartet auf den befreienden Schlag, der als Lied aufsteigt und jubelt, der Gefangene wartet und dämmert dahin, einmal nur den Laut zu hören, der heimatlichen Finken, der pfeifenden Goldammern. Die Negerfrauen von Gambia, die vor dem englischen Residenten gegen die Kopfsteuer demonstriert haben, sind mit Maschinengewehrfeuer empfangen worden, 120 Tote und 465 Verletzte. Die Kopfsteuer treibt die Neger von ihren Farmen, die Männer werden in Konzentrationslager gebracht und von dort zum Bahnbau gepreßt, 70 tote Negerarbeiter kommen auf den Kilometer der Strecke, die Nigeria mit dem Osten verbindet – Statistik.

In Belgisch-Kongo, in Léopoldville, streiken die Boys, die Unterstützungskasse hat man ihnen genommen, verboten, sich gewerkschaftlich zu organisieren, die Führer sind aufgehängt.

Ein französischer Offizier in Tschandala läßt seinem Burschen mit dem Hammer die Hoden abschlagen, der Sozialverräter Boncour spricht davon in der Pariser Kammer mit Bedauern und Achselzucken, drei Ärzte kommen auf vier Millionen Menschen, das Gebiet ist verseucht, völlig abgesperrt von der

Sanitätsbehörde, Schlafkrankheit, und die Leute vom Pasteur- und Koch-Institut experimentieren daran herum, die Bewohner fliehen aus den Hütten, wenn die Sanitäts-Expedition im Anmarsch ist.

Und in Haiti und San Domingo in Cuba – die allmächtige United Fruit Company stellt das Land auf Fruchtkultur um, die Negerfarmer werden verjagt, die gesetzlichen Besitztitel auf das Land sind für ungültig erklärt, die Neger werden auf das Festland deportiert, die Beamten, die Vorsteher, die Landesvertretung ist eingesperrt.

Floyd David ist wach geworden, in Schweiß gebadet, blutvoll wach.

Das Glockenzeichen schrillt: Aufstehen – Floyd David ist schon aufgestanden.

An einem solchen Tage fliegt das Leben schneller. Der Untersuchungsgefangene Floyd David ist schon darauf vorbereitet, daß seine Nummer von unten zum Stationswärter hinaufgerufen wird; und wie er denn durch die endlosen Korridore ins Gerichtsgebäude hinübergeführt wird, ist auch nicht die geringste Scheu mehr zurückgeblieben. An einem solchen Tage gehen alle Schwierigkeiten dieses Lebens ein Stück vorwärts.

Der Beamte, dem Floyd David jetzt vorgeführt wird, ist ein höflicher und gebildeter Mann. Er hat ein schmales Aktenstück vor sich auf dem Tisch, blättert darin und blättert, während er von Maßnahmen, Vorsorge, Staatsbedenken, internationalen Vereinbarungen und ähnlichem spricht, alles in einer Sprache, von der David nur einen geringen Bruchteil der Worte versteht. Aber der Junge lächelt den Herrn tapfer an, was soll es schon, und der Herr lächelt zurück, das ist ja alles Humbug und unnützes Palaver.

Soviel wird klar, daß Floyd David mit einigen Tagen Haft bestraft ist, aber daß diese Strafe auch bereits verbüßt ist, und daß er zurückgeschafft werden wird, über die Grenze – David kann sich darunter nichts Schreckliches vorstellen; er möchte nähertreten und dem freundlichen Mann danken. Die Akten werden zugeklappt. Sie gehen in eine andere Abteilung der Behörde. Der Fall ist erledigt. Das Generalkonsulat hat um Zustellung des Protokolls gebeten, um den Fahndungsbericht der Polizei über besagte Konferenz; dafür wird David schon ab Hamburg auf einem amerikanischen Dampfer über-

nommen, zur Verfügung des Untersuchungsgerichtes in New York. Die Sache regelt sich, die Hamburger Polizei ist alle Scherereien los. Wenn es passend wäre, würde der höfliche Beamte sich die Hände reiben.

Aber er winkt dem Jungen, der geradewegs auf ihn zukommt und ihm die Hand reichen will, lächelnd ab. Aber fast wider Willen streift er den Burschen mit einem neugierigen forschenden Blick – was geht es ihn an, ein Fremder, für die Hamburger Polizei ein Namenloser, nicht mal reif für die Identifizierung. Irgendetwas stört den Beamten an der Haltung des jungen Negerstudenten – schließlich ist es doch ein gebildetet, ein studierter Mensch – der Blick ist ein wenig getrübt, unschlüssig. Für eine kleine Weile ist der Beamte unsicher, dann bekommt er sich in die Gewalt, bewahrt seine Haltung, sachlich, kühl. Dieser Blick hat auch dem Jungen nicht gefallen. Er stutzt, wendet sich zum Gehen, der begleitende Wärter ist schon an der Tür voraus – Floyd David verbeugt sich nur, dann ist es vorbei. Er marschiert wieder die Korridore entlang. Es wird bald alles vorbei sein, es ist ein großes Abenteuer. Hoffnung strahlt übers ganze Gesicht, die Freude, alles schon hinter sich zu haben; die glückliche Jugend vergißt so schnell –

Schon am gleichen Tage wird Floyd David von einem in Civil gekleideten besseren Herrn aus dem Gefängnis abgeholt. Der Mann spricht ein tadelloses Englisch und sagt, sie gehen an Bord, David solle ihm folgen und sich nicht von seiner Seite entfernen, dabei lächelt er ihm drohend zu. David versteht nur zu gut, er ist ja so froh, er verspricht alles und sprudelt tausend Fragen heraus und schwatzt. Der Mann sagt darauf ein paar nichtssagende Phrasen. Das Wetter ist wundervoll, die Sonne steht noch hoch am Horizont. David empfindet so recht, wie schön doch die Welt ist. Bis er an Bord des Überseers vor den 1. Offizier geführt wird, der ihn mustert von Kopf bis Fuß, sehr bedachtsam und ihm, als er zu reden anfangen will von dem Vater, der die Passage bezahlen wird, barsch das Wort abschneidet und einen Mann von der Wache ruft und den Quartiermeister. Bis schließlich David vorn, zwei Stock tief unter Deck, in der Arrestzelle untergebracht ist, Flüche und Drohungen zu hören bekommen hat und fest da-

von überzeugt, man verwechselt ihn hier mit einem entsprungenen Verbrecher.

Das ist nicht richtig, denkt Floyd David. Er ist noch ganz benommen. In diesem engen Loch, er ist gar nicht imstande klar zu denken. Es wird sich noch aufklären, denkt er, die Papiere werden gebracht werden, der Kapitän wird alles feststellen können, er wird sich zu ihm führen lassen, er trommelt mit den Fäusten an die Wand. Von der Ferne, ganz weit hinten im Gang, hört er, vielleicht als Antwort darauf, einen Steward fürchterlich fluchen.

Noch in der gleichen Nacht finden sich an der Klappe ein paar Neugierige ein. David hört Flüstern, vorsichtiges Klopfen in Signalen, die er nicht kennt. Er ist vom Lager aufgestanden und fragt durch die Ritze. Alles wird sogleich totenstill. Beschwörendes Zischen. Er wartet; dann hört er schleichende Tritte sich entfernen.

Am nächsten Morgen bringt ihm der Steward etwas zu essen. David beginnt auf ihn einzureden, will seine Geschichte erzählen. Der Steward aber ist abweisend. Mitten in der Erzählung geht er hinaus, die Klappe läßt er wie aus Versehen offen. Dann kommt einer und fragt in den Raum hinein. David versteht zuerst gar nicht. Endlich wird ihm klar, sie wollen wissen, was er ausgefressen hat, sie halten ihn für einen schweren Jungen, und sie fangen an zu fluchen, wenn er ihnen von dem Kongreß erzählt. Das wiederholt sich ein Dutzendmal. Zweimal wird er an diesem Tage nach vorn geführt, immer führt ihn ein Matrose, der ihm zuflüstert, er wird ihm die Knochen zerbrechen, wenn es ihm einfallen sollte, auszureißen. Floyd David wird vor einen Intendantur-Beamten geführt, der ein Bündel Papiere vor sich liegen hat und ihn nach seinem Namen fragt. Der Beamte läßt ihn genau die Personalien aufschreiben, vergleicht umständlich, und läßt ihn dann seine eignen Angaben unterschreiben. Spricht sonst kein Wort, gibt auf Fragen überhaupt keine Antwort. Wie der leibhaftige Henker steht die ganze Zeit der Matrose hinter ihm. Das zweite Mal wird ihm nochmals verlesen, daß er nach New York zur Verfügung des Richters gebracht wird, kein Wort weiter. Abends sagt ihm der Steward, der ihm wieder Essen bringt, daß sie in der Nacht abgeschleppt werden, mittags sind sie schon auf See. Floyd David will wieder ein Gespräch anfangen und beginnt wieder, als

der andere nicht direkt ablehnt, zu erzählen. Der Steward schüttelt nur den Kopf, nachdenklich, dann ablehnend, schließlich wird seine Ablehnung voller Verachtung. Nachts flüstert es wieder an der Klappe. Sie wollen es einfach nicht glauben, daß er nur ein Staatsverbrecher sei, einer fragt ihn direkt, ob er denn den Präsidenten habe ermorden wollen – mit höhnischem Unterton. Und dann bieten sie ihm Chancen. Er soll sagen, ob er in Hamburg oder sonst einer Stadt Beute versteckt hat. Einer, mehrere bieten sich an, sie für ihn rauszuholen. „Ich habe nichts getan, überhaupt nichts", schreit David. Stille. Dann schlägt einer mit dem Fuß an die Tür, daß es schauerlich hallt.

So vergingen die 24 Stunden. Wie im Traum, in einem bösen Alpdruck. In einem Fieber, aus dem der Gefangene sich erst allmählich wiederfand; es hatte sehr weh getan.

Irgendetwas war vorgefallen, das ihm die Feinde, die Welt der Ausbeuter und Sklavenhalter, zugefügt hatten. Er begann wieder Kraft zu sammeln und den Widerstand vorzubereiten – Floyd David muß durchhalten, muß stark sein im Kampf, das hohe Ziel, schuldlos zu leiden und ungerecht, gewann wieder Gestalt.

Irgendwo in diesem großen Schiff, fern von ihm und ohne Möglichkeit, sich mit ihm zu verständigen, waren sicher die Kameraden, die so fühlten wie er, Brüder im Kampf um die Befreiung der Welt von den Ketten, Kameraden, zu denen er gehört und mit denen er verbunden ist. Das gab ihm Trost und Zuversicht. Auch diese Prüfung wird vorüber gehen, nur aushalten.

Er hörte nicht mehr, wie der Kasten von der Pier abgeschleppt wurde. Er war erschöpft und müde, zerschlagen und endlich irgendwie doch beruhigt eingeschlafen.

Während der folgenden Tage verlief alles glatt und ohne zu tiefe Bedrückung. Einesteils schien man ihn völlig vergesen zu haben, oben auf der Brücke – er wurde nicht an Deck geführt, obwohl es ihm die Stewards jeden Tag immer wieder von neuem versprachen; komische Hoffnung, als ob zur Verherrlichung amerikanischer Freiheit der Kapitän eines amerikanischen Schiffes seine Hand dazu bieten würde, einen deportierten Neger und Staatsverbrecher unter Bedeckung der Schiffspolizei

seinen Gästen zur Schau zu stellen, Commodore Walsh hätte derartiges für krankhafte Phantasie eines besoffenen Reporters gedeutet. Der Dampfer hielt in Southampton, lag einige Stunden in Cherbourg und hatte dann direkten Kurs über den Atlantischen. Dagegen fanden sich an der Klappe regelmäßig Neugierige von der Freiwache ein, immer die gleiche Frage, das gleiche Kopfschütteln bis auf die gleiche höhnische Antwort, hinter der Floyd David bereits eine gewisse Kameradschaftlichkeit herausgefunden hatte; es begann ihm Spaß zu machen. Und auch die Stewards zeigten sich ernsthafter zu einem Schwatz aufgelegt. Floyd David erfuhr aus solchen Plauderstündchen, daß die Jagd nach Roten und die Ausschnüffelung der Bolschis ein überaus heikles Thema ist, jeder wird sofort mäuschenstill und kneift die Augen zusammen. Jäger und Gejagte, Vorsicht – Floyd David war es einfach unmöglich, ein Gespräch darüber in Gang zu bringen, vollends aber erst, als ein schon recht bejahrter Handlanger des Zimmermannes ihn darauf aufmerksam machte, daß es garkeinen Zweck hätte, darüber zu reden; die Bolschis würden ihn nach vorn zu den Akten tragen, denn jetzt hätten sie die Chance, sich damit von dem Verdacht zu reinigen und ihm, dem Jungen, könne es ja nichts schaden, denn er sei ja sowieso schon festgemacht – und die andern, die seien auch nicht so schlecht, wie man sie immer mache, wenn sie auch nicht direkt zu den Roten gehören, und diese würden vielleicht auch schweigen und sich ruhig alles anhören und darüber nachdenken, aber zum guten Ende kommen sie damit selbst in den Verdacht der Bolschis, und das sei für einen gutgemeinten kleinen Schwatz reichlich teuer bezahlt – Floyd kannte sich darin nicht mehr aus.

Das Abenteuer geht dem Ende zu. Allmählich verändert sich schon der Laut aus der Ferne, von oben vom Deck, alles wird einen Ton vertrauter. In der Nacht hört David mit dem Windzug einen Schwall Tanzmusik aus den Salons, die Türen oben sind nicht mehr verschlossen, der Bootsmann hört über die Funkkabine amerikanische Sender, das Schiff geht seinen guten Kurs.

Der Duft süßen Tabaks kam entlanggeweht, ein Lachen, Flüsterstimmen, und weit draußen das Signalhorn, das dieses Schiff im Vorbeifahren begrüßte, Musik auf der Brücke, Musik vom Turm, Musik in der Bar, Musik in der Pantry, auf den

Gängen – Floyd reckte sich, daß die Gelenke knacken, glücklich und fiebernd. Es wird so vieles zu erzählen sein. Die Freunde kamen nicht mehr. Es ist schon alles im Aufbruch. Dann macht der Dampfer in Ellis Island fest, die Schraube wurde still, die Motore liefen noch, aber wie müde überhetzte Gäule, die noch eine Weile weitergaloppieren noch auf einen letzten Sprung.

Floyd David wird nach vorn gebracht, im Schalterraum des Zahlmeisters wird er zwei Herren vorgestellt und bekommt wieder seinen Bogen hinübergereicht zum Unterschreiben. Dann fordern ihn die beiden Herren auf zu folgen und voranzugehen, zwei Schritt Abstand bis drei Schritt.

In der Kriminalabteilung im Abfertigungsbüro der Einwanderungspolizei befindet sich eine geräumige Halle, die Tag und Nacht von Leuten überfüllt ist. In Gruppen stehen die Männer herum, die sonst nichts zu tun haben als möglichst unbefangen sich zu unterhalten, Scherze zu machen und Erfahrungen auszutauschen. Ein vielfältiges Stimmengewirr empfängt Floyd David, das Vertrauen erweckt. Sogleich ist der Neuankömmling umringt, Mittelpunkt einer Gruppe, die auf ihn einfragt. Floyd ist noch ganz benommen, und es dauert eine Weile, bis er auftaut. Er hat nicht viel zu erzählen, er ist ja schon von den Stewards bis auf die Knochen ausgepumpt, und was er von Hamburg und dem Zweck seiner Reise erzählen kann, findet wenig Interesse. Die Leute wollen mehr wissen. Der eine zieht den Jungen ein wenig auf, der andere hält ihn für einen besonders Gerissenen, der bloß mit der Sprache nicht heraus will, wieder ein anderer weist ihm einen guten Unterschlupf nach, wenn er einen Teil abgibt – Floyd fühlt beseligt, daß jetzt bald alles ein Ende haben wird, er will frei sein, er ist frei; Nummern werden aufgerufen, er muß nur noch warten, bis man ihn aufruft, auch Floyd hat eine Marke am Rock, Nummer 61.

Floyd will sich abwenden, er hat es genug, immer wieder ausgefragt zu werden, die Witze, die Stichelreden. –

Plötzlich fallen die Männer über ihn her. Vielleicht hat er einen beiseite gestoßen, er hätte es beim besten Willen nicht sagen können, er wurde ja sowieso hin und her gestoßen – sie fallen über ihn her. Er wird in den Bauch getreten, ehe er sich noch aufrichten kann, setzt es Schläge auf den Kopf, ins Ge-

sicht, das Blut schießt ihm aus der Nase, die Lippe ist aufgesprungen. Er sieht nichts, er rudert verzweifelt mit den Armen, er kommt gar nicht dazu etwas zu schreien, zu brüllen – er sackt zusammen, stöhnend und dann lautlos, einer tritt noch den am Boden Liegenden – er hört nichts mehr. Er fühlt es nicht mehr, daß er aufgehoben wird und aus der Halle getragen. Er weiß nicht, was mit ihm geschieht.

Er erwacht erst wieder in der Zelle. Ein Mann steht neben ihm, und wischt mit einem feuchten Lappen das blutende, dick aufgeschwollene Gesicht. Floyd liegt auf der Pritsche und kann sich nicht rühren, es tut entsetzlich weh, sich zu erinnern, was mit ihm geschehen ist. „Steh auf, mein Junge", sagt der Wärter; möglich, daß er das schon ein Dutzendmal wiederholt; möglich, daß Stunden, vielleicht ganze Tage vergangen sind – Floyd David ist noch nicht bei Sinnen. Er fühlt einen unerträglichen Durst, und er braucht kein Wort zu sagen, der Wärter versteht ihn schon so, und gibt ihm zu trinken, scharfes Zeug, irgendein Brandy, „raff Dich, Junge" – Floyd denkt nicht darüber nach, wie der Schnaps in dieses gelobte Land gekommen ist – aber es hilft ihm auf, er bekommt noch einen kräftigen Schluck, bis es ihn ekelt.

Der Mann faßt ihn an der Schulter und schiebt den Jungen hinaus auf den Gang, dort warten schon zwei, fassen ihn unter und schleppen ihn weiter; Floyd ist ja unfähig, ein Wort zu sagen, zu sprechen, zu fragen, sich zu wehren, aufzumucken. Sie schieben ihren Mann in ein großes Zimmer, ein freundlicher netter heller Raum, mit einem großen Schreibtisch drin, weiße Vorhänge, ein Blumenstrauß auf dem Tisch zur Seite, breite behagliche Lehnstühle, dicker weicher Teppich.

Hinter dem Schreibtisch kommt ein gemütlicher, behäbiger Herr nach vorn, schüttelt dem Jungen die Hand, will wirklich Floyd David die Hand schütteln, Floyd sieht alles nur wie im Traum, es ist so unwirklich. Er fühlt sich einsinken, er wird in einen Sessel gesetzt, und der freundliche Herr, jetzt allein, bleibt neben ihm stehen, lächelt ihn an, hat eine Zigarre im Mund und holt einen tiefen Zug, lächelt väterlich-wohlwollend und sagt: „Na, und nun erzählen Sie mal."

Floyd gibt stockend seinen Bericht und erholt sich langsam, in Hamburg hat die Polizei scheints Zweifel in seine Personal-

angaben gesetzt, er hat sich das auf der Überfahrt zurechtgelegt. Er spricht sich allmählich von seiner Befangenheit frei. Ohne eine Miene zu verziehen hört der Beamte zu, das Lächeln ist allerdings vom Gesicht verschwunden.

Ein Bote tritt ins Zimmer, Tablett in der Hand, ein Tablett mit einer Menge belegter Brote, Früchte, eine Schachtel Zigaretten, Zigarren – der Beamte weist ihn mit einer Handbewegung nach dem Schreibtisch. Als der Mann wieder gegangen ist, sagt der Beamte: „Sie werden Hunger haben, lieber Freund. Rauchen Sie?" Er greift nach der Schachtel, macht sie umständlich auf.

Gewiß, jetzt spürt er deutlich, Floyd ist hungrig, er hat sogar mächtigen Hunger, und er wird auch rauchen, brennend gern rauchen. „Aber Sie müssen mir auch die Wahrheit sagen", fordert der durchaus nicht mehr so gemütliche Herr recht eindringlich den Jungen auf, „die volle Wahrheit. Was Sie da erzählen, ist für alte Tanten".

Floyd David erschrickt.

„Mit wem sind Sie gefahren? Wer hat Sie geschickt? Die Namen der Leute, die Sie im Schiff untergebracht haben, die Heizer, der Bootsmann, und schnell! Wir haben hier nicht Zeit für solche Kindereien."

Floyd holt tief Atem, er fühlt sich in einen Abgrund sinken. „Und mit welchen Leuten haben Sie sich hier abgegeben, Studenten, die Wohnung, die Wirtsleute, haben Sie Freunde hier, auf den Tag genau und haarscharf alles angeben!"

„Ich habe nichts Unrechtes getan."

„Rede nicht!"

„Mein Vater wird alles bezahlen, wenn sich die Schiffahrtsgesellschaft geschädigt fühlt. Sonst ist mein gutes Recht, ich bin niemandem Antwort schuldig, setzen Sie sich mit dem College in Verbindung. . . " Floyd hat sich zur Abwehr aufgerafft. Der Herr pfeift überlegen durch die Zähne, schüttelt bedenklich den Kopf.

„Ich bin ein freier amerikanischer Bürger wie Sie –"

Der Beamte drückt am Schreibtisch auf einen Knopf.

Zwei Kerle poltern ins Zimmer. Den einen kennt Floyd sofort wieder, es ist derselbe, der ihn in der Halle unten vor den Magen geboxt hat. Der Kerl grinst übers ganze Gesicht. Floyd David zittert am ganzen Leibe. „Ich habe nichts getan", kann

er noch herausbringen, dann wird er gegriffen, in Empfang genommen und aus dem Zimmer gezerrt; er ist wehrlos, nur ein Bündel Kleider. Wieder in die Zelle gefeuert. Er hatte sofort gefürchtet, daß sie ihn wieder prügeln würden, aber es war bei Püffen und einem kräftigen Stoß in den Rücken geblieben.

Am Abend bekam der Gefangene ein paar Scheiben Brot und Wasser.

Nummer 61 war damit in den gewöhnlichen Geschäftsgang eingereiht. Nach drei Tagen, nachdem er kurz vorher noch einmal den gemütlichen älteren Herrn kurz gesehen hatte – Floyd hatte ihm nichts Neues mitzuteilen – wurde er dem Distriktsrichter unterstellt. Und ins Gefängnis gesteckt, ohne Zulassung einer Bürgschaft, die Eltern werden benachrichtigt werden.

Das Gesetz, das eine Verschwörung gegen den Bestand des Staates unter Strafe stellt, ist ja sehr eigenartig, es läßt allen möglichen Auslegungen weitesten Spielraum. Der Hamburger Kriminalrat hatte sich die Behandlung dieser Ausweisung leicht machen wollen. Der Vigilanten-Bericht über die Versammlung war einfach ins Englische übersetzt worden, nach den groben Stichworten, auch was über die Vereinigten Staaten berichtet worden war, zurechtgeschnitten auf den jungen Floyd David, der derart der amerikanischen Behörde besonders ans Herz gelegt wurde; denn für einen Landstreicher und Abenteurer harmloser Art bezahlt keine Regierung der Welt die Fahrkosten einer Ausweisung und der Mann wird auf dem kürzesten Weg nur bis zur Grenze gebracht.

Floyd David lernte erst am Tage der ersten Verhandlung seines Falles den Verteidiger, der sich seiner annehmen wollte, kennen. Der Anwalt erzählte ihm, daß Ford und Layton und die anderen, die mit hinübergefahren waren, inzwischen in Moskau gewesen waren und jetzt frei und legal und von der Behörde völlig unbehelligt in New York herumgingen, und daß die Bewegung in gutem Fortschreiten sei, und die Hamburger Konferenz gute Arbeit geleistet habe.

Unverständlich, fühlte David, was man dann noch von ihm will. Die ganze Sache kann jedenfalls nicht schlimm sein. – Im Wartezimmer liest David aus der New York-Times den Bericht eines Tumultes in der Bronx, zwei Negermädchen, Studierte, beide Töchter eines Anwalts, der bei der Stadtbehör-

de beschäftigt und für die Arbeitsbeschaffung in der schwarzen Bevölkerung zuständig ist, hatten die Elektrische besteigen wollen, waren von einem Mann, der nachträglich als betrunken festgestellt werden mußte, daran gehindert worden. Der Mann war sogar handgreiflich geworden, die Mädchen hatten sich gewehrt, die kleinere war zu Boden geschlagen worden, ein kleines schmächtiges Ding, und die größere, die sich am Gestänge festgeklammert hatte, wurde ein Stück weiter geschleift, bis der Schaffner durch einen Schlag auf die Hand sie gezwungen hatte loszulassen – Die Insassen des Wagens waren empört, alle auf Seiten des Mannes, der verhindert hatte, daß diese schwarzen Mädchen den Wagen bestiegen und sich unter die weißen Bürger mischen – wenn auch der Mann, da er betrunken war, später über das erlaubte Maß hinausging, und die am Boden Liegenden mit Füßen getreten hatte, bedauerlich, aber die Schuldigen werden der gerechten Strafe zugeführt! Es ist eine Herausforderung, Aufreizung, ungehöriges Benehmen, es wird gefordert, daß die beiden Mädchen rücksichtslos vom Gesetz angefaßt werden, wo würden die Vereinigten Staaten, der Staat New Jersey, New York etc. hinkommen...

Zwei Mädchen, Töchter eines Anwalts, fahren mit der Straßenbahn – ging es Floyd David immer durch den Kopf, synkopierend.

Die Strafsache Floyd David wurde unter dem Verschwörungsparagraphen kurz und schmerzlos erledigt. Dem Ankläger wurde von der Verteidigung entgegengesetzt; die große Presse war nicht zugegen, die Parteipresse nicht genügend unterrichtet.

Der Angeklagte wurde verurteilt zu 10 Jahren Gefängnis bis zu 16 Jahren.

Der Verteidiger erklärt vor Gericht, daß er die höhere Instanz anrufen werde.

Floyd David war nicht in der Lage zu sprechen, irgendeine Erklärung abzugeben. Draußen liefen die gleichen Leute frei herum – die Tränen stiegen ihm in die Augen, er hätte laut herausschreien mögen, um sich schlagen, weinen und immer wieder weinen – später in der Zelle – aber er schämte sich, die andern hatten eben mehr Glück.

ROMANTISCHE AUFENTHALTE . . . AM LAUFENDEN BAND . . .

Die Entfernung, von der aus die berufsmäßigen Kritiker dieser Zeit die Geschehnisse bemessen, ist zu weit. Man kann die Dinge auch aus der Fliegenperspektive betrachten. Vor ein paar Monaten hat ein deutscher Parteiführer in einer flammenden Ansprache an die Jugend die Belange der jeweils herrschenden Generation erörtert und dabei ein Geheimnis verraten, daß die jüngere Kriegsgeneration, die heute am Ruder ist, sozusagen verhindert ist, Opfer zu bringen für irgend etwas Neues, Bewegliches, Zukünftiges; Opfer werden verlangt, eine Jugend wird gesucht, die sich in den Abgrund stürzt. *Warum bloß so aufgeregt?* Der Mann im Beruf, will sagen in Stellung, der Mensch in der Front einer Idee, mit Weltanschauung, kämpft für diese Front (und auch für die Idee, wird behauptet). Die Generationen folgen einander — — seitdem es in der Welt Geschichtsschreiber gibt. Alle anerkannten Revolutionen, soweit sie in den Schulbüchern gebührend verzeichnet sind, und alle weniger anerkannten, soweit sie das Weltbild von innen und außen entscheidend geändert haben, alle Aufstände und Putsche, alle Massenbewegungen mit bedeutsamen und gleichgültigen Inhalten, alle haben sich immer wieder *sofort* beeilt zu verkünden: es geht um das Schicksal der Kinder und Kindeskinder: die Zukunft. Das hat der Nazarener mit Thomas Münzer, mit dem Verfasser der Deklaration der Menschenrechte und Lenin gemein. Daß die Kinder sich zusammenrotten und die Ungeborenen, um für das Schicksal der Alten zu streiten, ist immerhin neu, im übrigen nicht allein auf die Seite Hugenbergs beschränkt. Die Dynamik im Ideen-Verschleiß hat sich nur geändert. Anzumerken ist als erste und wichtigste Feststellung: die Flucht aus der Zukunft, die Romantik eines Wechsels, der nicht eingelöst wird, bevor er noch ausgestellt ist. Darum voran! Rin in den Dreck! — einer muß ja schließlich reden, denn die Sprache der Ungeborenen ist nur einem Kreis auserwählter Dichter verständlich. Aber kommen Sie mir nicht mit geschäftlichen Sachen, ach —

Die Geschichtsschreiber werden eben umlernen müssen. Die wundervolle Romantik wird Ihnen geboten mit dem Blick zum Ur-Sein hin. Die Biologen sind gerade dabei, den Tod lebendig zu machen, die große Wandlung hebt an. Erkenne dich selbst aus der Wesenheit der Vergangenheit – – in allem Ernst, wenn auch begreiflicherweise die Chinesen schon dabei sind, diese Dynamik in gute Dollars umzuwechseln. Aber warum sollen wir nicht veröstlichen, wir mit der gequälten europäischen Seele? Der wundervolle Tod weist uns den Weg. Ja, ja, die Dynamik des Weltgeschehens startet auch geistige Bewegung. Noch niemals aber, und das ist wahr, ist eine geistige Bewegung, die von der Gegenwart kommt, und daher, mit Verlaub zu sagen, Erkenntnis ist, gegen die Weltachse angerannt. Die wieder anhebende Erörterung über den Tod deutet darin eine Wandlung an. Ist es Mut oder Feigheit – die Gegenwart ist allerdings beschissen. Abgesehen von den Politikern, die dafür bestellt sind, scheint niemand die Ansicht zu haben, daran etwas zu ändern. Vielleicht sollte jemand ernstlich den Vorschlag machen, Thomas Mann hat es ja unlängst schon in der diesem Dichter eigenen – (wozu?) Weise angedeutet, die Stellung des Politiker-Berufes etwas zu heben, geistig und gesellschaftlich und unabhängig von etwaigen Diäten auch materiell – der bezahlte Mann ist mir sicher. Horoskopie und Graphologie, Selbstzeugnisse und alles was mit der uns noch gelehrten Oberflächen-Psychologie zusammenhängt, sind mehr als unsicher. Man sollte es eben gar nicht soweit kommen lassen, daß der Politiker erst hingehen muß, um zuerst mal den Apparat aufzubauen. Das heißt doch schon von Anfang an gezwungen sein, Geld zu verdienen.

Sehen Sie, wenn der Große Hitler sein Drittes Reich aufzieht, was spielt da schon die Gegenwart für eine Rolle. Die Zukunft, die gewesen ist, vergißt man schnell. Und wer kann schon die Inhalte kaufen?, das frage ich Sie. An der Börse ist diese Ware nicht handelsfähig. Unter Konsumware stellt man sich eine Ware mit bestimmten Eigenschaften vor, zum wenigsten als Voraussetzung. Sie kann verderben und überhaupt faul sein, dafür ist die Versicherung da und eine aufregende Gewinnspanne, aber *so* geht das nicht. Was ist denn nun mit der Persönlichkeit?

Ausgezeichnete Sache. Über den Verdienst wollen wir noch gar nicht reden. Der Wettlauf um das Persönlichkeits-Programm in der politischen Weltanschauung steht auf totes Rennen. Aber die Parteien, die es mit der Diktatur halten, sind einige Längen nach vorn, die Persönlichkeit des von Apparat und Ideen und bestimmten Idealen Beherrschten, warum auch nicht? Um der Wahrheit die Ehre zu geben, wenn man es nicht so laut zu sagen fertig bringt, schließlich baut sich auch die Demokratie auf der Persönlichkeit auf. Schließlich aber ist das Ziel jeder Diktatur die Demokratie, nicht? So hört man wenigstens hier und da. Und die Demokratie hat alle Federn eingespannt, daß zur Verteidigung der Menschenrechte und der übrigen Grundlagen eines wahren Volksstaates kein Gesetz scharf genug sein kann, den Gegner zu beseitigen. Kunststück, weil längst der ganze Schwindel aufgeflogen wäre. Der Zauber dieser romantischen Vorstellung liegt eben darin, daß wir das Gehör verloren haben oder noch nicht gefunden für die Sprache der Ungeborenen, Kunststück.

Aber warum ackern die Leute eigentlich nicht auf dem neuen Rohstoff. Die Nachrichten aus Rußland lauten spärlich, und werden vorerst von Interessenten zerknautscht. Interessant wäre doch eine Erhebung darüber zu lesen, zu welchem Erfolg die kommunistische Gewissenerforschung, die für jeden Funktionär wie für jeden Parteimann gilt, geführt hat und auf welchem Gebiete. Die Berufe sind zu erfassen, die Auswirkungen in der Familie, auf der Straße, in der Massenversammlung, die Beine, die Genitalien, das Herz und das Hirn. Die Auswirkungen auf die Funktion dieser mit Recht so gerühmten körperlichen Organe, das Sehen und Hören und der Geschmack und so weiter – Statistik her! Haben die Mathematiker vor bestellten Lustspieldichtern das Feld geräumt? Der deutsche Parteikommunismus hat sich gescheut, diese so zielbewußte Methode der Beherrschung der Persönlichkeit zu importieren. Darin sind ihnen die Peges von den S.A.'s zuvorgekommen. Die Erneuerung, die nationale Revolution vollzieht sich kalt und unerbittlich in der präzisen Abrechnung der aufgewandten Spesen. Versteht sich: geistiger und idealer, und nicht zu vermeiden, auch materieller Art. Oberster Grundsatz: Die Zukunft berechnet keine Spesen,

die Vergangenheit doppelte, und die Gegenwart wird angeschrieben.

Ach mein Großer, warum beackert denn niemand das Feld der Persönlichkeit? Wenn man einen Rohstoff marktgerecht umsetzen will, muß man sich auf die Kenntnis von Vorkommen und Produktionsbedingungen stützen und nicht zuletzt muß man natürlich auch Vorsorge dafür getroffen haben, daß Händler und Verbraucher irgendwie zumindestens am gleichen Strick ziehen. Wie man dann im einzelnen damit fertig wird, das steht ja auf einem ganz anderen Blatt. Es sieht augenblicklich nur so aus, als ob sich niemand richtig rantraut. Der Kampf nach innen, das ist Vorbedingung einer Entwicklung der Persönlichkeit; nicht so stürmisch. Da steht schon wieder die verdammte Generation dazwischen. Sowjetrußland frißt schon, wenn man die 1905er als erste Generation rechnet, an der dritten. Da reden nicht Moralgrundsätze mit, sondern dynamische Berechnungen, und wer sich darüber ereifert, redet Unsinn. Italien ist eben dabei, die Generationsgrundlagen rauszuschälen, um das Reservoir eines Kraftwerks benutzbar zu machen. In Deutschland haben wir die Nachkriegsgeneration spazieren geschickt, und man kann sich nicht wundern, wenn sie plötzlich so greisenhaft erscheint. Ängstlich und im Flüstertone wird hier und da von Krieg gesprochen. Ich meine nicht die angedrehten Martkschreier und die Ungeborenen.

Selbstverständlich wollen wir den Krieg!

Was soll denn weiter sein —? Wer mit Weltanschauungen umgeht und wer den Weltanschauungen einen gegenwärtigen materiellen Inhalt geben will, der — hat man gelesen — setzt sich gewissen Gegenwirkungen aus. Es soll ja Leute geben, die nur mit dem Gebetbuch bewaffnet im Dschungel jagen gehen. Aber das können nur wenige und vor allem verlangt das ein raffiniertes Training; da muß die Zukunft schon verdammt weit in die Vergangenheit gerutscht sein. Das kann ja auch nicht das Ziel sein. Die Persönlichkeit, die entwickelt werden soll, wird ja — unter uns gesagt — nur für einen allgemeinen Durchschnitt an Ideen und Idealen, Kenntnissen und Sicherheiten im Lebens-Ziel und -Auffassung bewußt gemacht. Oder: Disziplin muß geölt werden, sagt irgendwer. Außerdem muß man auch angrei-

fen lernen, oder etwa nicht? Und dabei muß man aufpassen, nicht gegen Windmühlen zu rennen. Besser ist schon, immer gleich gegen den Nebenmann vorzugehen. Schon allein zum Training und so. Und dann findet sich schon das weitere. Erstaunlicherweise, und Wunder aller Romantik, die Front verbreitert sich. Es ist doch nun einmal so, machen wir uns doch nichts vor, die Zeit der Außenseiter ist wieder über uns. Die Leute flüchten, weil kein Gegner vorhanden ist, ich meine die Intelligenzen. Der Schwindel in dieser so beschissenen Zeit geht nämlich zum Schluß darauf hinaus, daß man wieder einsam sein muß, damit man nicht in die Gefahr gerät, alle Welt umarmen zu müssen. Die Misanthropen und Weltschmerzler und alle die Leute, die Sie in einem gedruckten Katalog finden, sind ja *so* museumsreif.

Damit darf ich schließen. Nach dem Vorbilde ausgezeichneter Wissenschaftler fasse ich zusammen. Ich fordere:

1. Die Wiederherstellung der Sklaverei.

Erschrecken Sie nicht wegen eines Wortes, das Sie möglicherweise in Onkel Toms Hütte gelesen haben. Der Aufbau einer neuen wirtschaftsgebundenen Welt, die nach Erzeugung und Verbrauch reguliert werden soll, ist unter den von dieser Generation gegebenen Voraussetzungen nur möglich in einer Umstellung der Gütererzeugung von ganz phantastischem Ausmaß. (Die Rationalisierung der heutigen amerikanischen und europäischen Klamotten-Industrie vergleichsweise in dem Ausmaße der oben angedeuteten gegenüber, als ob die Bleistifte im Büro plötzlich von rechts statt von links angespitzt werden, hat schon einige Milliarden verschlungen, wofür die nächsten Generationen noch ganz hübsch zahlen werden, Spesen wie alte und neue Kriege mit einbegriffen.) Also, Geld ist notwendig. Es sei denn, man erzeugt das Geld, das man sonst dem Besitzer im Weltmaßstabe wegnehmen muß, dieses Geld auf chemischen Wege, synthetisches Geld, etwas, woran man glaubt, wie an gemünztes Gold, Geldeswert. Dieser Geldeswert, so sagen einige Leute, und nicht die Schlechtesten, ist die Arbeitskraft und Produktion des Menschen, die menschliche Leistung, der Mensch schlechthin. Mit dieser Ware, jetzt Geldeswert geworden, soll man vorsichtig umgehen. Oder glauben Sie, daß Geld, Lohn und die dreckige Bezahlung heute noch das allein Ausschlaggebende ist, um beispielsweise für einen Betrieb die

Belegschaft zusammenzuhalten? Und haben wir eigentlich ein Interesse daran, den paar Schwachköpfen, die auf ihren Geldsäcken sitzen, die Verantwortung abzunehmen? Vorläufig hat noch jeder seine bestimmte Weltanschauung und seinen religiösen Kult, unter denen er sich von innen und von außen wäscht. Daher weg mit der Freizügigkeit, und zwar in jeder Beziehung, der geistigen und der materiellen, der privaten und gesellschaftlichen. Der Völkerbund soll ein Preisausschreiben erlassen, ein gangbares Wort für das obenerwähnte, so schamhaft Verhüllte zu finden.

Daraus ergibt sich zwangsläufig auch die zweite Forderung:

2. Die Einführung einer Seelen-Karte.

Weiter nichts, als daß das Paßwesen erweitert wird. Die Gedankenfreiheit ist doch nichts als überalterter Humbug – ich will schon gar nicht darüber sprechen, daß es heute zur guten Erziehung gehört, dem andern die Gedanken abzulesen, mehr noch, dem andern erst Gedanken zu entwickeln, die dann der Nebenmann ruhig ablesen soll, noch mehr sogar, den andern in das geistige Vacuum zu setzen, mit Gedanken, mit Idealen und Genie zu füttern, wenn es die Dynamik für irgendeinen beliebigen Zweck, in den ja doch irgendwie jeder Mensch eingespannt ist, verlangt. Na also. Die Persönlichkeit, überspitzter Individualbegriff, wird registriert, durchleuchtet, ausgewalkt und geknetet und geformt, wie es das Gesetz vorschreibt. Denn mit dem heutigen Paragraphen-Wald kann doch kein vernünftiger Mensch mehr etwas anfangen. Jeder Paragraph wird von jedem Menschen jeden Tag hundertmal übertreten, im Traum, in einer phantasiebegabten Assoziation, im Wunsch, den zu entfesseln sich nur ein x-beliebiger hinzusetzen braucht, der mit Denken loslegt. Die Gesetzmaschine wird man also anders fassen müssen, wenn man denselben Zweck erreichen will, oder sind Sie nicht auch der Meinung, daß nur der Lebensuntüchtige und der ausgesprochene Schwächling mit der heutigen Gesetzesmaschine aneckt? Deswegen also vereinfache man das Ganze durch einen Paß, in dem die Gedanken und Gefühle, der Willen und alles Zwischenstufige, mit dem sich andere Leute noch befassen mögen, in ihrem dem Träger zugeschriebenem Umfange vorher niedergeschrieben sind – ein Blick darauf genügt und erspart ganze Bibliotheken, Kulturen und den Beamtenapparat seit der Sintflut.

Die dritte Forderung habe ich für ihre endgültige Formulierung noch nicht gestreift, ich kann sie nur andeuten, um auch etwas Praktisches anzubringen. Ich fordere:

3. Die Abschaffung des Brotes.

Das Brot muß vom Tisch verschwinden. Es muß aus dem Hirn des Menschen in der geistigen wie in der materiellen Bedeutung ausgelöscht sein. Bilder, die flimmern, stören die Sicht. Aber es wäre auch sonst ganz gut, wenn man es aus der in der Gegenwart so aufgeblähten Ernährungsfrage herauslösen würde. Schließlich ist das ein Prozeß, der sich von selbst entwickelt, im Augenblick bauen ja die Vitamin-Fritzen schon ab. Die Landwirte werden zur Drei-Felder-Wirtschaft zurückkehren müssen, nachdem die chemische Industrie und die Düngemittelwirtschaft die Erdkruste jetzt für Generationen verdorben hat. Im Dahlemer Entomologischen Institut werden schon die Regenwürmer gezüchtet, die den versäuerten und verbrannten Boden, der die Pflanzen vergiftet, beackern sollen. Das wird eine lange Geschichte werden, und man wird aufschreiben müssen, daß nach einigen hundert Jahren darüber nachgefragt werden soll. Es gehört zu den Eigentümlichkeiten der Gesellschaftsbildner, daß die Ernährung immer als Mittel hingestellt wird, wo sie, aber ich bitte das nicht wortwörtlich zu nehmen, Ausgang und Ursprung ist. Na und wenn schon. Die Biologen werden sich nur etwas beeilen müssen, einen anderen Menschen-Bau hinzustellen. Diesen Menschen nur wird der Begriff „Brot" unbekannt bleiben müssen. Vorher werden einige hundert Millionen in diesen Zwischenstufengenerationen noch verhungern und zugleich vergiftet werden. Für heute genug. Die Zeit geht rückwärts, und auf später —.

Quellennachweis und Anmerkungen

Porträtskizze von Ludwig Meidner.
In: Die Aktion No. 16/17 vom 17. April 1915

Trottel – eine programmatische Einleitung.
In: **Das Trottelbuch**, erstes Kapitel. Leipzig 1912. Neuausgabe Edition Text und Kritik 1976 und 1980.

Anmerkungen. In: Die Aktion No. 47 vom 20. November 1912. Erwiderung auf Kurt Hillers Notizen in: Die Aktion No. 45 vom 6. November 1912.

Dagne. In: Die Aktion No. 12 vom 18. März 1913.

Die uralte Mär. Eine Antwort an Przybyszewsky. In: Die Aktion No. 16 vom 16. April 1913. Siehe auch Stanislaw Przybyszewsky, **Zu Franz Jungs Skizze Dagne**, in: Die Aktion No. 15 vom 9. April 1913.

Mitteilung zu Sigyn. In: Die Aktion No. 16 vom 16. April 1913 (Zeitschriftenschau) mitunterzeichnet von Otto Gross. Angekündigte Zeitschrift ist nicht erschienen.

Morenga. In: Die Aktion No. 49 vom 6. Dezember 1913. Otto Gross gewidmet. Hereroaufstand 1904/1905 gegen die deutsche Kolonialverwaltung in Südwest-Afrika.

Der bekannte Kriminalprofessor Hans Gross in Graz. Manifest. In: Revolution No. 5 vom 20. Dezember 1913. Sondernummer für Otto Gross, herausgegeben von Franz Jung.

Achab. In: Die Neue Kunst, Bd. 1, 1913/1914.

W. Winitschenko. Ehrlich zu sich selbst. (Rezension) In: Die Aktion No. 4 vom 24. Januar 1914.

Kardinal Kopp. (Nachruf) In: Die Aktion No. 14 vom 4. April 1914.

Die Telepathen. In: Die Aktion No. 36/37 vom 12. September 1914. Vorfassung zu „Der Fall Gross", dessen Erstdruck 1920 erfolgte. Neuausgabe in: **Grosz/Jung/Grosz**, Brinkmann & Bose 1980.

Gnadenreiche, unsere Königin. Eine Novelle. In: Die Aktion No. 16/17 vom 17. April 1915. Auch Titel für den späteren Novellenband in der Reihe „Der Jüngste Tag" Bd. 42, Leipzig 1918.

Die Vertrustung des Geistes. Eine Ankündigung. In: Die Aktion No. 41/42 vom 9. Oktober 1915.

Die Not des Peter Gnyp. Eine Novelle. In: Die Aktion No. 45/46 vom 6. November 1915.

Vorbedingungen des Zufalls. In: Die Freie Straße. Erste Folge der Vorarbeit 1915.

Du bist nicht krank! Ebenda.

Reden gegen Gott. Ebenda.

Feinde ringsum. Ebenda.

Bemerkung. Ebenda.

Claruschka. Novelle. Erstveröffentlichung nach dem Manuskript und mit einer Einleitung versehen von Walter Fähnders. In: Recherches Germaniques, Straßburg 1977. Ein Auszug aus dem 4. Teil erschien unter dem Titel „Die Krise. Aus den Aufzeichnungen von Carl Ladwig". In: Die Freie Straße. Dritte Folge der Vorarbeit, wie auch in der Novellensammlung „Der Jüngste Tag", Bd. 42.

Bemerkung. In: Die Freie Straße. Vierte Folge der Vorarbeit 1916. Zusammen mit Otto Gross.

Wirkung und Wucht. Ebenda.

Wenn alle wissen werden. Ebenda.

Vorbemerkung zu meinem Roman „Opferung". In: Die Aktion No. 27/28 vom 8. Juli 1916.

Bemerkung. In: Die Freie Straße. Sechste Folge der Vorarbeit 1917.

Von der Not des Widerspruchs, ebenda. Auch als „Die Not des Widerspruchs" in: Neue Jugend. Wochenausgabe No. 1, Mai 1917.

Das Wunder. In: Die Freie Straße. Sechste Folge der Vorarbeit 1917. Auszug in: Neue Jugend. Wochenausgabe No. 1, Mai 1917.

Jehan. Eine Novelle. In: Die Aktion No. 37/38 vom 22. September 1917. Wie auch in: Die Freie Straße. Sechste Folge der Vorarbeit 1917 und „Der Jüngste Tag", Bd. 42.

Rasputin. In: Neue Jugend No. 11/12, 1917.

Grete Meisel-Hess. Das Wesen der Geschlechtlichkeit. (Rezension) In: Die Aktion No. 11/12 vom 17. März 1917.

Religion der Verschwendung. In: Neue Jugend. Wochenausgabe No. 1, Mai 1917.

Die Sekte 1917. In: Neue Jugend. Wochenausgabe (Prospekt zur Kleinen Grosz Mappe) Juni 1917.

Einführung in den Roman „Zuflucht". In: Die Aktion No. 26 vom 30. Juni 1917.

Finanznovellen. (Rezension) In: Die Aktion No. 27/28 vom 14. Juli 1917.

Amerikanische Parade. In: Club Dada (Die Freie Straße) 1918.

Läuterung. Novelle. In: Gnadenreiche, unsere Königin. Novellensammlung „Der Jüngste Tag" Bd. 42. Leipzig 1918. Neben, der Reihenfolge nach: Die Krise. Gnadenreiche, unsere Königin. Läuterung. Jehan.

Babek. Eine Erzählung. In: Die Aktion No. 33/34 vom 24. August 1918.

Arbeitslos -- Arbeiter-Los! In: Räte-Zeitung No. 6, 1919.

Die Proletarisierung des Handwerks. In: Räte-Zeitung No. 15, 1919.

Auswanderung oder Sklavenhandel. In: Räte-Zeitung No. 36, 1919.

Der Einzug der Franzosen in Berlin. In: Die Aktion No. 10/11 vom 15. März 1919.

Asien als Träger der Weltrevolution. In: Der Gegner No. 8/9, November/Dezember 1919.

Zweck und Mittel im Klassenkampf. In: Die Erde 1919. Vier Folgen.

Proletarische Erzählungskunst. In: Proletarier (Theoretisches Organ der KAPD) No. 1, 1920.

Der Oberschlesische Schwindel. In: Kommunistische Arbeiter-Zeitung (Berlin) No. 154, 1920.

Die Schwarze Internationale. In: Kommunistische Montagszeitung (KAZ) vom 20. Dezember 1920.

Für Max Hölz. In: Kommunistische Arbeiter-Zeitung (Berlin) No. 195, 1921.

Reparationskapitalismus. Zur Frage der Erfassung der Goldwerte. Erstdruck nach dem Manuskript. Entstanden Moskau 1921.

Fröhliche Weihnachten, vergnügte Feiertage. In: Die Rote Fahne vom 25.12.1921.

Sie stehen ihrer eigenen Befreiung im Wege. Skizze. In: Die Rote Fahne vom 4. März 1924.

Hier Stinnes – hier Minoux. In: Das Wort No. 391 vom 29. März 1924.

Pawel Dorochow. Golgatha. In: Arbeiter-Literatur No. 3/4, Mai 1924.

Jack London, ein Dichter der Arbeiterklasse. (Rezension) In: Arbeiter-Literatur No. 5/6, Juni 1924.

B. Traven. Erstdruck nach dem Manuskript. Dieser wohl als Rezension gedachte Text muß um 1926 entstanden sein, dem Erscheinungsjahr des „Totenschiffes" (Büchergilde Gutenberg). „Baumwollpflücker' wurde bereits 1925 im Feuilleton des „Vorwärts" als Fortsetzung gedruckt.

Theater-Probleme der Gegenwart. In: Deutsche Allgemeine Zeitung No. 150 vom 30. März 1927.

Zurück zum Theater. In: Die Literarische Welt vom 15. Juli 1927.

Zwei unterm Torbogen. Erzählung. In: Die Rote Fahne No. 37, Feuilleton Beilage, vom 12. Februar 1928.

Streit in der Kneipe. In: Die Rote Fahne No. 79, Feuilleton, vom 1. April 1928.

Der Wille zum Stil im Drama der Gegenwart. In: Der Bücherkreis No. 11/12, 1929.

Verkannte Lebensschicksale. Münchhausen, der Lügen-Baron. In: Die Italien-Zeitung No. 18 vom 3. Mai 1930.

Verkannte Lebensschicksale. Johann Christian Ruberg, der Goldmacher. In: Die Italien-Zeitung No. 20 vom 17. Mai 1930.

Floyd David. Erstveröffentlichung durch Fähnders/Karrenbrock/Rector in: Sammlung proletarisch revolutionärer Erzähler, Neuwied 1973. Diese Kurzgeschichte ist um 1930 entstanden.

Romantische Aufenthalte. . . am laufenden Band. . . In: Neue Revue No. 10, 1930

INHALT

Editorische Notiz 7

Fritz Mierau, Leben und Schriften des Franz Jung.
Eine Chronik 9

I. Zwischen den Zeiten
Atemholen und Ende – Der innere Krieg wird . . .
1912 – 1914

Trottel. Eine programmatische Einleitung 68
Anmerkungen 72
Dagne 73
Die uralte Mär. Eine Antwort an Przybyszewsky 75
Mitteilung 77
Morenga 78
Der bekannte Kriminalprofessor Hans Groß in Graz 82
Achab 84
W. Winitschenko. Ehrlich zu sich selbst 91
Kardinal Kopp 92
Die Telepathen. Eine Novelle 94

II. . . . zur öffentlichen Angelegenheit –
Paradies Verdun und das große Geschäft
1914 – 1917

Gnadenreiche, unsere Königin 102
Die Vertrustung des Geistes. Eine Ankündigung 105
Die Not des Peter Gnyp. Eine Novelle 107
Vorbedingungen des Zufalls 111
Du bist nicht krank! 114
Reden gegen Gott 116
Feinde ringsum 121
Bemerkung 123
Claruschka 124
Bemerkung 152
Wirkung und Wucht 153
Wenn alle wissen werden 155

Vorbemerkung zu meinem Roman „Opferung“ 157
Bemerkung 158
Von der Not des Widerspruchs 159
Das Wunder 162
Jehan. Eine Novelle 172
Rasputin 176
Grete Meisel-Hess. Das Wesen der Geschlechtlichkeit 178
Religion der Verschwendung 180
Die Sekte 1917 182
Einführung in den Roman: Zuflucht 184
Finanznovellen 186

III. Im November: Revolution
Vom Osten kommt das Glück herüber
1918 – 1920

Amerikanische Parade 190
Läuterung 192
Babek. Eine Erzählung 203
Arbeitslos – Arbeiter-Los! 206
Die Proletarisierung des Handwerks 209
Auswanderung oder Sklavenhandel? 213
Der Einzug der Franzosen in Berlin 217
Asien als Träger der Weltrevolution 219
Zweck und Mittel im Klassenkampf 223
Proletarische Erzählungskunst 241
Der oberschlesische Schwindel 245
Die schwarze Internationale 248

IV. Die Revolution verkracht –
Überall nur Schieber
1921 – 1930

Für Max Hölz 252
Reparationskapitalismus. Zur Frage der Erfassung der Goldwerte 253
Fröhliche Weihnachten, vergnügte Feiertage 270
Sie stehen ihrer eigenen Befreiung im Wege 274
Hier Stinnes – hier Minoux 277
Pawel Dorochow. Golgatha 281

Jack London, ein Dichter der Arbeiterklasse 283
B. Traven 285
Theater-Probleme der Gegenwart 287
Zurück zum Theater 289
Zwei unterm Torbogen. Erzählung 292
Streit in der Kneipe 298
Der Wille zum Stil im Drama der Gegenwart 300
Verkannte Lebensschicksale. Münchhausen, der Lügen-Baron 311
Verkannte Lebensschicksale. Johann Christian Ruberg, der Goldmacher 315
Floyd David 319
Romantische Aufenthalte. . . am laufenden Band. . . 336

Quellennachweis und Anmerkungen 342

Franz Jung Werke in Einzelausgaben
bei Edition Nautilus

Band 1/1 Feinde Ringsum / Prosa und Aufsätze 1912 – 1963. Erster Halbband bis 1930.
Band 1/2 Feinde Ringsum / Prosa und Aufsätze 1912 – 1963. Zweiter Halbband bis 1963.
Band 2 Joe Frank illustriert die Welt / Die Rote Woche
Band 3 Proletarier / Arbeiter Thomas (Nachlaßmanuskript)
Band 4 Die Eroberung der Maschinen. Roman
Band 5 Nach Rußland! Aufsatzsammlung
Band 6 Die Technik des Glücks * Mehr Tempo! Mehr Glück! Mehr Macht!
Band 7 Theaterstücke und theatralische Konzepte
Band 8 Sprung aus der Welt / Expressionistische Werke
Band 9 Abschied von der Zeit / Dokumente * Briefe * Autobiographische Skizzen
Band 10 Gequältes Volk. Ein Oberschlesien Roman (Nachlaßmanuskript).

* Fritz Mierau. Leben und Schriften des Franz Jung. Eine Chronik. Sonderdruck aus Band 1/1.

* Jeder Band ist mit einer Einleitung versehen. Die Erscheinungsweise der einzelnen Bände folgt nicht unbedingt ihrer numerischen Zählung. Die Bände sind sowohl in einer Paperback als auch in einer gebundenen Ausgabe lieferbar. Änderungen der Zusammenstellung wie auch Erweiterung der Auswahl bleiben vorbehalten. Subskriptionsnachlaß bei Abnahme aller Bände beträgt 10% vom Ladenpreis. Subskriptionsfrist bis 31.12.1981.